

Friedrich David Gräter

Württembergisch Franken - Band 52

JAHRBUCH 1968

Friedrich David Gräter

1768-1830

Württembergisch Franken - Jahrbuch Band 52

Schwäbisch Hall

Historischer Verein für Württembergisch Franken

1968

Friedrich David Gräber
1768-1830

Württembergische Landesbibliothek Stuttgart Band 52

Historisches Archiv der Schwäbisch-Hallischen Kreisstadt
Schwäbisch Hall
P 8.1969

Gesamtherstellung: Druckerei E. Schwend KG, Schwäbisch Hall

Vorwort

Daß Friedrich David Gräter ein ganzes Jahrbuch gewidmet wird, bedarf keiner umständlichen Rechtfertigung. Wenn es auch unstatthaft, ja unbillig wäre, ihn mit den Großen und Größten seiner Epoche — der „Goethezeit“! — vergleichen zu wollen, so müssen doch seine wissenschaftsgeschichtliche Leistung nicht erst künstlich konstruiert, seine geistesgeschichtliche Bedeutung nicht mühevoll aufgeblasen werden. Es läßt sich auch ohne Übertreibung feststellen, daß sich die Gräter-Forschung in den letzten Jahren, wenn schon nicht in stürmischem Tempo, belebt hat, daß (unabhängig von der vom Kalender diktierten Ehrenpflicht) die Teilnahme gewachsen ist, die diesem Manne, seinem Schaffen, seiner geistigen Gestalt überhaupt entgegengebracht wird. Indes fehlt es doch noch immer an einer umfassenden Monographie seines Lebens und Werkes; die 1935 erschienene Dissertation von Irmgard Schwarz ist längst vergriffen.

Die hier gesammelten Beiträge können nun keineswegs den Anspruch erheben, als das von verschiedenen Seiten gewünschte Gräterbuch zu gelten, das sowohl den besonderen wissenschaftlichen Bedürfnissen zu entsprechen als auch das „Vergnügen“ eines größeren Publikums zu finden vermöchte. Bis zu diesem Ziel ist der Weg noch weit, so weit, daß es je und je anzudeuten war, wie es noch an gewissen Vorarbeiten gebricht: an geduldigen, sorgfältigen Zusammenstellungen, an einer auf den bestmöglichen Stand gebrachten Bibliographie, an einem im simpelsten Sinne aufschlußreichen Personenregister, ohne das ein auf eine deutliche Darstellung bedachter Biograph nicht auszukommen vermag. Nicht einmal von einer befriedigenden Auswertung der in reicher Menge vorhandenen Materialien kann die Rede sein, geschweige denn, daß die nötigen Nachforschungen auf allen Fragenfeldern schon eingeleitet wären.

Als ein in mehreren Bildungswelten eingesessener Bürger, der neben dem Studium der germanischen Altertumswissenschaft vorab die klassische Philologie gepflegt, seine frühen Erfolge auch mit Vorlesungen über Anakreon errungen hat, fordert Friedrich David Gräter Kenntnisse, über die heute, im Zeitalter des Spezialistenwesens, in souveräner Weise kaum mehr ein einzelner Gelehrter verfügt. Es empfiehlt sich somit, einen Sammelband vorzulegen, der als solcher freilich seine natürlichen Schwächen hat; Wiederholungen und Überschneidungen lassen sich bei ihm nicht vermeiden.

Trotz diesen mit Händen zu greifenden Schwierigkeiten waren und sind sich doch alle Mitarbeiter darin einig, daß es besser und richtiger sei, einen Anfang zu machen und weitere Aufsätze anzuregen, als in falschem Vollständigkeitstrieb die Zettelkästen zu vermehren und das, was wiederentdeckt wurde, einfach ruhen zu lassen; das hieße jedenfalls ganz ungräterisch denken. Insbesondere ist ja auch zu hoffen, daß sich der Aufnahme neuer alter Texte, zumal von Stücken aus dem in der Tat ungemein ergiebigen und noch einer genaueren Beschreibung harrenden Briefkorpus künftige Jahrbücher nicht verschließen werden.

Die Liste derer, die sich mit Auskünften an dem Band beteiligt haben, ist viel zu lang, als daß sie hier Platz fände. Und so muß ich mich denn damit zufrieden geben, den aufrichtigen Dank auf die Haupthelfer zu beschränken. Die Württembergische Landesbibliothek, an ihrer Spitze Herr Professor Dr. Wilhelm Hoffmann, hat in liebenswürdiger Weise den bei ihr verwahrten Nachlaß dem Ludwig-Uhland-Institut der Universität Tübingen geöffnet. Dessen Direktor, Herr Professor Dr. Bausinger, ist nicht müde geworden, Fragen zu beantworten und seinen bewährten Rat zu jeder Stunde zu erteilen. Sodann aber darf mein Sohn, Roland Narr, nicht vergessen werden; er und seine Frau Hannelore haben nicht nur nachgeschlagen und exzerpiert, vielmehr auch mit Vorschlägen, Beobachtungen und Gedanken dem Fortgang der Arbeit gedient. Ebenso ist es mir ein Bedürfnis, nachdrücklich den Herren Dr. Hans Radspieler und Gymnasialprofessor Dr. Gerd Wunder für ihre so tatkräftige Unterstützung zu danken. Daß auch weiterhin jeder, auch der kleinste, Hinweis willkommen sein wird, braucht wohl kaum noch betont zu werden.

Eschenau, Post Vellberg, im Februar 1968

Dieter Narr



Friedrich David Gräter (1768—1830)

Biographische Bausteine

Von Dieter Narr

„Über Gräter sind wir nur mäßig gut unterrichtet.“ Diese Feststellung hat Heinrich Lohre vor rund fünfundsechzig Jahren getroffen und seinem Versuch vorangestellt, die Lücke nach Kräften auszufüllen. Es ist ihm dabei freilich nicht darum gegangen, eine ausführliche Biographie zu verfassen: Was er über das Leben und Schaffen des Mannes mitteilt, der als „charakteristischer Vermittler zwischen der alten und der neuen Zeit einigen Anspruch auf unser Interesse“ habe, hält sich im Rahmen eines Exkurses in einer der Geschichte des Volksliedes gewidmeten Untersuchung.¹ Lohre hat weder als erster noch als letzter über Friedrich David Gräter gehandelt. Sieht man von den zeitgenössischen Urteilen und Würdigungen ab, von denen später noch etwas ausführlicher die Rede sein soll, dann ist vor allem auf den Beitrag Heinrich Dörings zu verweisen, der, wie-wohl im Stil einer Laudatio geschrieben, an geschickt gewählten, längeren Zitaten keinen Mangel leidet und mit Daten nicht spart, die freilich auch einmal (genau-so wie dies bei späteren Darstellungen nötig ist) zu berichtigen sind.²

¹ Heinrich Lohre, Von Percy zum Wunderhorn, S. 89 f.

² Heinrich Döring in Ersch und Grubers Allgemeiner Encyclopädie ... S. 91—97. So fehlt z. B. dort die Angabe des Studienorts: Halle an der Saale. In anderen Darstellungen hat sich dagegen länger der Irrtum gehalten, daß Gräter auch die Universität Tübingen besucht habe.

Abbildung: Friedrich David Gräter 1797 nach Christoph Wilhelm Bock, Sammlung von Bildnissen Gelehrter Maenner und Künstler ..., Bd. I, Nürnberg 1802.

Die erste größere Monographie hat dann im Jahre 1935 eine Schülerin Leopold Magons, Irmgard Schwarz, vorgelegt. Von Emil Kost und Wilhelm Hommel mitberaten, auf breiter Materialgrundlage, von den Bibliotheken in Kopenhagen und Amsterdam unterstützt, hat sie mit Fleiß und Einfühlungskraft den Lebensgang Gräters nachgezeichnet, ohne daß es dabei freilich ihre Absicht gewesen wäre, sich auf den einzelnen Stationen länger aufzuhalten; das Intim-Biographische mußte zugunsten des Werk- und Wissenschaftsgeschichtlichen komprimiert oder auch in den Anmerkungsteil verwiesen werden. Sehr kurz ist allerdings das Schlußwort über „Gräters geistesgeschichtliche Stellung und Bedeutung“ ausgefallen.³ Wer sich darüber näher orientieren will, dem wird Hugo Mosers Kapitel über die „Schwäbische Vorromantik“ gute Dienste leisten.⁴ Auch Josef Dünninger wird ihm ein zuverlässiger Wegführer sein,⁵ dem sich der Bericht-erstatter in dem Sammelwerk „Zur Geschichte von Volkskunde und Mundartforschung in Württemberg“ dankbar anvertraut hat.⁶

In den folgenden Blättern liegt der Akzent eindeutig, ja einseitig auf dem Biographischen (im engeren Sinne des Begriffs); sie sind von dem Willen bestimmt, den Leser mit den Hauptereignissen in Gräters Leben bekanntzumachen, Bausteine zusammenzutragen für künftige (hoffentlich noch minutiösere) Forschung. Ein soweit als nur möglich getreues und vollständiges Lebensbild wird nämlich nur der zu zeichnen vermögen, der beides miteinander verbindet: die Spezialkenntnisse des germanistischen, nordistischen und klassischen Philologen und die Vertrautheit mit dem wahrhaftig nicht mit ein paar forschenden Worten zu kennzeichnenden „Zeitgeist“, mit jener so spannungsreichen als fruchtbaren Epoche der deutschen und europäischen Geistesgeschichte, deren Denken, deren ganze Stimmung Friedrich David Gräter so nachhaltig beeinflußt und so entscheidend geprägt haben, daß das Typische, das, was ihn zu einem Repräsentanten der Wendezeit vom 18. zum 19. Jahrhundert macht, mindestens so lebhaft interessieren muß wie das Charakteristische, das, was dem Individuum eigen ist und es von seiner Umgebung und Mitwelt auch immer wieder einmal unterscheidet. Von diesem Ziel einer umfassenden, alle an sich ganz löblichen lokalpatriotischen Feierreden hinter sich lassenden Darstellung und Deutung eines „merkwürdigen Mannes“ sind wir noch weit entfernt. Immerhin aber läßt sich doch heute schon fragen, ob es denn noch stimme, daß „wir nur mäßig gut unterrichtet“ seien, was den Jubilar des Jahres 1968 betrifft. So manche Strecke auch noch im Dunkel liegt, so viele Einzelprobleme noch zu klären sind, so rätselhaft uns auch so manche Gebärden und Reaktionen des Menschen, des Gelehrten erscheinen müssen, so zahlreich, wenn auch verstreut, sind doch die Nachrichten von seinem Leben, so kräftig fließt vornehmlich die Quelle des Selbstzeugnisses. Friedrich David Gräter ist selber zeitlebens darum besorgt gewesen, daß noch die Nachwelt von ihm Bescheid bekomme, weder seine Arbeiten vergesse noch seine Person aus dem Gedächtnis verliere. Sein Name ist auch — zum mindesten in seiner Vaterstadt — ein Begriff geblieben, wenngleich sich auch nicht viel mehr als das Wissen erhalten haben

³ Siehe S. 138.

⁴ Uhlands Schwäbische Sagenkunde, S. 4—14. Vgl. dazu neuerdings auch Gerhard Storz, Schwäbische Romantik. Dichter und Dichterkreise im alten Württemberg (1967).

⁵ Geschichte der Deutschen Philologie, bes. Sp. 122—176 (VI. Die Herder-Zeit. VII. Die Grimm-Zeit).

⁶ Bes. S. 46—49.

mag, daß er sich durch besondere Gelehrsamkeit ausgezeichnet und in alle vier Winde hinaus korrespondiert habe.

Lohre, der allein schon deshalb wiederholt zu nennen ist, weil er, über eine plastische Schreibart verfügend, durch seine pointierten Formulierungen den Leser zu provozieren versteht, hat bedauert, daß die „biographischen Skizzen“ „die erste Jugend“ Gräters vernachlässigten und zu wenig auf eine „Charakteristik der Persönlichkeit“ ausgingen. Eine breitere Schilderung der Kinder- und Schülerjahre setzte allerdings etliche Vorarbeiten insonderheit über das kulturelle Leben in Hall in den beiden letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts, im Zeitalter der Spätaufklärung, voraus; die Vorstellung von dem „verträumten, altertümlichen Reichsstädtchen“⁷ wird kaum zureichen, auch wenn man dort, nicht anders als in Augsburg oder Ulm, nicht geradezu stürmisch die „Fackel“ des Fortschritts und des modernen Geistes vorangetragen haben mag. Erfreulich erweitert haben sich aber die Möglichkeiten, von Gräters Studentenzeit und den Anfängen seines Berufslebens, den frühen Mannesjahren etwas zu erfahren; der von Irmgard Schwarz schon zum Teil benützte Stuttgarter Nachlaß gibt hier manchen willkommenen neuen Aufschluß. Ebenso läßt sich wenigstens bis zu einem gewissen Grade Lohres Wunsch nach einer schärferen „Charakteristik der Persönlichkeit“ verwirklichen. Dabei wird man freilich zu einem etwas anderen Ergebnis gelangen, als es in seiner Arbeit von 1902 festgehalten ist: Es ist, um von anderen heftigen Vorwürfen ganz zu schweigen, nicht zulässig, ja nicht gerecht, Gräters Verdienste in der Hauptsache auf seine Leistungen in der Volksliedforschung zurückzustützen und seinem allerdings nicht unschwierigen Charakterbild Jacob Grimms „klare Männlichkeit“⁸ gegenüberzustellen; die dem Historiker durchaus zustehenden, ja von ihm geforderten Urteile dürfen nicht zu Zensuren mit moralischem Beigeschmack werden.

Erstaunlicherweise ist die Selbstbiographie (deren Abschluß Lohre — wohl richtig — auf das Jahr 1794 datiert hat),⁹ nicht einmal in genügendem Maße ausgewertet worden; man dürfte sich dabei allerdings nicht von der Mühe dispensieren, den dort vorkommenden Personennamen ein wenig nachzugehen und vorab sich die Lehrer des Knaben und Jünglings genauer anzusehen.

Der am 22. April 1768 geborene Friedrich David Gräter ist in einem bürgerlich kultivierten Elternhause aufgewachsen, in dem er keinerlei Mangel an geistigen Anregungen zu leiden hatte. Folgt man mit gutem Fug seiner eigenen Aussage, so hat er seinem Vater, dem Ratsadvokaten und Ratsbibliothekar Ludwig Peter Gräter, den „ersten Hang zu dem Studium der vaterländischen Alterthümer“ zu danken; sein Auge wurde geschärft und ganz im Geist des Jahrhunderts zur Beobachtung erzogen, seinem bildsamen Gemüt aber haben sich die „Sagen und Geschichten der Vorzeit“ eingeprägt.

Daß die Neigung zu Kunst und Poesie schon von Kindesbeinen an die nötige Nahrung erhielt, ist offensichtlich auch auf den nicht minder starken Einfluß der in Bonhöferischer Familientradition stehenden Mutter zurückzuführen; die poetischen Ambitionen haben sich frühzeitig entwickelt und haben auch im späteren Leben den Mann nicht verlassen, wie denn überhaupt sein Geist schon in den Jugendjahren den ihm gemäßen Weg eingeschlagen und ziemlich unbeirrt bis ins

⁷ Irmgard Schwarz, S. 9.

⁸ Heinrich Lohre, S. 101.

⁹ Folgt man allerdings der „Vorrede“ zu den „Lyrischen Gedichten“ (1809), dann kommt man auf das Jahr 1793.

reifere Alter verfolgt hat. Das Kapitel „Klopstock in Schwaben“¹⁰ wäre in der Tat unvollständig, nähme darin nicht Friedrich David Gräter den ihm gebührenden Platz ein.

Als Achtzehnjähriger hat er die Universität Halle bezogen; wenn man von den damaligen Verhältnissen ausgeht, ist also der Übergang von der Schule zur Hochschule zu einem relativ späten Zeitpunkt erfolgt. Dabei muß man freilich bedenken, daß Hall sich rühmen konnte, ein Gymnasium illustre zu beherbergen, eine Anstalt mit akademischer Aufbaustufe, in der sich, modern gesprochen, bereits die zum Philosophicum erforderlichen Einsichten in den Grundcharakter und das Wesen wissenschaftlicher Arbeit erwerben ließen. In der Reihe der Rektoren, die nicht allein den Ruf tüchtiger Pädagogen, sondern auch seriöser Gelehrter beanspruchen konnten, ist nicht zuletzt Philipp Jakob Leutwein zu nennen, der just im Jahre 1786, in dem Gräter nach Halle ging, „das Jubelfest der 50jährigen Schultätigkeit“ begehen konnte.¹¹ Daß der dem modischen „Galantismus“ so abhold und auch gegen den aufkommenden Philanthropinismus so skeptisch eingestellte, durchaus konservative Lehrer bei Gräter schließlich den Ausschlag bei der Wahl des Studienfaches gegeben hat, ist einigermaßen erstaunlich. Nachdem der vielseitig talentierte Schüler nach Abschluß seiner 11 Gymnasialjahre zuerst an die Jurisprudenz, dann an die Medizin und endlich an die Mathematik gedacht hatte, entschied er sich für die „wissenschaftliche Gotteslehre“, von der er schon in Hall einen „Vorsmack“ erhalten hatte. Im sächsischen Halle, an der dortigen theologischen Fakultät wehte freilich ein etwas schärferer Wind: Gräter nennt Semler, Nösselt, Knapp und Niemeyer als seine „verehrungswürdigen“ Lehrer. Wer in der Theologiegeschichte auch nur ein wenig bewandert ist, wird die Unterschiede, die zwischen diesen vier Männern bestehen, nicht verkennen; innerhalb der Aufklärungstheologie hat es — natürlich! — Schulen und Richtungen gegeben, vom sogenannten milden Supranaturalismus über die fortschrittliche Neologie bis zum radikaleren Rationalismus. Seltsamerweise hat sich nun aber der junge Gräter vorzüglich auch über die freimütige Sprache des Neutestamentlers und Dogmatikers Georg Christian Knapp (1753—1825) gewundert,¹² der seiner ganzen Wesensart nach noch nicht zu weit entfernt von der gemäßigten Tübinger Schule und ihrem irenischen Haupt, Gottlob Christian Storr, gewesen ist. Der Entwurf eines Briefes an Wilhelm Friedrich Hufnagel, damals Professor in Erlangen, vom 8. Juni 1787¹³ läßt sich geradezu als Rechenschaftsbericht ansehen, aus dem deutlich wird, wie klar der Hallenser Student sich seiner „veränderten Denkungsart“ bewußt geworden ist, ja, wie ihm dabei auch nicht gewisse innere Konflikte mit dem allem Anschein nach in kirchlichen und religiösen Dingen mehr am Hergebrachten festhaltenden Elternhause erspart geblieben sind.

Es wäre zu wünschen, daß in einer größeren Biographie auch einmal der Theologe Gräter ausführlicher zu Wort käme; so ganz spärlich sind die Zeugnisse dann doch nicht, die von der Beschäftigung mit den Fragen künden, denen er sich bei seinem ursprünglichen Studium zugewandt hat. Sie ist freilich, wie sich alsbald zeigen wird, von anderen Interessen überlagert worden. Indes deuten eben auch die — man möchte sagen — zufälligen Bemerkungen des reiferen Mannes über

¹⁰ Vgl. Ilse Tiemann (Bibliographie!).

¹¹ Chr. Kolb, Zur Geschichte des alten Haller Gymnasiums, S. 33.

¹² Siehe Die Religion in Geschichte und Gegenwart III³, Tübingen 1959, Sp. 1679 f.

¹³ Siehe Stuttgarter Nachlaß: Cod. Misc. Q. 30. Nr. 125. Zu Fr. W. Hufnagel vgl. „Amalie“, Anm. 123.

metaphysische und transzendente Probleme darauf hin, daß er sich ziemlich bruchlos weiterentwickelt hat. Soweit sich hier eine Aussage überhaupt geziemt, kann man behaupten, daß Friedrich David Gräter, unbeschadet seiner Vorliebe für Metaphern aus der nordischen und griechisch-römischen Mythologie, die von ihm ganz im Sinne der Aufklärung personifizierte und zur Hypostase erhobene „Religion“¹⁴ seiner Studienjahre bewahrt und dabei ein um so reineres Gefühl gehabt habe, als der von ihm über alle Maßen verehrte Klopstock die Bahn gebrochen hatte, beides zugleich zu sein: „ein tief in seiner Seele fühlender Christ“ und im „Tempel des Vaterlands“ ein Sänger der „Vorzeit“, „aus sinniger und inniger Begeisterung für Teutonia's Ruhm und Ehre“.¹⁵ Aus dem nämlichen Jahr 1787 stammt übrigens noch ein weiterer Brief (dessen Adressat ungewiß ist), in dem Gräter „einige charakteristische Züge“ aus seinem Hallenser „Anekdotenkästchen“ „aufzutischen“ beliebt.¹⁶ Es ist ergötzlich, den großen, würdigen Theologen Johann Salomo Semler von der Operette nach Hause zu begleiten und ihn dabei „immer aus vollem Hals ganz fidel“ singen zu hören: „Amfion! du Menschenretter! etc.“ Eindrucksvoll ist auch die Schilderung eines Studentenkrawalls, bei dem der Prorektor Nösselt im Schlafrock erscheint mit der verblüffenden Mitteilung: „meine Herren . . . ich habe alle meine Fensterladen öffnen lassen, ich erlaube es Ihnen, mir die Fenster alle einzuschmeißen“. Vor allem muß aber Gräter in Halle auch einmal dem „enfant terrible“ der Aufklärung, dem von Goethe rauh gerupften Doktor Bahrdt, begegnet sein; der „Fall Bahrdt“ spielt zumal auch in den Briefen Johann Georg Meusels an seinen Schützling eine nicht ganz geringe Rolle.¹⁷ Zu unterstreichen ist aber der Name Niemeyer, wenn an Gräters theologische Lehrer in Halle gedacht wird. August Hermann Niemeyer, ein Urenkel A. H. Franckes, ist über das engere theologische Territorium hinausgestoßen, als Pädagoge, als Philologe. In seiner „Gewogenheit“ hat er Gräters alte „heimliche Neigung“ entdeckt und eine weitere Tür aufgetan zur gelehrten Bardendichtung. Nicht gesonnen, sich auf den theologischen Hörsaal zu beschränken, verstand es der junge Theologe dann namentlich auch, die Gunst des berühmten Homerforschers Friedrich August Wolf zu erlangen; ein Erfolg, der bei seinen auf dem heimatlichen Gymnasium erworbenen Kenntnissen in den Humaniora eigentlich nicht zweifelhaft sein konnte.

Indes zwang dann leider der Ausbruch einer „epidemischen Krankheit“ zum Wechsel des Studienorts: Der Abschied von Halle mußte ihm nicht allein aus wissenschaftlichen Gründen, im Gedanken an die nicht wiederkehrende Gelegenheit zur Teilnahme am Wolfschen Seminar schwerfallen. Er mußte auch den Freund zurücklassen, der (als sein „Stubenpursch“) ihm besonders nahe stand: Georg Gustav Fülleborn, der ebenfalls von der Theologie ausgegangen ist und dann ähnlich wie Gräter auf dem Weg über die Philosophie zur Philologie gefunden hat.¹⁸ Die Briefe, die zwischen den gleichgesinnten Kommilitonen hin und her gegangen sind, bilden einen Komplex, der nicht allein für ein Lebensbild Gräters in höchstem Maße ergiebig ist, sondern auch, was seinen literarischen Rang betrifft, hinter

¹⁴ Höchst charakteristisch Gräters Gedicht: „Trost der Religion im Tode“ (bes. Str. 2) in: *Zerstreute Blätter* I, S. 368–370.

¹⁵ *Zerstreute Blätter* I, S. 326 und 330.

¹⁶ Siehe Stuttgarter Nachlaß: Cod. Misc. Q. 30. Nr. 54.

¹⁷ Siehe Stuttgarter Nachlaß: Cod. Misc. Q. 30. Nr. 66 (Erlangen 23. 12. 1789); Nr. 67 (Erlangen 2. 6. 1790); Nr. 68 (Erlangen 16. 8. 1790).

¹⁸ Vgl. „Lyrische Gedichte“, S. 89–97. Ferner: „Amalie“, Anm. 11.

bekannteren Briefsammlungen in der Epoche des „Freundschaftskultes“ kaum zurücksteht; und dies um so weniger, als die Partner sich gleichsam immer halb an eine mitgedachte, mitlesende Öffentlichkeit gewandt und sich nicht nur untereinander, sondern auch vor der gebildeten und gelehrten Welt ausgetauscht haben. Auch Fülleborn mit seinem ihm wie auf den Leib geschnittenen poetischen Namen zeigt in der Sprache eine ungewöhnliche Ausdruckskraft, vermag sich nicht selten zu poetischem Pathos und hymnischem Schwung zu erheben, hingerissen preist er das Glück der Freundschaft:

„So möchte ich bethen, Freund — Dankbarkeit ist die Mutter des Gebethes, wo soll ich ihn hernehmen, dem ich danken kann für das Gefühl der Freude, der Wehmuth, den Freudenthränenstag, welchen mir Dein Andenken an mich zu geführt hat! Wem soll ich in diesem Augenblicke danken? Ich muß einen Gott haben, damit ich danken kann.“¹⁹

Trotz solchen überströmenden, in ihrer Aufrichtigkeit aber keineswegs anzuzweifelnden Expektorationen, trotz der Überzeugung, daß der Freund hervorbreche, leuchte, strahle, um „noch ein großer Mann“ zu werden, unterdrückt Fülleborn sachliche Einwände so wenig, wie er überhaupt ein gesundes und sicheres Urtheil über seine Zeit, ihre literarische Produktion, ihren Geschmack hat:

„Ein grosser Fleck in der heutigen Poesie will mir nicht gefallen: es ist eitel Feile und Kunst, ein französischer Garten, wenig englische Parks: Wir sind jetzt, nur eine andere Art, aber wir sind wirklich Gottschedianer.“²⁰

Das „Memento mori“, gewiß auch bei Fülleborn ein geläufiges Motiv des jugendlichen Schriftstellers, klingt schon deshalb glaubhafter, weil in der Tat kaum anderthalb Jahrzehnte vergehen mußten, bis Gräter, wie es der Freund vorausgeahnt hatte, ihn als sein „Parentator“ beklagte.

In Erlangen, der damals noch relativ jungen Universität, auf der Gräter sein Studium fortgesetzt hat, ist es vor allem Johann Georg Meusel, der heute noch unentbehrliche Helfer bei allen dem 18. und früheren 19. Jahrhundert gewidmeten Arbeiten, gewesen, der sich wohlwollend des zielbewußten Talents angenommen hat. Allerdings ist es auch ihm nicht geglückt, seinem Schützling in den Steigbügel eines Universitätslehrers zu helfen. Er mußte ihn hingegen damit trösten, daß der Anfang seiner „Versorgung“ doch gar nicht so schlecht sei, daß er, Gräter, immer noch besser gefahren sei „als viele hundert anderer, auch nicht ungeschickter Männer, die viele Jahre auf der verdrießlichen Kandidaten- und Exspectantenbank herumrutschen müssen“.²¹

Wie der ehemalige Schüler diesen Brief aufgenommen hat, ist nicht bekannt. Mit der „Versorgung“ aber ist nichts anderes gemeint als die Übernahme der Adjunktur der hebräischen und griechischen Sprache im Oktober 1789 und die Beförderung auf die fünfte ordentliche Lehrstelle am Gymnasium in Hall samt der Übertragung des Pfarrvikariats Sulzdorf im Dezember.²² Mit diesem Jahr 1789, in dem Gräter zum ersten Male auch als Autor hervorgetreten ist, beginnt sein „politisches Leben“, das, vordergründig betrachtet, ziemlich undramatisch verlaufen ist und sich kaum abhebt von dem, was ein braver, tüchtiger Schulmann zu erfahren pflegt; den Predigtdienst hat er bald „wegen schwächlicher Gesund-

¹⁹ Siehe Stuttgarter Nachlaß: Cod. Misc. Q. 30. Nr. 42 (Datum des Empfangs: 16. 8. 1791).

²⁰ Siehe Stuttgarter Nachlaß: Cod. Misc. Q. 30. Nr. 44 (Brief am 2. 12. 1795 geschlossen).

²¹ Siehe Stuttgarter Nachlaß: Cod. Misc. Q. 30. Nr. 66 (Erlangen 23. 12. 1789).

²² Aus dem Wortlaut der Selbstbiographie [S. 3] wird das Verhältnis nicht ganz deutlich, in dem beide Aufträge (Adjunktur und 5. Lehrstelle) zueinander standen.

heit“ aufgegeben und auch wohl, wenn man seine eigene Angabe richtig ergänzt, ganz einfach deshalb, weil er nach Natur und Neigung sich nicht zum geistlichen Wirken gedrängt fühlte. Auf keinen Fall hat er aber damals selber schon daran geglaubt, nun auf seinem Haller „Lehrstuhl“ ein für allemal festzusitzen.

Die Vokabel „Lehrstuhl“ rechtfertigt sich im Blick auf den damaligen Status des Gymnasiums, das Gräter, wie wir noch sehen werden, zur alten „Celebrität“ und zum früheren „Flor“ zurückbringen wollte; bezeichnenderweise spricht er des öfteren von seinen „Zuhörern“ (und nicht nur von seinen Schülern), vom „emeritierten“ (und nicht vom pensionierten) Rektor. Fülleborn hat etwas von einer Berufung des Freundes nach Braunschweig munkeln hören,²³ und Gräter selbst erwähnt einmal, daß er Aussicht auf die Nachfolge des namhaften Rektors des so fortschrittlichen wie ehrwürdigen Gymnasiums bei St. Anna in Augsburg, Hieronymus Andreas Mertens (1743—1799), gehabt und einen gewichtigen Brief von Paul v. Stetten erhalten habe.²⁴ Nimmt man noch das Schreiben Rudolph Zacharias Beckers, Gotha, des Verfassers des in jeder Bauernstube zu findenden „Noth- und Hülfsbüchleins“ und des Herausgebers des Mildheimischen Liederbuchs, hinzu, so muß man annehmen, daß Gräter noch 1795 an „eine auswärtige Stelle“ (und sei es als Hofmeister) gedacht hat.²⁵ So entsteht das etwas eigenartige Bild von einem Manne, der aus der Heimat fortstrebt, ja, den es in die Weite und in die Ferne zieht, und der sich doch nicht lösen kann aus dem gewohnten Milieu, den gegebenen Verhältnissen. Vielleicht hat sein Freund Rüdiger nicht so ganz unrecht gehabt, wenn er zwar den Wunsch ausgesprochen hat, Gräters „Einfall nach Dänemark zu gehen“ möge „realisiert“ und es ihm vergönnt werden, dort eine große wissenschaftliche Aufgabe zu übernehmen, dann jedoch hinzugesetzt hat: „aber im Ernst wird Ihnen doch das Vaterland lieber sein“.²⁶

In der Tat sieht es auch so aus, als ob er sich in seiner Vaterstadt und Stellung zurechtgefunden, mit seinem Schicksal versöhnt habe. Er betont jedenfalls Fülleborn gegenüber, daß mit ihm eine große Veränderung vorgegangen sei. Er stehe als Lehrer „in vollem Ansehen“, erziehe seine „Leute soviel möglich zu moralisch guten und klugen Menschen“ und habe „auch das Griechische wieder in Aufnahme“ gebracht. Seine „Gesellschaften“ seien „die vornehmsten und geringsten“, bei Konzerten, auf Bällen, beim Billardspiel sei er zu finden. Er kleide sich nach der neuesten Mode und trage dabei goldene Uhr, Ring und Dose. Unter den „Rathsgliedern“, die sich der Freund wahrhaftig nicht als „Thorphilister“ vorstellen dürfe, stünden die meisten auf freundschaftlichem Fuße mit ihm, und wechselseitige Einladungen und Besuche seien üblich. Etwaige Gegner züchtige er mit seiner Geißel so lange in der Gesellschaft, bis sie ihre Intrigen aufgäben.

„Auch bin ich so dienstfertig wie je, krieche nur gegen keinen über mir und verachte keinen unter mir. Wer mich aber beleidigt, der wird nicht im mindesten geschont. Nur dadurch war es mir möglich, trotz aller Kabalen und des drückendsten Nepotismus mir Achtung zu erwerben u. emporzukommen.“

²³ Siehe Stuttgarter Nachlaß: Cod. Misc. Q. 30. Nr. 42.

²⁴ Gr. an Fülleborn: SH (= Schwäbisch Halle) 13. 7. 1800 (Schiller-Nationalmuseum Marbach 5192). — Paul v. Stetten der Jüngere (1731—1808), der bekannte Augsburger Patrizier und Historiograph.

²⁵ Siehe Stuttgarter Nachlaß: Cod. Misc. Q. 30. Nr. 6 a (Original und Abschrift mit Beil.) (Gotha 1. 6. 1795).

²⁶ Siehe Stuttgarter Nachlaß: Cod. Misc. Q. 30. Nr. 89 (Halle im Magdeburgischen Sept. 1789). Zu Rüdiger vgl. „Amalie“, Anm. 112 b, und Roland Narr, S. 124 f.

Das ist nur ein Auszug aus einem langen Schreiben vom 19. Dezember 1794.²⁷ Es lädt schon deshalb zu einem längeren Verweilen ein, weil es (bei aller behutsamen Behandlung, die solchen Zeugnissen gegenüber angebracht ist) einen deutlichen Einschnitt in der äußeren und vor allem auch in der inneren Entwicklung zeigt. Friedrich David Gräter, der, 1790 zum Doktor der Universität Erlangen promoviert, im Jahr darauf in den Pegnesischen Blumenorden aufgenommen und — ein noch gravierenderes Datum — mit einem persönlichen Schreiben des Ministers von Hertzberg vom 20. November 1792 zum Korrespondenten der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin ernannt worden ist,²⁸ hat am 18. Februar 1793 das Konrektorat erhalten und ist auf die 2. öffentliche Lehrstelle vorgerückt.²⁹ Er konnte damals schon etliche Veröffentlichungen aufführen und vorab als (Mit-)Herausgeber eines „literarischen Magazins der teutschen und nordischen Vorzeit“ (der Zeitschrift „Bragur“) ein legitimes Selbstbewußtsein an den Tag legen. Seine beruflichen und noch mehr seine schriftstellerischen Erfolge, welch letztere noch von großangelegten Plänen übertroffen wurden, seine Zuversicht, daß er nach wiederhergestellter Gesundheit „noch einige Graeterculos in die Welt setze“, mögen ihn zu den forschen Tönen dieses Briefes veranlaßt haben. Überdies stand er damals in einem Alter, das sich nicht selten durch eine realistischere Lebenseinstellung kennzeichnet, zumal wenn man diese mit der Stimmung vergleicht, die den oft schmerzhaften Übergang von den Studentenjahren zum Philisterium begleitet.

„Um Dir einen Begriff von meiner gegenwärtigen Geistes, Herzens, u. politischen Lage machen zu können, will ich mich Dir noch ein wenig abschildern, wie ich jetzt bin. Du mußt Dir nämlich vor allen Dingen vorstellen, daß Freund Gräter aus einem schüchternen, bescheidenen, furchtsamen, empfindsamen, zärtlichen Menschen, ein kecker, trotziger, männlicher, lustiger, froher, witziger (Gott steh uns bey) gelanter u. vernünftiger (wie das zusammenhängt!) Weltmann geworden ist. Ich spiele gegenwärtig hier in jeder Rücksicht gar keine unbedeutende Rolle, wiewohl die noch nicht, die ich künftig hoffe.“

Wie eine Art von Resümee liest es sich dann, wenn er erklärt:

„Was mein Gefühl betrifft, so hat mich das Schicksal aus der lunarischen Welt, in der ich so lange schwebte — ich muß einen derben Ausdruck für seine Proceedur wählen — mit Stricken in die sublunarische herabgezogen.“

In dieser Welt — das weiß er nun aus Erfahrung — kommt man freilich mit der eigenen „Moralität“ „oft in Collision“, „doch hab’ ich sie ohne Probabilismus noch immer glücklich aus der Traufe gebracht“.

„So wenig ich jene schwärmerische Periode m. Lebens verdamme, u. soviel ich ihr gutes verdanke, so wohl befinde ich mich jetzt bey dieser totalen Wiederkehr zur Vernunft. Ich bin wohl der Empfindsamkeit, aber nicht mehr der Empfindeley fähig.“

Diese Distinktion, deren sich insbesondere Campe bedient hat, besticht ohne Zweifel. Fragt sich allein, wie weit und wie lange man hier dem Schreiber glauben darf. Es ist allerdings nicht rätlich, in die berühmte Manier gewisser Literaturhistoriker zu verfallen und ein „Hier irrt Gräter“ zu protokollieren. Es läßt sich lediglich ganz nüchtern feststellen, daß es verkehrt ist, bewegliche Gemüter auf situationsbedingte Äußerungen festzulegen.

²⁷ Siehe Schiller-Nationalmuseum (5189).

²⁸ Siehe Zerstreute Blätter II, S. 335—339.

²⁹ Siehe Selbstbiographie [S. 3] (Döring gibt irrtümlicherweise das J. 1791 an).

„Sage mir um alles in der Welt, mein Theurer, wie wechselt das bey Dir so schnell! Wie froh war Dein vorletzter Brief, und wie beugend diese Nachricht. Ist das Leben auch werth, daß man sich gar so sehr darüber zergrämt? Fast scheint mir, Du nimmst alles zu ernsthaft und auf düsterer Seite. Du hast zu viel Herz, zu wenig Kälte.“

So Fülleborn an Gräter in einem Briefe vom November/Dezember 1795, der sich möglicherweise auf das Schreiben vom 19. 12. 1794 bezieht.³⁰ Der Hochdruck scheint also nicht zu lange Zeit angehalten zu haben. Gräter selber war übrigens in der Selbstanalyse so geübt, daß ihm dieser hervorstechende Charakterzug im eigenen Bilde nicht entgangen ist. Zur Selbstironie immer wieder fähig, hat er sich nicht gescheut zu scherzen:

„Wenn ich oder Du“ — gemeint ist wiederum Fülleborn — „an die astrologischen Narrheiten glaubten, so würde ich es für eine Vorbestimmung bey meiner Geburt halten; denn mein Leben ist wirklich ein leibhaftiges Aprilwetter, bald froh, bald traurig; bald glücklich wie ein König, dann wieder arm und verlassen wie ein Bettler. So wechselt. Kurz, ich bin immer noch nicht völlig in der Sphäre der Vernunft und der wahren Lebensweisheit; sondern mitten innen — auf der einen Seite der am äußern hängende Mensch — auf der andern ein wenig solid.“³¹

Mit diesem Geständnis ist aber schon dem Gange der Dinge vorgegriffen. Es gilt noch einmal zurückzuschalten zu dem Jahre 1793, das nicht allein in der politischen Zeittafel mit etwas kräftigerem Druck hervorzuheben wäre. Fallen in dieses Jahr doch die erlebnisreichen Sommerwochen: der „Besuch bey Amalien und ihrem Gatten vom 24. Jul. bis 12. Aug.“ mit ihrem Höhepunkt: dem Frühstück in Hohenheim, ein Glanztag, an den sich Gräter noch lange erinnert hat.³² Daß er von Karl Eugen und vor allem von Franziska so huldvoll empfangen wurde, läßt sich wohl nicht allein aus einer früheren Dedikation an den Herzog erklären, der ihm dann noch am 7. Oktober 1793 (17 Tage vor seinem Hinscheiden) einen freundlichen Dankesbrief schrieb und den Eingang des 2. Bandes von Bragur bestätigte.³³ Gräter hat die Einladung auf Lavaters Vermittlung zurückgeführt. Es dürften wohl aber auch die guten Beziehungen der Gastgeberin zu Franziska gewesen sein, die eine dringliche Einladung in „dieses ganze kleine Schwäbische Paradies“ bewirkten. Die sich als Schriftstellerin „Amalie“ nennende Marianne Ehrmann geb. v. Brentano war gewiß keine gewöhnliche Frau und verdiente allein schon wegen ihres dornenreichen Lebensweges und ihrer schweren Schicksale eine liebevolle Biographie. Als sie ihre „Kleinen Fragmente für Denkerinnen“ „Ihro Herzogl. Durchlaucht Frauen, Frauen Franziska Herzogin zu Wirtemberg und Tek u. s. w. u. s. w. Beschützerinn der Wissenschaften und Selbstdenkerinn“ widmete, da hatte sie die schlimmsten Zeiten schon hinter sich gebracht und an der Seite des in Pahls Memoirenwerk mit den ehrenvollsten Prädikaten bedachten Literaten Dr. Theophil Friedrich Ehrmann in Isny eine würdigere Existenzmöglichkeit und ein Wirkungsfeld im Dienste der weiblichen Bildung und der in üppigen Blüten sich entfaltenden Frauenzimmerzeitschriften gefunden. Sie mußte freilich dann auch, nach Stuttgart übersiedelt, gleich ihrem Mann ums tägliche Brot schreiben und konnte

³⁰ Siehe Stuttgarter Nachlaß: Cod. Misc. Q. 30. Nr. 44 (Brief am 2. 12. 1795 geschlossen).

³¹ Gr. an Fülleborn: 19. 12. 1795—4. 5. 1796 (Schiller-Nationalmuseum 5190/5191).

³² Zum Beispiel im Brief an seine Frau: datiert: Stuttgart, 10. 7. 1820 (Keckenburg-Museum) (66).

³³ Siehe Stuttgarter Nachlaß: Cod. Misc. Q. 30. Nr. 16 (Hohenheim 7. 10. 1793).

so ihren Arbeiten nicht die letzten Feilenstriche angedeihen lassen.³⁴ Auch scheint das Ehepaar verhältnismäßig zurückgezogen gelebt zu haben; Mittelpunkt eines „Salons“ konnte Frau Ehrmann nicht werden. Immerhin stand sie aber doch mit geistig und gesellschaftlich führenden Stuttgarter Persönlichkeiten in regerem Verkehr, der sich gerade während Gräters Anwesenheit noch belebt zu haben scheint; er ist ja auch zugegen gewesen, als Lavater „Frau Doktor“ seine Aufwartung machte. Wer sich den Genuß nicht entgehen läßt, sich der Lektüre der Freund Pahl zugeordneten Reisebeschreibung von der ersten bis zur letzten Zeile zu widmen, der wird der Meinung zustimmen, daß diese (neu entdeckten und erstmals veröffentlichten) Blätter nicht allein ein mit sehr feinen Pinselstrichen ausgeführtes Zeitbild geben, sondern sich insbesondere auch neben dem Briefwechsel mit Fülleborn als eine schätzbare Quelle im Blick auf Gräters Frühzeit, seine ersten Mannes- und Schaffensjahre, erweisen. Ihr Wert erhöht sich noch dadurch erheblich, daß der Autor alles andere als einen trockenen Chronikton angeschlagen hat. Er hat vielmehr ganz und gar als ein Sohn seiner Epoche, des Zeitalters der Empfindsamkeit, geschrieben und sich vor sehr subjektiven Urteilen nicht gescheut, seine Sympathien und Antipathien so verteilt, wie es ihn gut dünkte. Bei seinem Aufenthalt in Stuttgart scheint er die „schwärmerische Periode“ seines Lebens jedenfalls noch nicht gänzlich abgeschlossen zu haben; an der Seite des „herrlichen Weibes“, der „Schwester der Gefühle“ hat er Feste gefeiert und auch noch bei der Niederschrift nicht mit begeisterten Worten gekargt, seiner Freude am Superlativ, ja am Elativ, die ihn auch in späteren Zeiten immer wieder beherrscht hat, willig die Zügel schießen lassen. Im Stuttgarter Nachlaß sind wenigstens drei Briefe aufbewahrt, die Frau Ehrmann zuvor an Gräter gerichtet hatte. Anrede und Unterschrift stufen sich bei ihrem Vergleich augenfällig ab: „Wohlgeborener Herr Doctor“ und „Ihre gehorsamste Dienerin M. A. Ehrmann“ heißt es am 31. August 1792, während am 11. Jänner 1793 den „theuren, geliebten Freund“ seine „wärmste Freundin Amalie“ grüßt.³⁵ Es werden sich sicherlich manche Muster aus diesem Zeitalter anbieten, aus denen beides ersichtlich wird: die spätere Jahrhunderte zunächst verblüffende Unbefangenheit im Umgang der Geschlechter und die Stilisierung und damit auch Versachlichung menschlicher Kontakte; es ließen sich etwa die „Freundschaftlichen Briefe“ des Geistlichen und späteren Landshuter Universitätsprofessors Georg Alois Dietl (1752—1809) beiziehen, deren zweiter, ebenfalls 1790 erschienener, Teil an „Freundinnen“ geschrieben ist.

Wie dem auch immer sein mag, Gräter wurde jedenfalls in der schwäbischen Residenz mit offenen Armen aufgenommen, und man hat ganz den Eindruck, daß „Amalie“ ihren reichsstädtischen Gast, von dem zum mindesten schon die gelehrten Journale Notiz genommen hatten, nicht ungern ihren Bekannten und Verehrern, zumal aus dem Kreise der Hohen Carlsschule, präsentiert hat. Die Jahre Mariannes waren freilich gezählt. Von den letzten Tagen eines nicht ganz 40 Jahre währenden, vom frühesten Morgen bis zum spätesten Abend angespannten Lebens, in dem — so entsprach es dem Ideal der Epoche — konzentrierte geistige Arbeit sich mit der Pflege der hausfraulichen Tugenden paaren mußte, hat Professor Cons-

³⁴ Vgl. Johann Gottfried v. Pahl, Denkwürdigkeiten aus meinem Leben und aus meiner Zeit, Tübingen 1840, S. 90.

³⁵ Siehe Stuttgarter Nachlaß: Cod. Misc. Q. 30. Nr. 23 (Stuttgart 31. 8. 1792) und Nr. 25 (Stuttgart 11. 1. 1793).

bruch in seinem Brief vom 28. August 1795 Gräter unterrichtet,³⁶ derselbe Mann also, der es mit ihm in Stuttgart so gut verstanden hat, den „Amalie“ zu Hilfe gerufen hatte, zu einer durchgreifenden Hilfe, wie es der Patient selber dankbar bekundet hat; er ließ sich den Glauben nicht nehmen, daß er seiner leidenschaftlich verehrten Gönnerin sein Leben verdanke. Ob aber nicht doch eine kleine Abkühlung eingetreten war? Gräter hat es bestritten, und wir haben kein Recht dazu, ihm zu mißtrauen. Er hat es zwar Fülleborn nicht verheimlicht, daß die Korrespondenz etwas nachlässiger geführt worden sei; 1793 habe er von Marianne-Amalie noch 115 Briefe erhalten, im Jahre 1795 hätten sie sich aber auf 5 bis 6 reduziert.

„Welch ein Abstand! Gewiß ist es, daß unter den vielen hundert Frauenzimmern, die ich kenne, gewiß keine nur des Begriffs von einer solchen Freundschaft fähig ist, wie ich sie bis an ihren Tod bewährt gefunden habe. Und eben dieser ihrer Freundschaft danke ich noch mein Leben. Gewiß, ich wäre längst im Grabe.“³⁷

So lautet gewissermaßen der persönliche Nachruf Gräters. Warum er sich von Schlichtegroll zweimal an einen Nekrolog auf Amalie mahnen lassen mußte,³⁸ ist schwer zu beantworten. Immerhin muß er in der Nürnberger gelehrten Zeitung ihrer gedacht haben.³⁹ Auch ist in einem 1806 abgeschlossenen Schriftenverzeichnis (im Stuttgarter Nachlaß) als Nr. II 7 c die Veröffentlichung aufgeführt: „Amalie. Ein Obelisk. Schwäb. Halle, b. Rohnfelder, 1793. 8“, so daß man annehmen muß, Gräter habe die in seiner Reisebeschreibung gegebene Anregung zu einer Blütenlese aus Mariannes Werken doch selber verwirklicht;⁴⁰ drei Jahre später ist von der verschollenen Arbeit sogar eine Übersetzung ins Dänische erschienen.

War die Freundschaft mit dieser doch wohl kongenial zu nennenden Frau, die ihm schon in den ersten Briefen versichert hatte, sie sei „äußerst für die kernichten Überbleibsel alter Zeiten eingenommen“, ihr Gatte könne mit den „Strassburger akademischen Vorlesungen“ seines Landsmannes und Freundes Jeremias Jakob Oberlin⁴¹ „aufwarten“, nur das, was man eine Episode nennt? So viel ist gewiß, daß Episoden für ein langes künftiges Leben von Bedeutung sein können. Und auch das läßt sich wohl verteten, daß der „Besuch bey Amalien und ihrem Gatten“ ein Höhepunkt war, von dem der Abstieg in die Niederungen des Alltags nicht so ganz leicht war. Der nach Hall Zurückgekehrte hat den Seufzer ausgestoßen: „Gekettet bin ich nun an meine Vaterstadt, die ich von Jugend auf hassen lernte.“⁴² Das ist bitter, verbittert gesprochen, und die Sache wird nur noch schlimmer, wenn man weiß, daß dieser Ausbruch des Unmuts nicht vereinzelt dasteht, daß Gräter schon früher in einem Brief an Herder seine Lage in Hall schwarz in schwarz gemalt⁴³ und noch ein paar Jahre später seine Klagen und Anklagen wiederholt und

³⁶ Siehe Stuttgarter Nachlaß: Cod. Misc. Q. 30. 17 (Stuttgart 28. 8. 1795). Vgl. „Amalie“, Anm. 41.

³⁷ Gr. an Fülleborn: 19. 12. 1795—4. 5. 1796 (Schiller-Nationalmuseum 5190/5191).

³⁸ Siehe Stuttgarter Nachlaß: Cod. Misc. Q. 30. Nr. 93 a (Gotha 15. 1. 1796) und 93 b (Gotha 9. 1. 1798).

³⁹ „Nachricht von dem Tod der Marianne Ehrmann u. ihrem Leben. 1795. LXX. St. 1. Sept.“ (siehe Gräters Schriftenverzeichnis im Stuttgarter Nachlaß: Cod. Misc. 4.º. Nr. 30. d. II 7 c).

⁴⁰ Vgl. „Amalie“ S. 45. (NB: Seitenzahlen = Seitenzahlen der Handschrift.)

⁴¹ Zu Jeremias Jakob Oberlin (1735—1806), dem älteren Bruder des Pfarrers im Steinthal, vgl. Goethes „Dichtung und Wahrheit“, 11. Buch.

⁴² Siehe „Amalie“ S. 140.

⁴³ Brief an Herder vom 24. 8. 1789, bei Irmgard Schwarz S. 12 f. (und 139).

womöglich noch verstärkt hat. Der Anlässe zur Verstimmung gibt es natürlich genug bei einem so sensiblen, verwundbaren Charakter vom Schlage eines Friedrich David Gräter. Die provinzielle Enge drückt, die Fachgenossen fehlen, die Nachbarn sind zudringlich, die Zungen behend und zu kleinlichem Klatsch bereit. Ernster zu nehmende Anfechtungen hatte der „das Bild eines eigentlichen teutschen *homme de lettres*“ bietende junge Gymnasiallehrer vermutlich allerdings schon gleich zu Beginn seiner Lehrtätigkeit gehabt. Meusel fragt schon am 16. August 1790 nach dem Ausgang der gegen ihn angespannten „Predigerkabale“, die man wohl in Zusammenhang mit seinen Vorlesungen über Kant bringen darf;⁴⁴ in dessen philosophisches System hatte er sich schon als Hallenser Student einge-
arbeitet.⁴⁵ Von dem von orthodoxer Seite erhobenen Vorwurf, er bringe als Kantianer den jungen Leuten verderbliche Grundsätze bei, hat Gräter noch 1796 in einem Brief an Wieland gesprochen.⁴⁶ Seine — des öfteren wiederkehrenden — Depressionen haben aber ohne Zweifel auch noch andere Gründe gehabt: wir werden noch Näheres darüber hören. Fürs erste ist wiederum eines Tages von ereignishaftem Gewicht zu gedenken: es handelt sich um den Gräter „unvergesslichen, herrlichen Abend des 5^{ten} Sept. 1796“, die gemeinsame Feier des 63. Geburtstages seines „Agathodämons“ Wieland in aller Stille und in der intimsten Sphäre — in Hall.⁴⁷

Über Wieland und Gräter, die zentrale Stellung jenes berühmten, großen Mannes im Leben eines zwar nicht mehr obskuren, aber doch noch um seine, seiner Begabung und Strebsamkeit gemäße Position ringenden, kaum dem Jünglingsalter entwachsenen Schulphilologen hat Hans Radspieler sich gründlicher geäußert; auf seinen Aufsatz kann hier energisch verwiesen werden. Im Rahmen einer ersten Einführung in Gräters Leben und Schaffen genügt es, dazu aufzufordern, den auch in diesem Bande wieder abgedruckten, wohl am häufigsten zitierten Brief an den Jenenser Hofrat Christian Gottfried Schütz, den verdienten Begründer der Allgemeinen Litteraturzeitung, in dessen Haus u. a. Goethe, Schiller, W. v. Humboldt und Fichte verkehrten, sorgfältig durchzulesen. Das Schreiben ist vom 16. Dezember 1797 datiert und in einer schönen Abschrift von Gräters Hand auch im Keckenburgmuseum zugänglich. Schon die in diesem Brief gestreiften Ortsnamen reizen die Forschung, Oßmannstedt ist ein Begriff für jeden, der auch nur einen schwachen Schimmer von der Biographie Wielands hat. Dorthin war Gräter eingeladen, nachdem, wie er sich in einer Fülleborn übermittelten Schilderung seiner großen Reise ausdrückt, sein Briefwechsel mit dem Dichter „zärtlicher“ geworden war. Von dort aus hat er auch Weimar und Jena besucht, wo selbst er u. a. dem „Makrobiotiker“ Hufeland, dem Aufklärungs-Theologen Heinrich Eberhard Gottlieb Paulus und Sophie Mereau, der nachmaligen Gattin Clemens Brentanos, begegnet ist.⁴⁸ Allein es sind nicht in erster Linie die Einzelheiten, die diesen Brief so bedeutend machen. Es ist der Gesamttenor, der den Leser ergreift, es ist die Skala der Empfindungen und Stimmungen, die von der ovidischen Klage über das Los des aus seiner eigentlichen Heimat ins Elend gejagten, enttäuschten Mannes

⁴⁴ Siehe Stuttgarter Nachlaß: Cod. Misc. Q. 30. Nr. 68. (Vgl. auch „Amalie“ S. 122 — Erwähnung der Vorlesungen über Kant.)

⁴⁵ Siehe Stuttgarter Nachlaß: Cod. Misc. Q. 30. Nr. 125 (Brief an Hufnagel vom 8. 6. 1787).

⁴⁶ Brief an Wieland vom 11. 4. 1796, bei Irmgard Schwarz S. 20 (und 140).

⁴⁷ Siehe den 7., von Gräter vollendeten, Band der von Wieland übersetzten und erläuterten Briefe Ciceros, Vorrede S. VIII.

⁴⁸ Gr. an Fülleborn: Fortsetzung des Briefes vom 13. 7. 1800 am 15. 7. 1800 (Schiller-Nationalmuseum 5192).

bis zur süßen Erinnerung an im „Elysium“ verbrachte Tage reicht, es ist der angestrengte Versuch, sich freizuschreiben, die Gelassenheit zu gewinnen, ohne die sich Gegenwart und Zukunft schlecht aushalten lassen. Man muß den Brief an Schütz mit den in Etappen zwischen dem 14. Januar und 1. März 1798 geschriebenen „Ergießungen“ zusammennehmen, die Gräter Wieland geschickt hat und die nunmehr von Hans Radspieler ediert worden sind. Gräter hat also seinen alten Traum noch nicht ausgeträumt gehabt: eine Professur der „vaterländischen Wissenschaften“, der Sprache und der Altertümer, zu erhalten und nun womöglich in Jena das zu erreichen, was ihm in Erlangen versagt geblieben war, als Lehrer „aller gemeinnützigen Vaterlandswissenschaften“ seinen wahren Beruf (im Vollsinn des Wortes) zu finden. Darüber ist er sich nämlich völlig im klaren gewesen, daß die „Schriftstellerey“ für Menschen seiner „Complexion“ nicht taue.

„Ich weiß nicht, ist es eine Kapriße oder ein Radicalfehler meines geistigen Uhrwerks, es sind alle Räder wie verhext, sobald es ums Brod geht, und ich müßte verhungern, wenn ich davon zu leben hätte.“

Vorläufig haben sich aber alle Hoffnungen zerschlagen. Er kann nur „eine völlige Agonie“ seiner „höchsten und edelsten Wünsche“ konstatieren und sich eingestehen, sich selber ein Rätsel zu sein. Wieder muß er in der „reichsstädtischen Preßluft“ und „in einem kleinen Sarmatien“⁴⁹ sein freudloses Dasein fristen.

Bei einem sanguinischen Temperament darf man nicht jedes Wort auf die Goldwaage legen. Beim kritischen Überschlag alles dessen, was er insonderheit im ersten Dezennium seines „politischen Lebens“ über seine Vaterstadt Hall gesagt hat, überwiegt allerdings das Negative. Wenigstens wenn man seine private Korrespondenz vornimmt. In einer offizielleren Darstellung, wie wir sie in der Autobiographie vor uns haben, spricht er dagegen von dem Dank, den jeder seiner Vaterstadt und seinen Mitbürgern schuldig sei und der sich durch gewissenhafte Erfüllung „der Amts- und Familien-Pflichten“ abstaten lasse. Wenn einmal das Sonderkapitel über Gräter und Hall zustande kommt, dann wird man aber vor allem nicht übersehen dürfen, daß ein gar nicht so ganz kleiner Teil seines Fleißes und seiner Forschung der Reichsstadt und ihrem Territorium gegolten hat. Schon sehr früh hat er das Projekt einer hällischen „Dialectologie“ mit sich herumgetragen; sie gehört zu seinen Favoritmaterien, die er in enger Zusammenarbeit mit dem Bürgermeister Johann Friedrich Immanuel Romig⁵⁰ traktiert hat. Voll Stolz hat er auch von der vorbildlichen reichsstädtischen Denkmalspflege berichtet, deren Anfänge — es sei wenigstens nebenbei gesagt — in das verlästerte, angeblich so geschichtsfeindliche Aufklärungszeitalter fallen. Und so hat er auch als Erzieher nach dem Beispiel seines Vaters seine Schüler mit den monumentalen Quellen der hällischen Geschichte konfrontiert, sie in die Rüstkammer zu den „Waffen unserer Voreltern“ geführt.⁵¹ Man zögert daher schon ein wenig, summarisch zu urteilen und die Äußerungen des Unwillens, die sich noch vermehren ließen, als Folge und Ausfluß eines im Grunde gebrochenen Verhältnisses zu seiner Heimatstadt anzusehen und sie pedantisch zu pressen, sie nicht als das zu interpretieren, was sie

⁴⁹ Von der „reichsstädtischen Preßluft“ etc. spricht Gräter im Brief an Schütz vom 16. 12. 1797.

⁵⁰ Vgl. Idunna und Hermode 1814, Nr. 23, S. 90—92; Nr. 24, S. 93—96; Nr. 25, S. 97—99; Nr. 26, S. 101—103. Zu J. Fr. I. Romig (1758—1828) siehe Gerd Wunder: Die Rats Herrn der Reichsstadt Hall 1487 bis 1803. In: Württembergisch Franken 46, Schwäbisch Hall, 1962, S. 157, Nr. 441.

⁵¹ Siehe Idunna und Hermode 1812, Nr. 13, S. 49; vgl. H. Lohre S. 93.

wohl primär gewesen sind: Reflexe, Ausschläge und Hypochondrie. Die Hypochondrie ist sicherlich eine Zeitkrankheit gewesen, von der Friedrich David Gräter nicht allein befallen war. „Die Geschichte der unvergnügten Seele“⁵² hat sich ausgerechnet und mit starken Eruptionen auch in dem Jahrhundert abgespielt, in dem nach der landläufigen Meinung munterer Zukunftsglaube die immer heitere und von froher Zuversicht „sanft“ geschwellte Seele erfüllt hat. Wir wissen heute, daß diese Meinung ein Irrtum ist. Immerhin ist einzuräumen, daß Gräter in besonderem Maße anfällig gewesen ist, daß er sich allzusehr daran gewöhnt hat, larmoyante Töne anzuschlagen und auch, wie es ja schon Fülleborn ihm vorgehalten hat, von einem Extrem ins andere verfallen ist. „Unglücklich zerstoßen im kleinen Gekröse des Lebens“: am besten ist es, diese Charakteristik bei Arnim zu borgen;⁵³ der große Gelehrte ist mit dem kleinen Alltag nicht fertig geworden. Vielleicht geht man nicht gänzlich fehl mit der Meinung, daß die Wanderjahre zu kurz gewesen seien, daß er sich, als guter Sohn seinen Eltern füngend, schon zu früh etabliert, seßhaft gemacht habe.

Das Faktische läßt sich bei diesem Sachverhalt nur mit Mühe rekonstruieren. Gräter selber schreibt von dem Neid, den er gespürt habe, und erzählt Fülleborn etwas von einem drei Folioseiten langen, gegen ihn gekehrten Ratsdekret, das dann freilich seine „Feinde“ nur in Schande, ihn aber „zu weit größerer Ehre“ gebracht habe.⁵⁴ „Zum Unglück“ seien dann „alle Matadors“, die er „so heftig angegriffen“ habe, ins Scholarchat und damit in die ihm vorgesetzte Behörde gekommen.

„Jetzt rächten sie sich an mir, und schickanierten mich so ungeheuer, daß ich vor Verdruß ständig kränkelte — dazu kam meine — eben dieser politischen Aspekte halber entstandene Unentschlossenheit im Heirathen, u. manche andere Dinge.“

So hat es Gräter schon im Rückblick auf überstandene Leiden Fülleborn bekannt.

„Ich war im eigentlichen Verstande des Lebens überdrüssig, unzufrieden mit mir selbst — und im Kämpfen weißt Du wohl sind wir Menschen, auch bey allem Recht und der besten Absicht und aller Moralität des Zweckes widerstreitet doch das Leidenschaftl. der Delikatesse des moralischen Gefühls, und der Liebe zur Humanität. Daß ich mir so viele Feinde gemacht hatte, that mir in schwachen Stunden dennoch weh, — und mit Einem Worte, ich hatte wohl überall gesiegt, aber man fürchtete mich nun mehr als man mich liebte u. das konnt ich nicht ertragen. Du wirst es selbst von Deinem alten zärtlichen Gräter nicht anders glauben.“⁵⁵

Der „Stoff“ zu diesem „bürgerlichen Kämpferromane“⁵⁶ hat wohl nicht zuletzt eine Ratswahl abgegeben. Gräter will den Magistrat „gewissermaßen“ dazu gezwungen haben, seinen Vater „endlich in den Rath zu nehmen“. Er hat in seinem Brief vom 13. 7. 1800 eine geradezu dramatische Szene aufgebaut. Er habe eine Rede von 8 Folioseiten aufgesetzt — so notiert er mit Genugtuung —, sich dann „in Pontificalia“ geworfen und sei, ohne Wissen seines Vaters, „über den Markt

⁵² Siehe Heinz Otto Burger, Die Geschichte der unvergnügten Seele (Erlanger Universitätsreden Neue Folge — Sonderreihe der „Erlanger Forschungen“ 6), Erlangen 1961.

⁵³ Siehe R. Steig, Achim von Arnim und Clemens Brentano, Stuttgart 1894, S. 149.

⁵⁴ Gr. an Fülleborn: 19. 12. 1794 (Schiller-Nationalmuseum 5189).

⁵⁵ Gr. an Fülleborn: Fortsetzung des Briefes vom 13. 7. 1800 am 15. 7. 1800 (Schiller-Nationalmuseum 5192).

⁵⁶ Vgl. Bragur VI 2, S. V.

durch Soldaten u. Volk“ die Ratsstufen hinaufgesprungen, „ohne auf die Wachen zu achten“, und vor den versammelten Rat getreten. Ergebnis:

„Mein alter Vater wurde nun per unanimia [vota] gewählt, ist gerächt für die vierzigjährige Bedrückung, u. lebt nun mit meiner Mutter von neuem auf.“

In eben diesem — wieder sehr langen und nicht in einem Zuge geschriebenen — Briefe kann nun Gräter endlich melden, daß er sich verheiratet habe, daß seine Frau und er sich „noch wie am ersten Tage“ liebten, „obgleich manche trübe Wolken schon über die Herzen gegangen, und manches Misverständnis unvermeidlich war. Hier kann man eine so zärtliche eheliche Liebe nicht begreifen; aber Heirathen nach dem Herzen und Heirathen nach Convention sind auch ganz verschiedene Dinge.“ Der Biograph darf über die Liebes- und Heiratsaffären nicht ohne weiteres hinweggehen, so natürlich sich auch das Gefühl zuerst dagegen sträuben muß, in diesen ganz privaten Dingen herumzukramen. Aber sie füllen nun einmal nicht nur so manche Briefzeilen, sondern haben auch die Zeitgenossen nachhaltiger beschäftigt; als *quantité négligeable* lassen sie sich bei allem Willen zum Takt nicht abtun. Der junge Konrektor hat sehr lange gebraucht, bis er seine „Nanne“, die er auf einer Reise ins Wildbad in Stuttgart wieder getroffen hatte, heimgeführt hat. Von Heiratsabsichten hat er dagegen schon über 5 Jahre zuvor etwas verlauten lassen, als ihm seine Schwester den Haushalt führte, mit der er — genauso wie mit seinen Eltern — in harmonischem Einvernehmen lebte. „Auf eine der angesehensten hiesigen Partien“ habe er im Sommer 1794 „viel Zeit und Geld“ verschwendet. „— am Ende gefiel mir das Mädchen nicht, und nun bin ich ganz piano wieder abgezogen, ob ich gleich dadurch ein Mann von 40.000 fl. geworden wäre.“⁵⁷

Auf der einen Seite möchte er „eine Heurath mit Verstand“ eingehen, da ihm sein Amt noch nicht so große Einkünfte gewähre, daß er nur für sich leben könne. Wäre dem so, dann ließe er „einen Vogel sorgen und nähme das erste Mädchen“, das ihm „nach Geist u. Herz gefiele“. Auf der anderen Seite schwebte ihm aber Martials Mahnung „beständig vor Augen“: „„Uxorem quare locupletem ducere nolim!“

„Erkläre Dir nun daraus die verunglückten Freyereyen. Sie verunglücken nur, weil mein eigenes Herz widerstrebt, oder mein Stolz. Und am Ende geht's mir nur wie dem blauen Ritter im Amadis:

Mein Unglück, mit einem Wort ist, daß ich zu glücklich bin.“⁵⁸

Nun, im Sommer 1800 scheint er in der Tat ganz glücklich gewesen zu sein. Er rühmt die schöne Aussicht aufs Land, die er von seiner Wohnung aus genieße, die „der Lage nach die schönste und gesündeste der ganzen Stadt“ sei.

Die am 5. November 1799 mit Christiane Ther. Fr. Spittler geschlossene Ehe ist aber schon nach vier Jahren geschieden worden. Nach Pahl ist sie „unbesonnen eingegangen“ worden, und ist „das größte Unrecht offenbar auf seiner Seite“ gewesen. Das Jahr 1803 brachte indes noch weitere Prüfungen und Erschütterungen:

„Der Lenz begann noch kaum, da haben
Schon Vater Gleim und Klopstock sie begraben,
Und meinen Bruder Fülleborn!
Das war zuviel! Könnt ich der Götter Zorn
(So flehet' ich) mit diesen heißen Thränen

⁵⁷ Gr. an Fülleborn: 19. 12. 1794 (Schiller-Nationalmuseum 5189).

⁵⁸ Gr. an Fülleborn: 19. 12. 1795—4. 5. 1796 (Schiller-Nationalmuseum 5190/5191).

Doch mindestens für dieses Jahr versöhnen!
 Allein der Sommer schloß, und in das Grab
 Sank die, die mir zuerst die teutsche Harfe gab,
 Sank meine Mutter auch hinab!
 Genug, genug der Leiden für ein Jahr!
 Doch in dem Buch des Schicksals war
 Noch Ein Verlust für mich beschlossen!
 Ich hört's, und meine Thränen flossen
 Auf Vater Herders Grab!“⁵⁹

Es wird an anderer Stelle dargetan werden, wie stark die geistigen Bande waren, die Gräter vor allem an Klopstock und Herder gefesselt haben; die Impulse, die von diesen beiden Großen auf ihn ausgegangen sind, lassen sich nach Art und Grad nicht so leicht überschätzen.

„O theurer Vater Klopstock! Verschmähen Sie doch diesen zärtlichen Dank und diese feurige teutsche Thräne nicht! Verschmähen Sie nicht! Hier kann ich Ihnen nicht mehr in die Arme fallen! Dort, dort werd' ich es einst gewiß, Herrlicherster, Bester, Größter der Menschen! Ich kann nicht mehr,

Ewig, ewig

Ihr Gräter.“⁶⁰

So lautet der Schluß des zweiten Briefes aus dem Jahre 1799. Und der Empfänger hat diese Huldigung nicht stumm hingenommen, den „liebsten Herrn Gr.“ vielmehr gebeten, ihm „Nachricht von moralischen Einflüssen“ zu geben, die nach seiner „Bemerkung“ seine Schriften, vorweg der „Messias“ gehabt hätten.⁶¹

Mit Herders Witwe ist Gräter in Föhlung geblieben. „Freyfrau v. Herder geb. Flaxland“ erscheint im Taufbuch von St. Michael als Patin der am 30. Juni 1805 geborenen Louisa Carolina Christina Friderica Gräter. Außerdem sind dort (u. a.) eingetragen: Louisa Meynier, die Tochter des alten Erlanger Universitätsfreunds, Freifrau M. E. Louisa von Münchhausen, die Gattin des Mitherausgebers des „Bardenalmanachs“ (1802), und Frau Friedricka Abicht geb. Böckh, die Gemahlin des Wilnaer Philosophen und Tochter Christian Gottfried Böckhs, des einstigen Mitstreiters von „Bragur“, des schon etliche Jahre dahingegangenen Schwager Schubarts.⁶² Die Wahl der Gevattern beweist wieder einmal die Anhänglichkeit an alte Freunde, die Stetigkeit des sonst so rasch aus seiner Ruhe zu treibenden und umtriebigen Mannes.

Vor allem ist aber aus dieser Urkunde zu ersehen, daß Gräter zum zweiten Mal geheiratet hat: eine aus Gelbingen stammende Pfarrerstochter, Maria Elisabetha Carolina geb. Hofmann, die ihm aus ihrer zweiten Ehe nun drei Kinder in die dritte mitbrachte. Die ersten Monate dieses neuen Hausstands standen anscheinend unter keinem sehr freundlichen Stern. Diese Auffassung kann sich allerdings nur auf die Aussage Achim von Arnims stützen, auf seine sehr pointierte Formulierung nach seinem Besuch im Dezember 1805: „Er (Gräter) ist von einer Frau geschieden, die er pedantisch liebt, und ist mit einer Frau verheiratet, die

⁵⁹ Lyrische Gedichte S. 128 (vgl. Hans Radspieler S. 65). In etwas anderer Fassung erscheint die „Nänie“ bei Irmgard Schwarz, S. 141, die als Quelle einen Brief an Wieland vom 31. 12. 1803 angibt.

⁶⁰ Siehe Briefe von und an Klopstock, hg. von J. M. Lappenberg, Braunschweig 1867, S. 407; vgl. Ilse Tiemann, S. 187.

⁶¹ Siehe Zerstreute Blätter I, S. 342—344.

⁶² Siehe auch Roland Narr, S. 123.

er nie geliebt hat.“⁶³ Man möchte dieses Urteil jedoch nicht blindlings nachsprechen, mindestens nicht auf die späteren Ehejahre ausdehnen, aus denen zahlreiche (weiter unten noch zu registrierende) Briefe auf uns gekommen sind.

Inzwischen hat sich im großen und kleinen „politischen Leben“ so manches geändert: Am 25. Juli 1803 haben die Haller Bürger ihrem neuen Landesherrn, dem Kurfürsten Friedrich, gehuldt, und 1804 ist Friedrich David Gräter zum Rektor des Gymnasium illustre aufgestiegen. Sein neuwürttembergischer Patriotismus, der ihm vornehmlich von seinem alten Freunde Pahl arg verübelt und fast als Gesinnungslumperei ausgelegt worden ist, den aber auch der Biberacher Wieland als übertrieben empfunden hat,⁶⁴ ist indes wohl aus verschiedenen Wurzeln so hoch ins Kraut geschossen. Wohl, ein Lebensabriß ist nicht als Apologie zu schreiben. Den allzu harten und hurtigen Tadlern möchte man aber doch ein Dreifaches zu bedenken geben: Die Überschwenglichkeit ist nun einmal ein Stilmerkmal, ein durchgängiges bei dem „Enthusiasten“ Gräter. Wie oft hat er das Lieblingswort „enthusiastisch“ gebraucht, das manchen Aufklärern — manchen, nicht allen! — suspekt geklungen hat und mit „schwärmerisch“ zu einem Hendiadyoin zusammengeschlossen worden ist. Sodann läßt sich ziemlich zwanglos eine Brücke bauen von gewissen Selbstbezeichnungen des noch jugendlichen Mannes, der sich schon in der Reichsstadtzeit ganz unbedenklich als Schwaben ausgegeben, von „unsrem“ Schwaben gesprochen hat, auf die schwäbischen Leistungen stolz gewesen ist.⁶⁵ Zum dritten aber — und das ist möglicherweise der Hauptpunkt — hat Gräter alles unternommen, um seine Schule zu erhalten und auszubauen. Er scheint sogar mit dem Gedanken gespielt zu haben, daß Hall sich besonders gut zur Universitätsstadt in den neuwürttembergischen Landen eigne.⁶⁶

Bedauerlicherweise ist das Material über den Pädagogen und Schulmann Gräter, wie dies schon Chr. Kolb mitteilen mußte, dürftig. Daß er aber zwischen 1803 und 1807 ziemlich aktiv geworden ist und sich für seine Schule kräftig gewehrt hat, das hat gerade auch der verdiente Verfasser der Festschrift des Königlichen Gymnasiums 1888/89 gebührend hervorgehoben.⁶⁷ Eine Denkschrift vom 26. Mai 1803 wäre hier vor allem zu nennen; in nicht ungeschickter Weise wird die Tradition aufgeboten und mit ihr die Bitte begründet, „den alten Glanz (der Schule) vollkommen wiederherzustellen“. Zum Beweis dafür, daß der gegenwärtige Stand solche Anstrengungen nur rechtfertige, führt Gräter einen Brief David Christoph Seybolds, des ersten Inhabers des Lehrstuhls der klassischen Philologie in Tübingen, vom Jahre 1802 an: während in Hall „abermals Vorlesungen über die griechischen Dichter und in specie über Anakreon“ 11—12 Zuhörer angezogen hätten, sei auf der Universität „die Liebe zur Philologie so erkaltet“, daß im Winter gar kein Collegium habe abgehalten werden können.⁶⁸ Von dem „Plan zur militärischen Einrichtung der Gymnasien nach dem Bedürfnis der Zeit“ hat sich (soweit es sich jetzt übersehen läßt) wenigstens ein mehrseitiger Entwurf erhalten; die Reinschrift liegt nur als Torso vor. „Ein vollbesetztes Gymnasium“, so votiert der Rektor, „hat

⁶³ Siehe Anm. 53.

⁶⁴ Siehe Irmgard Schwarz, S. 25, mit dem Zitat aus einem Brief Wielands an Gräter vom 1. 1. 1810.

⁶⁵ Siehe „Amalie“ S. 20; 149.

⁶⁶ Siehe Denkschrift vom 26. 5. 1803, die mit der Feststellung beginnt, daß Alter und Ruhm des hällischen Gymnasiums noch „über die Errichtung der Universität Tübingen“ hinausgingen (Copia copiae, als A 1893 bezeichnet, [S. 23], im Keckenburgmuseum).

⁶⁷ Siehe S. 35 und 37.

⁶⁸ Siehe Denkschrift vom 26. 5. 1803 [S. 20].

ohnehin, da es die sämtlichen Humaniores (sic!) umfaßt, auch alles das, was auf die Vorbereitung zu den Militärstudien erforderlich ist.“⁶⁹ Königlicher Majestät wird dann nahegelegt, den 1808 als Professor der Mathematik angestellten Hauptmann v. Gaupp zum militärischen Intendanten neben dem Rektor zu ernennen.⁷⁰ Dieser, später Mitarbeiter an Gräters Zeitschrift, ist schon ein Jahr darauf „an der Spitze seiner Krieger ins Feld, und dem Feind entgegengezogen“, in den Krieg Napoleons und der Rheinbundfürsten gegen Österreich. Von der „Rede für die verwundeten Krieger an die Lehrer und Zöglinge des Königlichen Gymnasii ill. zu Hall. Vor dem Anfang der Erndteferien gehalten“, am 29. Juli 1809,⁷¹ in der auch eines der „liebenswürdigsten Zöglinge und Zuhörer“ der Anstalt, eines jungen Dötschmann, gedacht wurde, trennt den heutigen Leser begreiflicherweise eine tiefe Kluft.

Es sind freilich insgesamt nur vereinzelte Spuren, die sich, was Gräters berufliche und erzieherische Tätigkeit betrifft, verfolgen lassen. Trotzdem wird man nicht den voreiligen Schluß einer völligen Vernachlässigung dieser Pflichten ziehen dürfen, indem man mit dem naheliegenden Verdacht argumentiert, ein Mann, der wissenschaftlich so engagiert, ja enragiert gewesen sei, wie es von Friedrich David Gräter offenkundig ist, könne nicht gleichzeitig sich noch um seine Schule gekümmert haben. Pädagogisch indifferent ist er ganz gewiß nicht gewesen, wenn auch seine „pädagogischen Rhapsodien u. Vorschläge zur Totalreform des Jugendunterrichts“ nicht herausgekommen sind.⁷² Im „pädagogischen Jahrhundert“ geboren, konnte er es sich gar nicht anders denken, als daß alles geistige Tun auch Früchte für das bürgerliche Leben tragen müsse.

Auch seine gelehrten Zeitschriften sollten nach seinem ausdrücklichen Willen zur Gesinnungsbildung beitragen; aus den neu entdeckten Schätzen des vaterländischen Altertums gedachte er mit vollen Händen zu spenden. Ein Magazin aus der nordischen und deutschen Vorzeit durfte auch der gehobenen „Unterhaltung“ dienen, dem weiteren Publikum ein „angenehmes Taschenbuch“ bescheren.⁷³ Es geht daher nicht an, die Periodica Gräters mit dem Maßstab der späteren Fachpresse zu messen. Man kann höchstens sagen, daß die Einbuße an zünftiger Gravität wieder wettgemacht worden sei durch eine natürliche Popularität, die man nicht gleich höhnisch zurückweisen kann. Das „Gymnastische Museum“, eine im engeren Sinne pädagogische Zeitschrift, hat es leider nur auf einen Band gebracht.⁷⁴

Aus dem Jahre 1810 besitzt das Keckenburgmuseum noch etliche Unreinschriften, die, Eingaben und Einladungen an den Staats- und Cabinetsminister Reichsgrafen von Mandelslohe, an den Staatsminister und Obercurator der Universität Tübingen, Freiherrn von Jasmund, und an den Staatssekretär Vellnagel darstellend, sowohl für die Geschichte des Gymnasiums als auch für die Kenntnis der äußeren Lebensumstände seines Rektors relevant sind. Daß dieser auch seinen persönlichen Vorteil gesucht und nicht allein sein ganzes Denken in maiorem gloriam seiner Schule gerichtet habe, wird man doch kaum zu ernsthaft rügen. Und auch die Versicherung von dem „Glück, unter den (sic!) Scepter des gerechtigkeits-

⁶⁹ Siehe Gräter-Akten im Keckenburg-Museum, Reinschrift [S. 4].

⁷⁰ Konzept [S. 6].

⁷¹ Das fadengeheftete Dokument wird ebenfalls im Keckenburgmuseum (unter der Bezeichnung A 2258 a) verwahrt.

⁷² Gr. an Fülleborn: 19. 12. 1794 (Schiller-Nationalmuseum 5189).

⁷³ Siehe (u. a.) Bragur II, Vorrede, S. 4; Bragur I, Vorbericht, S. 7.

⁷⁴ Vgl. Bibliographie und Hans Radspieler, S. 51, Anm. 3.

liebendsten Königs“ gekommen zu sein, obwohl er als „Sohn eines Senators“ von der reichsstädtischen Verfassung nur hätte profitieren können,⁷⁵ wird man, wenn auch mit etwas gemischten Gefühlen, nach 150 Jahren doch leichter hinnehmen. Vor allem verbreitet sich Gräter aber über seine Vermögensverhältnisse, zählt auf: „zwey eigenthümliche Häuser“, einen angenehmen Garten, einen Baum- und Graspark, einen Acker und die „großen Seltenheiten“, die ihm „durch Zufall und Freundschaft“ zuteil geworden seien, seinen Reichtum an Büchern, Handschriften und Inkunabeln. Wenn sich dies alles in bares Geld umsetzen lasse, so möchte er „wohl für einen Einwohner von Hall als ein reicher Mann passiren“.⁷⁶

Seine Bibliothek hatte ihm einst bei der Einrichtung seines Heimes verständlicherweise „die langwierigste Mühe“ gemacht. Mit 3000 Bänden, Akten, Urkunden und kostbaren Materialien zur Altertumswissenschaft (im Jahre 1800) war sie schon ein stattlicher Besitz, mit dem es selbst der imponierende „Catalogus Bibliothecae Seyboldianae Tubingae mense Aprilis 1804“⁷⁷ nicht gleich aufnehmen kann. Wie dieser hat er wohl auch die breitgelagerten Interessen des damaligen Gelehrten widergespiegelt. Arnim hat zwar berichtet, daß die Gräterische Büchersammlung, die in späteren Jahren auf 7000 Bände angewachsen ist,⁷⁸ für ihn und Brentano „nichts Ausgezeichnetes“ habe; sie sei „eigentlich nur in den isländischen, schwedischen, dänischen Sprachen bedeutend“ und „auch zum eigentlichen Sprachstudium“ lasse sich „recht viel“ aus ihr gewinnen.⁷⁹ Allein, wenn auch die philologischen Regale besonders dicht besetzt waren, so ist Gräter doch „ein encyclopädischer Kopf“ gewesen, der mindestens auf dem weiten Feld der sogenannten Geisteswissenschaften kaum ein Stück gänzlich unbeackert gelassen und auf den verschiedensten Gebieten nicht ganz unmanierlich dilettiert, sich freilich dann, älter geworden, in zunehmendem Maße spezialisiert hat, so daß seine Studien sich stärker auf die nordische und deutsche Altertumswissenschaft zusammengezogen haben. — Seine „ökonomische“ Gesamtsituation hat ihm aber trotz diesen Schätzen noch Kummer bereitet. So hofft er „nach zwanzigjährigem Dienst-eifer“ seine „häuslichen Sorgen erleichtert zu sehn“. Die „bedeutenden“, „nicht bloß“ alle seine Tage, „sondern auch die Nächte absorbierenden Geschäfte“ seines Amtes hätten ihn dazu genötigt, seine literarischen Arbeiten aufzugeben, die „nebenher jährlich wenigstens 6—700 fl.“ abgeworfen hätten. Er habe zwar sein großes Hauswesen, nachdem er eine Familie von neun Personen angetreten habe, eingeschränkt, seine Schwester verheiratet, seiner (Stief)-Tochter eine Stelle auf dem Land verschafft, für seinen (Stief)-Sohn und seinen Eleven Parrot mit Erfolg um Aufnahme in das königliche Militärinstitut gebeten, seine Kindsmagd abgeschafft, er müsse aber doch gleichwohl um Vergütung für zusätzliche Dienste (wie die Vertretung des mathematischen Professors, die Fortführung des hebräischen Unterrichts) nachsuchen.⁸⁰

Am 18. Dezember 1809 ist Rektor Gräter aus Anlaß der 20. Wiederkehr seines Dienstantritts von den Professoren und Zuhörern des Obergymnasiums mit

⁷⁵ Siehe Konzept eines Briefes an Vellnagel (Keckenburgmuseum).

⁷⁶ Siehe (undatiertes und unvollendetes) Schreiben (wohl an Staatsminister v. Jasmund) [S. 7] (Keckenburgmuseum).

⁷⁷ Universitätsbibliothek Tübingen L XV 26a. 8°.

⁷⁸ Siehe Die Druiden an der Donau Nr. 3, Februar 1828, S. 47.

⁷⁹ Vgl. Anm. 53.

⁸⁰ Siehe Konzept eines Schreibens vom 10. 2. 1810 an Staatsminister v. Jasmund [S. 2 f.]; (undatiertes und unvollendetes) Schreiben (wohl an Staatsminister v. Jasmund) [S. 10—12] (Keckenburgmuseum).

einer „Redefeyer“ überrascht worden.⁸¹ Anderthalb Jahre später ist seine Anstalt zur dreiklassigen Lateinschule degradiert worden.

In einem Brief an Jakob Grimm vom 22. Nov. 1811 liest man: „... will ich Ihnen die Neuigkeit melden, daß Se. Majestät, der König, unerachtet ich kurz zuvor die allergnädigsten Versicherungen für das hies. K. Gymn. und für meine Person insbesondere erhalten hatte, sich in der Mitte des Jul. auf der Reise bewogen gefunden haben, die sämtlichen Gymnasien in denjenigen Städten, die nicht das Prädicat ‚Unsere gute Stadt‘ haben, aufzuheben. Leider war unter diesen auch die hiesige Stadt, und somit auch das K. Gymnasium.“⁸²

1813 wurde auch noch das Kontubernium, „ein nicht unwichtiger Nebenorganismus“ des Gymnasiums, aus dem Pauperinstitut erwachsen, geschlossen. Damit wären die beruflichen Funktionen Gräters, der zwar Dienstrang und Einkünfte eines Rektors beibehalten hatte, auf ein Minimum zusammengeschrumpft, wenn ihm nicht nach seiner Bestallung zum Scholarchen (1812) am 29. August 1813 das Pädagogarchat der lateinischen Schulen unter der Steig: Kirchberg, Langenburg, Ingelfingen, Weikersheim, Crailsheim, Aalen, Heidenheim, Möckmühl, Murrhardt, Backnang und Winnenden einen neuen Wirkungskreis eröffnet hätte. Über diese Verhältnisse hat uns erst in jüngster Zeit ein kleiner Fund informiert: In einem im Stadtarchiv Ulm befindlichen Exemplar von Gradmanns „gelehrtem Schwaben“ waren zwei Blätter eingelegt, auf denen Gräter eigenhändig die Angaben über seine amtliche und schriftstellerische Tätigkeit ergänzt hat.⁸³ Überdies besitzt das Keckenburgmuseum ein Bündel von Briefen, 75 an der Zahl, die sich auf den Zeitraum von zehn Jahren, von 1815 bis 1825, erstrecken. An Frau Karoline und „das Lilly“, „das einzige Unterpfang“ der gemeinsamen Liebe gerichtet, lassen sie sich am ehesten als gute Hausmannsbriefe bezeichnen; im Tone einer mitunter ein wenig formelhaft anmutenden Herzlichkeit gehalten, zeigen sie einen um das Wohl und Wehe der Seinen treu besorgten Vater und Gatten. Konfessionen, wie sie beim jungen Gräter gang und gäbe waren, enthalten sie keine, sie lassen es im allgemeinen bei nüchternen Notizen bewenden, erzählen etwas vom Wetter und den Postwegen, von Besuchen bei geistlichen und weltlichen Honoratioren, von der Verpflegung, dem Quartier und dem momentanen Befinden. Es scheint so, als ob sich Gräters so labile Gesundheit in den Jahren, da er auf die Fünfzig zugegangen ist und diese überschritten hat, um ein gutes Stück gebessert habe; auch von schlechter Laune und Verdrießlichkeit ist nahezu nichts zu hören, nur müde ist meist der Schreiber nach einem langen und beschwerlichen Amtstag.

Bei der Durchsicht des (schon erwähnten handschriftlichen) Verzeichnisses mit den drei Gruppen der „besonders herausgegebenen Werke“, der Zeitschriftenaufsätze und der fürsorglich schon genannten opera postuma hat man allerdings nicht den Eindruck, als ob jemals eine längere Publikationspause eingetreten sei. Zwi-

⁸¹ Siehe Konzept eines Schreibens vom 10. 2. 1810 an Staatsminister v. Jasmund [S. 2 f.] (Keckenburgmuseum). In dem mehrfach zitierten und undatierten und unvollendeten Schreiben steht dann freilich [S. 7] noch etwas von einem „Tropfen Wermuth“ in diesem „Kelch der Freude“. „Zwanzig Jahre Tag und Nacht gearbeitet, und noch nicht ohne Sorgen! Das fiel mir schwer auf mein gerührtes Herz und zog einen schwarzen Flor über jedes aufkommende Bild der Freude.“

⁸² Briefwechsel zwischen Jacob Grimm und Friedrich David Graeter, S. 30. Zum Prädikat „Unsere gute Stadt“ siehe Walter Grube: Der Stuttgarter Landtag 1457–1957, Stuttgart 1957, S. 490.

⁸³ Stadtbibliothek Ulm: Sign. 3826 (Frau Bibliotheksrätin Dr. Rössler und Herrn Dr. Radspieler ist verbindlich zu danken).

schen dem Erscheinen des VII. und VIII. Bandes von „Bragur“ klappt zwar eine empfindliche Lücke. Die „Hauptschaffenszeit“ war aber damit noch nicht abgeschlossen. 1809 sind die Lyrischen Gedichte bei Mohr und Zimmer in Heidelberg erschienen. Ihr bunter Inhalt, ihre einzelnen Abteilungen (Übertragungen, Nachdichtungen, „Denkmale der Freundschaft und Zärtlichkeit“ usw.) dürfen uns hier so wenig berühren wie die Frage nach ihrem poetischen Wert und Gehalt. Bei dem für den Autor und seine Zeit gleichermaßen bezeichnenden Pliniusmotto: „dum suppetit vita, enitatur, ut mors quam paucissima, quae abolere possit, inveniatur“ bliebe man freilich schon gerne etwas nachdenklicher stehen. Insbesondere aber hat Friedrich David Gräter sein nach einem Miniaturgemälde eines ehemaligen Schülers angefertigtes Bildnis (zwischen Vorsatz- und Titelblatt) als einen so schönen Schmuck betrachtet, daß seine Manen dem zürnten, der es übergehen wollte; es sollte nach seinen Worten ihn „freuen, wenn dieses Bild dem Dichter, oder der Dichter dem Bildniß einige edle Seelen mehr zu befreunden geben sollte“. Ja, es lag ihm am Herzen, daß es gegen den ehemaligen, seiner Selbstbiographie beigegebenen (unvorteilhafteren) Stich ausgetauscht werde.⁸⁴ Daß es sich von diesem merkbar unterscheidet, damit hat er ohne Zweifel recht gehabt. Es ist nicht ausgeschlossen, daß sein Gesicht mit den abwartenden Augen sich nicht weniger verändert hat als seine Handschrift, ihr in den einzelnen Lebensabschnitten jeweils verschiedener Duktus.

Auch die Gründung und Redaktion der zweiten Altertumszeitung, „Idunna und Hermode“ betitelt, sind noch von Hall aus erfolgt. Zwischen 1812 und 1816 erschienen, nur im Jahre 1815 unterbrochen, wird sie gleich „Bragur“, trotz allen auch ihr eigenen Schwächen, wie sie bei einem Mammutprogramm, bei ausladender und wogender Thematik, der unbekümmerten bloßen Koordinierung der oft disparaten Objekte leicht auftreten können, ein Markstein zumal auch in der Geschichte der Volkskunde bleiben. „Die reichen Hinweise zu Kalenderwesen und Brauchtum sind noch gar nicht voll ausgeschöpft“ (J. Dünninger).

Es wäre zu begrüßen, würde dies in absehbarer Zeit nachgeholt werden. Dabei ließe sich dann gleich noch ein anderes Desiderat — man muß sagen: endlich! schärfer ins Auge fassen: ein Katalog der Korrespondenten, Mitarbeiter, Freunde und Förderer, der Musensöhne und Schüler, der Gelehrten im In- und Ausland, vorab im skandinavischen Raum, mit denen Friedrich David Gräter verbunden war und verkehrt hat. Als emsiger Briefschreiber schon wird er seinesgleichen suchen. Am 19. Dezember 1794 hat seine Bilanz gelaute: Seit dem 16. Oktober 1789 (dem Tag seines Aufzugs in Hall) schreibe er nun den 1598sten Brief und habe den 1303ten erhalten.⁸⁵ Am 13. 7. 1800 hat sich die Ziffer der von ihm abgefaßten Briefe schon auf 2600 erhöht; unter ihnen befänden sich „doch vielleicht einige duzend, die non invita Minerva und zur glücklichen Stunde hingeworfen sind“.⁸⁶ In der Vorrede zum VIII. (und letzten) Band von „Bragur“ (1812) verzeichnet er im Rückblick auf das Jahr 1802 sehr exakt die Zahl von 237 „schriftlichen Freunden“ und erklärt, daß „die Kunde“ von seinem Magazin „bis an den Ebro, die Raab und das schwarze Meer“ geflogen sei.⁸⁷

Bezüge man durchaus sinnvoll und berechtigt in diesen Katalog auch noch die Subskribenten seiner Zeitschriften und seiner Gedichte ein, dann hätte man in der

⁸⁴ Lyrische Gedichte, Vorrede S. 21 f.

⁸⁵ Gr. an Fülleborn: 19. 12. 1794 (Schiller-Nationalmuseum 5189).

⁸⁶ Gr. an Fülleborn: 13. 7. 1800 (Schiller-Nationalmuseum 5192).

⁸⁷ Bragur VIII, S. XII. Vgl. Hans Radspieler, S. 61 mit Anm. 49.

Tat schon einen recht stattlichen Ausschnitt aus dem gelehrten und geistigen Leben der Zeit um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert vor Augen.⁸⁸ Gewiß, es hat damals noch eine einigermaßen überschaubare *res publica litteraria* gegeben; die wissenschaftliche Arbeit war noch nicht in so viele Disziplinen und Disziplinchen aufgespalten, daß die Gelehrten nicht voneinander gehört oder gewußt hätten. Welches Memoirenwerk aus dieser Epoche man auch in die Hand nimmt, in seinem Personenverzeichnis begegnen nicht wenige Namen, die zum mindesten nur dem unerfahrenen Neuling ganz und gar fremd sind. Indes will es uns dünken, als ob Friedrich David Gräter schon zu den Spitzenerscheinungen gehörte, wenn man die Größe eines Menschen nach der Menge seiner Verbindungen abschätzen wollte. Hin und wieder kann man den Gedanken nicht unterdrücken, er habe fast einen Sport daraus gemacht, immer wieder neue Fäden zu knüpfen und einmal wieder einen bedeutenden Zeitgenossen als seinen Bekannten vorzustellen.

Von seinem Verhältnis zur literarischen Prominenz ist das Wissenswerte aus Hans Radspieles Beitrag zu erfahren. Deren Senioren „Vater“ Johann Ludwig Wilhelm Gleim und Christian Felix Weiße, „der drei Menschenalter sah“,⁸⁹ stehen selbstredend auf der wohlgegliederten Liste von „Briefen edler und denkwürdiger Menschen“ an Gräter, sind in die „Auswahl aus mehreren Tausend“ aufgenommen, „die nicht unterzugehen noch verbrannt zu werden verdient“.⁹⁰ Maßgebend an seinen beiden Zeitschriften beteiligt waren: der liebenswürdige Nördlinger Diakonus Christian Gottfried Böckh, dessen Bild den II. Band von „Bragur“ zierte, der, von Haus aus vor allem der Pädagogik verpflichtet, über die didaktische Dichtung des Mittelalters zur deutschen Literaturgeschichte gefunden hat; Johann Heinrich Häßlein, „Hanns Sachsens würdiger Panegyrist und Praesentator“, dazu Erforscher der „Provincialsprache“ seiner Heimatstadt Nürnberg; der Niederlausitzer Karl Christian Traugott Heinze, der rührige Redakteur in Breslau.⁹¹ (Letzterer hat sich den Vornamen Teuthold zugelegt, es damit freilich noch nicht so arg getrieben wie ein gewisser „Mann Friedrich Bauer“, hinter dem sich wahrscheinlich ein biederer Andreas Friedrich Georg (Fallenstein) versteckt hat; der „Mann“ wäre an die Stelle des „Andreas“ getreten, und „Bauer“ als Übersetzung des griechischen „Georg“ zu verstehen.⁹²) Der Liebhaber der schwäbischen Literatur- und Gelehrtengeschichte wird munter, wenn er etwas hört von David Christoph Seybold, dem „Vetter“ des früh vollendeten Klopstock-Jüngers Johann Jakob Thill;⁹³ von Johann Wilhelm Petersen, Schillers Mitschüler, Friedrich Haug, dem Epigrammatiker, und Carl Philipp Conz aus dem Hölderlinkreis, die Gräter alle drei bei seinem denkwürdigen Besuch in Stuttgart anno 1793 kennenlernte; von Jakob Friedrich Abel, weiland Philosophieprofessor an der Hohen Carlsschule, der sich, 1811 Prälat von Schöntal geworden, der Geschichte des dortigen Zisterzienser-

⁸⁸ Siehe den Beitrag: Vom Quellenwert der Subskribentenlisten, in: Württembergisch Franken, Jahrbuch 1966, S. 164–167.

⁸⁹ Siehe Albert Köster: Die deutsche Literatur der Aufklärungszeit, Heidelberg 1925, S. 82. Ferner: Roland Narr, S. 123; 125.

⁹⁰ Siehe Stuttgarter Nachlaß: Cod. Misc. 4°. Nr. 30. d. in Gräters Schriftenverzeichnis.

⁹¹ Siehe Roland Narr, S. 123; 124; 128 f. Die Apposition zu Häßlein: Bragur VIII, S. XI.

⁹² Mit dem namenkundlichen Rätsel, dem „zu weit getriebenen Purismus“ hat sich schon J. K. Höck in Idunna und Hermod 1814, Nr. 32, S. 127, auseinandergesetzt. (Vgl. dazu: Zur Geschichte von Volkskunde und Mundartforschung, S. 43, Anm. 33; die dort angegebene Seitenzahl 124 ist in 127 zu korrigieren.)

⁹³ Zu David Christoph Seybolds (1747–1804) Korrespondenz mit Gräter, die dem „zu frühe verstorbenen deutschen Dichter und Alterthumsforscher Thill“ gilt, siehe vor allem Idunna und Hermod 1813, Nr. 1, S. 6–8.

klosters zugewandt hat; Heinrich Prescher, dem Pfarrherrn von Gschwend und Historiker der Grafschaft Limpurg; Johann Karl Höck aus Gaildorf, dem ebenfalls von Pahl meisterlich charakterisierten Juristen; von Georg Veesenmeyer, den wir als Gräters Kollegen in Ulm wieder treffen werden, und — nicht zuletzt — von Johann Christoph (v.) Schmid, unter dessen Werken an erster Stelle das „Schwäbische Idiotikon“ rangiert, der zu „Idunna und Hermode“ einen besonders beachtlichen, seine Spitze gegen teutschtimelnden Purismus kehrenden Aufsatz beige-steuert hat.⁹⁴ Auch im Hause Jonathan Friedrich Bahnmaiers, der als Jugendfreund Hölderlins,⁹⁵ Protektor Silchers und als Gründer des Tübinger Predigerinstituts warme Anteilnahme verdient, ist Gräter später in Kirchheim wiederholt gerne eingekehrt.⁹⁶ Der Nordist kennt dagegen noch ganz andere viri illustres, von deren Glanz möglicherweise der eine oder andere der genannten Namen überstrahlt wird, und wird, im Verein mit seinem germanistischen Kollegen, die Auseinandersetzung mit den Brüdern Grimm für ein überragend wichtiges Kapitel, wenn nicht das Hauptstück im wissenschaftlichen und persönlichen Leben Gräters halten. Es läßt sich aber nur unterstreichen: dem Zünftigen ziemt hier das Wort, das freilich bei der Verflochtenheit, ja vielleicht Unentwirrbarkeit der gelehrten und rein menschlichen Probleme wohl bedacht sein will. Von der vornehmen Reserve Hermann Fischers, der geflissentlich „über die moralischen Faktoren in dem Streite“ geschwiegen hat,⁹⁷ stechen die entrüsteten Verdikte Heinrich Lohres ab; er schleudert Gräter — man kann es kaum anders sagen — so massive Brocken wie „Vertrauensbruch“, „unedler Wettbewerb“, „Concurrenzneid“ entgegen. Schließlich dekretiert er: „Der Bruch mit den Brüdern Grimm bedeutet für Gräter ein Selbstbegräbnis; statt unter den Ahnen der deutschen Philologen genannt zu werden, lebt er im Andenken höchstens noch als ein prähistorisches Fossil, mit den abenteuerlichen Auswüchsen eines solchen.“⁹⁸

Eine umständliche Widerlegung erübrigt sich. „Das Bitterste von Allem“, sagt Franz Grillparzer, sei „Vermissten, was schon unser war, / Den Kranz verlieren aus dem Haar; / Nachdem man sterben sich gesehen, mit seiner eignen Leiche gehen.“ Friedrich David Gräter hat diese Stimmung erfahren, aber wohl kaum ausgekostet. Nach dem angeblichen „Selbstbegräbnis“ ist immerhin der von seinem Übersetzer und Kommentator bescheiden so genannte „Vollendungsversuch von Wieland's Cicero“ herausgekommen. Schon am 18. Mai 1818 hat er ihn Schütz überreicht, obwohl er mit der Einleitung dazu („Über Caesars Ermordung und Cicero's Ansicht derselben“) erst 1821 in der Geßnerischen Buchhandlung in Zürich erschienen ist. Als er ihn seinem alten Gönner von Jena, dem er gleich zum 50jährigen Doktor- und Magisterjubiläum in Halle gratulieren konnte, zusandte, hat Gräter seine

⁹⁴ Genauer Titel des Aufsatzes: „Ein paar Worte über den Purismus und die Bereicherung der deutschen Sprache, und von einem schwäbischen Idiotikon“, Litterarische Beylagen Nr. 10 in Idunna und Hermode 1814 (S. 37—39). Zu Johann Christoph von Schmid (1756—1827) siehe Martin Blümcke, in: Zur Geschichte von Volkskunde und Mundartforschung, S. 11—33. Vgl. auch „Amalie“ S. 102.

⁹⁵ Über die Verbindung zwischen Hölderlin und Bahnmaier wird im 7. Band der großen Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe das Einschlägige zu finden sein. Herrn Prof. Dr. Adolf Beck, Hamburg, ist für seine instruktiven Mitteilungen aufrichtig zu danken.

⁹⁶ Siehe Briefe Gräters an seine Frau: Kirchheim u. d. Teck, 23. 5. 1822 (83); Kirchheim u. d. Teck, 10. 7. 1823 (111); Kirchheim u. d. Teck, 22. 6. 1825 (129) (Keckenburgmuseum).

⁹⁷ Briefwechsel zwischen Jacob Grimm und Friedrich David Graeter, Vorwort, S. 6.

⁹⁸ Heinrich Lohre, S. 98 f.; 101.

Eile damit entschuldigt, daß er im Begriffe sei, „mit Weib und Kind, mit Hab' und Gut nach Ulm abzuziehen“.⁹⁹

Über die nun folgenden Jahre sind wir nur leidlich orientiert. Seine Wohnung (Dienstwohnung?) wird wohl auf dem Münsterplatz zu suchen sein. Wieder ist er Rektor und Pädagogarch im Doppelamt gewesen; letztere Bezeichnung meint — im Unterschied zu früheren Zeiten — nicht den Vorstand einer lateinischen Schule, sondern den Visitator eines größeren Sprengels.¹⁰⁰ Sein Bezirk hat — mindestens seit September 1820 — vom Donaukreis Blaubeuren, Ehingen, Göppingen, Kirchheim und Münsingen, vom Jagstkreis Aalen, Bopfingen, Giengen, Heidenheim und vom Schwarzwaldkreis Urach umfaßt.¹⁰¹ Mit seinen Kollegen am Königlichen Landesgymnasium scheint er freilich auf weniger gutem Fuße gestanden zu haben als mit den Haller Lehrern.

„Ulm liebe ich und seine Bürger u. Einwohner von Herzen — aber mein amtliches Verhältniß verbittert mir jede Freude u. trübt jede Aussicht auf die Zukunft.“ „Es ist doch ein wahrer Jammer, in lauter so gespannten collegialischen Verhältnissen zu leben und leben zu müssen.“

Das schreibt er am 10. Oktober 1822 an seine Frau, nachdem er in Göppingen zufällig den Ulmer Professor Schwarz mit Familie gesehen hat. Bemerkungen dieser Art sind zwar selten, aber wiederholen sich. Im Nachlaß des von Gräter verschiedentlich mit großer Hochachtung genannten Professors Veesenmeyer, auf dessen Namen man gelegentlich auch in „Bragur“ stoßen kann, hat sich ein eigenartiger Zettel mit acht Distichen erhalten. Sie lauten:

„Persentit tenuis tractum spiraminis aurae,
Officii tractus sentit at ille nihil.
Impactum tunicis corpus, quum Sirius ardet,
Frigoris impatiens pallia densa tegunt.
Inque ruinoso curru binisque Cosaccis
Invalidis vectus magnifice residet.
Ac misero specimen quos risus ambitionis
Excitat, et reboant: En, veniunt, pueri.
Taedia vix superes, si spectas ora manusque,
Quicquid conspicias, nil nisi squalor erit.
Lucubrare solet, simulans libare Camoenis,
(Sed poculit vino)
Sed Baccho indulgens, desidiaque mala;
(Nonnumquam dispersa legit folia, nemine lecta,
(? bis coctum ??)
Colligit interdum fallendi temporis ergo
Dispersas philyras sparsus et ipse suas,
Nám labor esset ei, fugienti quemque laborem,
Et protrudit opus, (quod nemo habere velit).

— — —
Rector Grater (sic!) in Ulm“¹⁰²

⁹⁹ Siehe Chr. G. Schütz, Darstellung seines Lebens, S. 122.

¹⁰⁰ Wer sich für die zeitlich und territorial differenzierte Entwicklung des Namens und der Charge eines Pädagogarchen interessiert, greife zu der mehrbändigen „Geschichte des humanistischen Schulwesens in Württemberg“.

¹⁰¹ Siehe Brief Gräters an seine Frau: Stuttgart, 10.9.1820 (64) (Keckenburgmuseum).

¹⁰² Stadtarchiv Ulm, Handschriften/Nachlässe Veesenmeyer 38, S. 21. (Von Frau Bibliotheksrätin Dr. Rössler freundlich übersandt.)

Die eingeklammerten Stellen sind im Original durchgestrichen. Sie sind in der schmiegsamen Übertragung von Wilhelm Krauß weggelassen, sieht man von der zweiten Hälfte des Pentameters im letzten Distichon ab. Daß es sich um ein, wenn auch höchst gewandtes, Studentenlatein handelt, daß einzelne Wörter und Wendungen sich aus dem Großen Georges nicht belegen lassen, springt trotz den klassischen Reminiszenzen unschwer in die Augen.

Doch nun folge zuerst die deutsche Fassung:

Welch ein Zärtling, er spürt den allergeleinsten Luftzug,
Doch den Zug seiner Pflicht nimmt er keineswegs wahr.
Hüllt den verfrorenen Leib in wollene Kleider und Mäntel,
Wetterfeste, zur Zeit, da der Sirius glüht.
Und er thront, von lahmen Kosakenmähren gezogen,
Hoch auf klappriger Kutsch' als ein erhabener Herr!
Ja, ein Muster von Ehrgeiz. Der Ärmste erntet Gelächter!
Widerhallt es da laut: „Seht, die Knaben sind da!“
Fast übermannt dich der Ekel, schaust du den Mann und die Hände
Und was sonst noch dabei. Siehe, alles ist Schmutz.
Pflegt zu werken bei Nacht, als bringe er Opfer den Musen;
Doch er frönt nur dem Wein. Seine Faulheit ist groß.
Sammelt, zum Zeitvertreib, zerstreute Blätter bisweilen,
Eigne Ernte, wie er, selbst in Gedanken zerstreut.
Ja, das macht ihm schon Mühe, der jeglicher Mühe abhold ist,
Also verschiebt er das Werk (das doch niemand gefällt).

Auch und gerade auf den Inhalt gesehen, gibt dieses Gedicht einzelne Nüsse zu knacken. Was soll der Ausruf: „Seht, die Knaben sind da!“? Auf wen bezieht er sich? Gibt er etwa eine stehende Redensart des Herrn Visitators wieder?¹⁰³ Doch das ist nebensächlich im Vergleich zu der Kapitalfrage: Welche Meinung steht hinter diesen Versen, wollen sie voll genommen werden, zielen sie haargenau auf ihr Objekt? Veesenmeyers Handschrift und „Handschrift“ lassen sich wohl kaum bestreiten; er kannte auch gewiß die Gattung der Invektive aus der griechischen und römischen Literatur und verstand sich auf sie, wie das Exempel beweist. Bemächtigten sich freilich Studenten und Akademici überhaupt der „Schmährede“, dann änderte sich ihre Funktion, dann galt als oberstes Gesetz, daß ihr Opfer einen Spaß, auch einen derben, verstehen müsse. Und so bietet sich denn die Möglichkeit an, daß Veesenmeyer für einen geselligen Zirkel, sehr absichtlich in höchst freiem Latein, die Distichen gedrechselt hat; sie konnten Heiterkeit bei einem „Königreich“ um den Dreikönigstag oder Fasnacht herum erwecken. Überlieferungen von derartigen Bräuchen lassen sich in Ulm zwar nicht greifen.¹⁰⁴ Dies aber kann mit Sicherheit gesagt werden, daß der Versifex allermindestens der Dichtung Wahrheit eingemengt hat. Die Kosakenpferde Gräters haben nicht bloß die Ulmer im Gedächtnis behalten, sie spielen vielmehr auch in seinen Briefen keine ganz untergeordnete Rolle. Ja, im Stuttgarter Nachlaß befindet sich ein (ungedrucktes) Gedicht des greisen Gräter vom 8. Oktober 1827, überschrieben: „An meine sterbenden Kosaken“. Die Reime, deren hier etliche angeführt seien, sind

¹⁰³ An diese Möglichkeit hat Herr Oberstudienrat Hans Schneider, Freudenstadt, gedacht, der auch in anderen Fällen wertvolle Winke gegeben hat.

¹⁰⁴ Zum „Königreich“, zu Wort und Sache vgl. Erika Kohler, Martin Luther und der Festbrauch, Köln, Graz 1959, S. 105–108.

vom poetischen Standpunkt aus betrachtet gewiß höchst harmlos. Aber sie rühren das Gemüt:

„Arme, arme Thiere,
Gestern frisch und froh,
Jetzt erwacht zum Tode,
Windet euch nicht so!
Eurer harrt, ihr Guten,
Doch die ew'ge Ruh!
Bald deckt mit Erbarmen
Euch die Erde zu!

...

Seit zwölf Jahren habt ihr
Mir so treu gedient,
Wart mir auch drum werther,
Als ihr manchem schient!
Sichre, treue Führer,
Engeln Gottes gleich!
Wenn Gefahr mir drohte
Dacht' ich nur an Euch.
Ruhig saß ich mitten
Auch im Sturm der Nacht,
Glücklich, ihr Kosaken,
Ward der Weg vollbracht.

...

Manche harte Steigen
Schützt Euch Gottes Huth,
Der des Thiers auch waltet,
Ist es fromm und gut.
Fromm und gut, das wart ihr,
Treu bis an den Tod!
Käme doch für Euch auch
Noch ein Morgenroth!

...

Nun so nehmt die Thräne
Noch zum Danke hin!
Weinend denk' ich eurer,
Wenn mich andre ziehn.

(Variante: „Dacht ich doch, ihr würdet
Auch zum Grab mich ziehn.“)¹⁰⁵

Auch der Pelzrock, zur Sommerszeit getragen, ist nicht frei erfunden; dem die Anekdote liebenden „Universalplauderer“ Carl Theodor Griesinger ist er so interessant gewesen, daß er in seinem kleinen Lexikonartikel Platz für ihn gehabt hat.¹⁰⁶ Er kann davon durch Gräters Schüler Schultes gehört haben, der in seiner Chronik ein wenig schmeichelhaftes Bild seines ehemaligen Lehrers entwirft:

¹⁰⁵ Siehe Stuttgarter Nachlaß.

¹⁰⁶ Universal-Lexicon von Württemberg, Hechingen und Sigmaringen, Sp. 498.

„ein kleiner Mann, immer wohl eingehüllt, da er eine lächerliche Furcht vor Erkältung hatte. Leider genoß er bei seinen Lehrern wenig Autorität, was sich auch auf uns übertrug. Er war aber ein Gelehrter von anerkannten Verdiensten ...“¹⁰⁷

Aber auch dieses Urteil wird man nicht verallgemeinern dürfen und wird sich wenigstens davor zu hüten haben, es in die Haller Jahre zurückzuprojizieren. Wissenschaftlich wache Schüler hat der gelehrte Mann doch immerhin so stark angezogen, daß sie ihm bei seinen Arbeiten geholfen haben; im 7. von Gräter besorgten Band der Briefe Ciceros haben ein Haller und ein Ulmer Obergymnasiast die äußerst sorgfältige und praktische chronologische Übersicht und ein gediegenes „Verzeichniß der Erklärungen und Erläuterungen der sämtlichen sieben Bände“ gefertigt.¹⁰⁸ In Ulm sind es „vier ausgezeichnete und höchst wißbegierige Jünglinge“ gewesen, denen er auf ihren ausdrücklichen Wunsch hin dänische Stunden gegeben hat, deren „Übersetzungsproben“ dann sogar in Dänemark Wohlgefallen erregt haben.¹⁰⁹ Einige Male fällt der Name des Schülers Gustav Hobbach; poetische Beiträge aus seiner Feder im „Morgenblatt“ müßten sich noch verifizieren lassen. Um aber nochmals auf die ominösen Distichen zurückzukommen, so läßt sich wenigstens ihr terminus ad quem bestimmen: sie können kaum nach 1824 entstanden sein, da in ihnen deutlich genug auf die „Zerstreuten Blätter“ angespielt wird, deren erste Sammlung 1822 und deren Fortsetzung zwei Jahre später, in bewußter Anlehnung an Herder in der „berühmten“ Stettinischen Buchhandlung zu Ulm erschienen sind und, „den ältesten Freunden seiner Muse in Teutschland und Dänemark gewidmet vom Verfasser“, „abwechselnd Nahrung für Geist, Herz oder Fantasie“ versprechen.¹¹⁰ Im wesentlichen bescheren die beiden handlichen Bändchen Reprisen und Zusammenfassungen, vermitteln aber nichtsdestoweniger, als Längs- und Querschnitt durch das gesamte Werk in einem, einen Einblick in das geistige und künstlerische Streben des (wie man ihn in freier Benützung eines Burckhardtschen Begriffs wohl nennen darf) „Poeten-Philologen“ par excellence. Es gab keine philologische Disziplin, an die er nicht seinen Fleiß verschwendet, kein dichterisches Denkmal, das ihn nicht gebannt, keine literarische Gattung, in der er sich nicht versucht hätte. Das V. Stück der Ersten Sammlung: „Gräfin Rosenau oder der unsichtbare Liebhaber“, das in halb märchenhafter Verkleidung in die Philosophie des mysteriösen Grafen von Gabalis einführen will, wird wohl, nachdem jüngst erst der zweite Teil der Pansophie von Will-Erich Peuckert: „Gabalia. Ein Versuch zur Geschichte der magia naturalis im 16. bis 18. Jahrhundert“¹¹¹ ausgeliefert worden ist, wieder besonders unter die kritische Lupe genommen werden. In den „Parallelen über Freundschaft und Liebe“ beschwört Gräter noch einmal die Erinnerung an Marianne Ehrmann; die Form des Aphorismus hat er nicht ohne Geschick zu handhaben vermocht.¹¹² Schade, daß er

¹⁰⁷ Siehe D. A. Schultes, Chronik von Ulm, 7. Aufl., Ulm 1937, S. 424. (Von Herrn Dr. Radspieler freundlich mitgeteilt.)

¹⁰⁸ Die „Chronologische Uebersicht der sämtlichen Briefe Cicero's und Vergleichung mit der alten Ordnung sowohl als mit der neuesten Schützischen“ (S. 503—528) ist F. D. Kochendörfer, Hall, das „Verzeichniß der Erklärungen ...“ sowie dasjenige „der verbesserten oder besprochenen Stellen der Urschrift“ (S. 529—550) Gustav Hobbach zu danken; siehe Vorrede S. VI f.

¹⁰⁹ Siehe Die Druiden an der Donau Nr. 2, Julius 1826, S. 19 f.

¹¹⁰ Zerstreute Blätter I, Vorrede, S. IV.

¹¹¹ Zerstreute Blätter I, Vorrede, S. VII f.; S. 119—200. — Peuckerts Buch ist im Erich-Schmidt-Verlag (Berlin 1967) erschienen.

¹¹² Zerstreute Blätter I, S. 101—118.

nicht auch noch seine „Bemerkungen über die Monumente der Ritter zu Vellberg“ als einen „Beytrag zur Geschichte der Sprache, Kunst und Sitten im 15ten und 16ten Jahrhundert“¹¹³ nochmals abdrucken ließ. Das Bedauern über diese Unterlassung entspringt nicht so sehr der Liebe zur Orts- und Heimatgeschichte als vielmehr der Auffassung, daß Gräter in besonderem Maße, im besten Sinne des Wortes der „Andacht zum Unbedeutenden“ fähig gewesen sei, aus einem „unscheinbaren“ Objekt wirklich „Bedeutendes“ herauszuholen vermocht und damit die nicht gering zu achtende Begabung gehabt habe, sich auf kleinem Raume sicher und, um es in der Sprache seiner Epoche zu sagen, „zierlich“ zu bewegen.

Einen Markstein in der Ulmer Zeit setzt das Jahr 1821/22. Rasmus Nyerups Besuch hat den unmittelbaren Anlaß zur Entstehung der „Gesellschaft der Dänenfreunde an der Donau“ gebildet, einer Gesellschaft mit der „Endabsicht“, „ein Bruderband der Humanität unter den Litteratoren dieser Nationen (nicht nur der ‚lieben Dänen‘, sondern auch der Norweger, Schweden und Isländer) und dadurch nach und nach unter allen diesen uns durch Sprache und Abstammung zunächst verwandten Nationen selbst zu stiften und somit das Reich der Bruderliebe und der Wissenschaft aller wechselseitigen Geistesprodukte unter unseren Nachkommen zu erweitern“.¹¹⁴ Ob und inwieweit die Vereinigung über die „nur sprachwissenschaftlichen Zwecke“ hinaus maurerische Ideen verfolgt habe und als eine „geheime Loge des Druidenordens“ anzusehen sei, ob die von Rudolf Max Biedermann angeführten Indizien diese Vermutung rechtfertigen können, kann hier nicht näher untersucht werden.¹¹⁵ Fülleborn hat zwar in einem seiner Jugendbriefe seinen Freund „mit dem Maurerkuß, dem bedeutungsvollsten und herzlichsten aller Küße“ verabschiedet. Schon im Jahre 1794 beruft sich aber Schlichtegroll in einem Brief an Gräter auf Herder bei seiner Erörterung, daß „geheime Gesellschaften“ „dem Geist der Zeit nicht mehr angemessen“ seien.¹¹⁶ Daß da und dort sehr scharfe Kritik am Ordenswesen, speziell an der Freimaurerei — auch gerade unter dezierten Aufklärern — aufgebrannt ist, beweist die in Biberach herausgegebene Schrift von J. M. R. „Über das sittliche und religiöse Verderben unsers Zeitalters und die Mittel ihm abzuhelpen, oder es zu vermindern“.¹¹⁷

Als die 3. und letzte Nummer der Zeitschrift: „Die Druiden an der Donau“ im Februar 1828 erschien, da war auf ihrer zweitletzten (numerierten) Seite (47) unter „Personal-Nachrichten“ zu lesen, daß Prof. D. Graeter „durch höchste Entschließung Sr. Majestät des Königs am 30sten Sept. 1826“ seiner Ämter als Rektor und erster Professor des K. Landesgymnasiums „in Gnaden enthoben, und in den Ruhestand versetzt“ sei, „nachdem er 37 Jahre öffentlicher Lehrer der Philosophie und der classischen Sprachen und darunter volle 22 Jahre Vorsteher von vier verschiedenen Collegien gewesen war, und von allen Vorstehern und Mitlehrern der beiden ersten Collegien allein noch am Leben ist“. Von einer „voran-

¹¹³ Siehe Bragur V 2, S. 83—132.

¹¹⁴ Siehe Irmgard Schwarz, S. 28 f., und die neueste ergänzende und korrigierende Darstellung (was die nicht ganz unkomplizierte Entstehungsgeschichte betrifft) von Wilhelm Friese, S. 96 f.

¹¹⁵ Ulmer Biedermeier im Spiegel seiner Presse, S. 119.

¹¹⁶ Siehe Stuttgarter Nachlaß: Cod. Misc. Q. 30. Nr. 43 (Fülleborn an Gräter, Dez. 1791); Cod. Misc. Q. 30. Nr. 92 (Schlichtegroll an Gräter, G[otha] 5. 3. 1794; vgl. Roland Narr, S. 127).

¹¹⁷ Hinter J. M. R. [sic!] verbirgt sich mit höchster Wahrscheinlichkeit der Ravensburger Theologe und Pädagog Johann Martin Kutter (1767—1843).

gegangenen“ „Untersuchung seiner Amtsführung“, veranlaßt von „einer gegen ihn angespannenen Intrigue, die auch das Mittel anonymischer Denunciationen nicht verschmähte“, erfährt man in dieser Zeitschriftennotiz nichts. Jedenfalls bedarf es noch weiterer Recherchen, um die näheren Umstände seiner Zurruesetzung zu beschreiben und die Darstellung Pahls zu sichern. Desgleichen muß man versuchen, noch die letzten Lebensjahre im Pensionsstand in Schorndorf zu erhellen. Der Wunsch der Tochter Louise zur Feier der silbernen Hochzeit, der Zuruf an ihre Eltern: „möchte diese Zeit (des Kammers und des Kampfes) für immer vorüber seyn, und Sie nun sorglos und froh ein schönes Alter genießen!“¹¹⁸ hat sich nicht erfüllt: Friedrich David Gräter hat am 2. August 1830 in seinem 63. Lebensjahre Abschied von seiner so reichen und weiten Welt genommen.

Wer sein Leben zu schildern und sein Werk zu würdigen hat, hat keinen ganz leichten Stand. Und er wird ihn auch dann nicht haben, wenn noch die und jene Lücke verzaunt sein wird, die heute das Bild stört oder doch nicht zu seiner vollen Wirkung kommen läßt. Schon die Zeitgenossen — das mußte immer wieder einmal durchblicken — sind mit dem Menschen Gräter nicht so ganz zurecht gekommen; die Stimmen wollen nicht zusammenklingen. Aus Achim von Arnims brieflicher Charakteristik wurden bereits ein paar Sätze ausgehoben. Sie beginnt im übrigen mit den Worten:

„Ein Mann, etwa die mittlere Proportionallinie zwischen Koch und Wieland im Äußeren, lebendig, wie ein Triesel (Kreisel), wie alle Sammler ihrer Natur nach von vielen Seiten geschlossen, auf einem einzigen Seile tanzend rückwärts und vorwärts, freundlich ohne Einbildung, unglaublich fleißig, unglücklich zerstoßen in dem kleinen Gekröse des Lebens, ich meine in seinem Ehestande — so hat er mir oft stundenlang erzählt und hat mich oft gerührt.“

Es folgen dann die Sätze über seine erste und zweite Frau und Bemerkungen über seine Bücherei und die von ihm mitgeteilten Volkslieder.¹¹⁹ Noch heller und noch um einige Grade freundlicher ist das Bild, das Johann Gottfried Pahl entworfen hat. „Er hat seine Reise an den Kocher“, so berichtet Gräter seinem Fülleborn, „in Ehrmanns Bibl. der Länder- und Völkerkunde IV. Bd. abdrucken lassen. Der Schluß davon ist seine Bekanntschaft mit mir, und da kommt denn nun eine 4. Seiten lange Schilderung, worüber ich erröthet bin.“¹²⁰

Wie reimt es sich da zusammen, daß derselbe Pahl, der einst davon so angetan war, wie ihm „nicht ein dürtiger, finsterer Stubengelehrter“, „sondern ein froher, erheiternder Gesellschafter“ gegenübertrat, der, ähnlich Arim, von der „sehr zurückhaltenden Bescheidenheit“ des hochgelehrten Partners schrieb, später den „Eitelsinn“ als eine entstellende Eigenschaft des Freundes und Jahrgangsgenossen angeprangert hat, der ihm doch so nahe gestanden hatte? Mannigfaltige Motive mögen hier zusammengewirkt und, wenn auch nicht zu einem harten, unversöhnlichen Bruch, so doch zu einer spürbaren Entfremdung geführt haben, die beiden Teilen gleich schmerzlich war. Zu der Verschiedenheit der Naturen kam noch hinzu, daß der Busenfreund Pahls, der spätere Landshuter Moralphilosoph Jakob

¹¹⁸ Stadtarchiv Ulm Bestand: G 2 Personalien Graeter (von Frau Dr. Rössler übermittelt).

¹¹⁹ Vgl. Anm. 53, 63 und 79.

¹²⁰ Gräter an Fülleborn: 19. 12. 1794 (Schiller-Nationalmuseum 5189). — Wanderung durch den Kochergau, S. 65.

Salat,¹²¹ sich „nie mit derselben freundschaftlichen Innigkeit an Grättern angeschlossen“ und seine Vorbehalte nicht überwunden hatte. Als sich dann die Gerüchte um dessen Privatleben und die „Zerrüttung seines Haushaltes“ zu verdichten begannen, da scheint Pahl dem „schärferen psychologischen Beobachter“, als den er den prinzipienstarken Salat schätzte, nach und nach recht gegeben zu haben. An die Schrullen und Wunderlichkeiten Gräters hätte sich der „Prälat der Vernunft“¹²² allenfalls noch gewöhnen können; Jakob Salat hat ihm, was kauzige Allüren angeht, doch nicht weniger zugemutet. Der Graben aber hat sich schließlich (wie schon gesagt) dadurch vertieft, daß dem Reichsstädter Pahl ein sich so laut gebärdender neuwürttembergischer Patriotismus auf die Nerven ging; er konnte sich die Devotionsbezeugungen gegenüber dem Kurfürsten und König Friedrich I. einfach nicht anders erklären denn als den Ausfluß eines opportunistischen, berechnenden Strebertums. Die wissenschaftliche Leistung, die geistige „Überlegenheit“ hat Pahl gleichwohl nicht angetastet, sie, im Gegenteil, mit Emphase herausgestellt. Er, der die Kunst der Charakteristik von Grund auf verstanden und virtuos gepflegt hat, hat das sorgsam abgewogene Wort als deren Herzstück erkannt und es von den augenblicklichen Ressentiments nicht trüben lassen.

Er konnte freilich nicht mit gleichem Recht als Fachmann sprechen, wie dies Jacob Grimm zustand. Es ist ein Glück, daß Gräter die „Deutsche Mythologie“ nicht mehr erlebt hat. Dort liest man nämlich:

„Gräters thätigkeit dafür [für die deutsche Mythologie], eines unmäßig eitlen schriftstellers von viel geschrei und wenig wolle, vermochte es nicht, sie [die Erinnerung an die germanische Vorzeit] wärmer anzufachen.“¹²³

Damit ist freilich der Stab nicht nur über den Gelehrten, sondern auch über den Menschen gebrochen. Und doch darf man auch dieses vernichtende Verdikt nicht aus dem ganzen Komplex herauslösen und muß vor allem bedenken, daß die Brüder Grimm als die Begründer einer streng wissenschaftlichen Altertumswissenschaft einer ganzen, neuen Epoche den Namen gegeben haben. Die ihnen vorhergehenden Generation hatte Herder noch gemahnt „Dem Unverdrossenen ... Gräter ist noch keine Gerechtigkeit widerfahren“.¹²⁴ Er selber aber hat einmal — als habe er eine Vorahnung gehabt — das Diktum in die Waagschale gelegt:

„Man tadelt es, von sich selbst zu sprechen, und doch, wenn es auf die Wahrheit der Bekenntnisse ankommt, urtheilt schwerlich jemand richtiger, als der aus dem Spiegel seiner eigenen Seele schreibt.“¹²⁵

Der Grundsatz, daß nicht Zuneigung oder auch Widerwille regieren dürfen, wenn es gelte, den Wert seines Werkes zu prüfen, ist natürlich nicht zu verwerfen. Ob etwas besteht oder vergeht, hängt nicht zuerst von der Qualität der Person ab, am allerwenigsten im engeren Bezirk der Wissenschaft. Allein auch das andere bleibt wahr: Mensch und Sache, eine Idee und ihr Träger lassen sich nur schwer voneinander trennen, am schwersten wohl bei einem Dichtergelehrten. Mit diesem Prädikat soll Gräter ganz gewiß nicht die kritische Kraft abgesprochen werden,

¹²¹ Vgl. „Amalie“ Anm. 67. (In einem im Keckenburgmuseum befindlichen, wohl um 1812 gefertigten Entwurf eines Briefes an Karl Theodor v. Dalberg beruft sich Gräter auch auf seinen „Freund Salat“, den er, wie auch Pahl, „zuerst zum Schriftstellern aufgemunter“ habe.)

¹²² So hat Hermann Strenger seinen Ururgroßvater Pahl einmal genannt; siehe Die Brücke zur Welt, Sonntagsbeilage zur Stuttgarter Zeitung vom 12. 8. 1961.

¹²³ Erste Ausgabe S. (XXIX).

¹²⁴ Herders Gesammelte Werke (hg. von B. Suphan) 24. Bd., Berlin 1886, S. 312 f.

¹²⁵ Idunna und Hermode 1812, Nr. 6, S. 21.

ohne die keine wissenschaftliche Arbeit zustande kommen und gedeihen kann. „Idunna und Hermode“ sollte — so hat er es unmißverständlich selber gesagt — „auch zu einer richtigen Schätzung, nicht Uiberschätzung, der Vorzeit dienen“ (siehe Vorrede zum Jahrgang 1814). Eine blinde Begeisterung wollte er nicht begünstigen, wohl wissend, daß „nicht alles, was alt ist, deswegen auch schön und gut und bewunderswerth und wichtig“^{125 a} sei. Einem „kaltblütigen Wahrheitsforscher“, wie ihn die Aufklärung pries und auch zu züchten suchte, wäre er nur dann Feind gewesen, wenn sich der vielstrapazierte „Forschungs- und Prüfungsgeist“ mit „Kaltsinn“ gepaart hätte, mit „Kaltsinn“ gegen die Religion und das „Vaterländische“. Das „Vaterländische“, „Teutschvaterländische“ kann nach dänischem Vorbild durch „eine Nationalmythologie erhöht und verstärkt“ werden; „für Vaterlands-Liebe und Volks-Geist“ lassen sich die „Bilder und Muster“ in der „Vorzeit“ finden. Die „Nachrede“ zum „Barden-Almanach“ von 1802, in die sich Gräter und Münchhausen, der Freund Johann Gottfried Seumes, geteilt haben, kann hier in ihrem vollen Wortlaut nicht wiedergegeben werden. Münchhausen hat in ihr vor allem die „kosmopolitischen Teutschen“ attackiert, die „wie Miethlinge in einem fremden Lande, vaterlandslos, verlassend und verlassen dastehen“, als ob nicht, so muß man sinngemäß und zusammenfassend weiter zitieren, „jeder erste Puls-Schlag zwar der ganzen Menschheit, aber der nächste doch dem Vaterlande und unsern Brüdern gälte“.¹²⁶

Daß solche Gedanken und Appelle in die weitesten Volkskreise hinausdringen sollten, wie fest Gräter an seine Mission geglaubt hat, das Seine dazu beitragen zu können, daß „Teuschheit und Vaterlandsiebe“ aus ihrem Schlafe wacherüttelt würden, läßt sich an dem von Hans Radspieler eingehender berücksichtigten „Schützenlied“ demonstrieren. Es ist auch in das „Mildheimische Lieder-Buch von achthundert lustigen und ernsthaften Gesängen über alle Dinge in der Welt und alle Umstände des menschlichen Lebens, die man besingen kann“ eingegangen; in der Ausgabe Gotha 1815 erscheint es als Nummer 531. Die letzte und siebte Strophe ist allerdings auf zwar sachte, nichtsdestoweniger aber merklliche Weise abgeändert worden. Während sie in der Fassung der „Lyrischen Gedichte“ mit der Bitte und dem Aufruf schließt: „Den edlen Fried’ erhalt’ uns Gott! / Es leb’ das Vaterland / Und alle Menschen hoch!“, liest man im Liederbuch: „Den edlen Frieden geb’ ihr (der Menschheit) Gott! / Wer sich erbarmet fremder Noth / Wer Mensch ist, lebe hoch!“; die Wendung ins Weltbürgerliche ist in der abgewandelten Form entschiedener. So sehr sich aber Gräter auch (gleichsam) als ein Wächter und Weiser, als ein Kündler der patriotischen Werte gefühlt hat, so vereinzelt und verstreut sind direkte politische Äußerungen in seinen Schriften. Ja, man wundert sich darüber, daß die Tagesereignisse bei einem Schriftsteller, der so starke Antriebe von der sogenannten Deutschen Bewegung erfahren hat, inmitten einer sehr bewegten Zeit sich nicht sichtbarer in seinen Arbeiten abgezeichnet haben; „Idunna und Hermode“, zwischen 1812 und 1816 gedruckt, liefert nur eine ziemlich geringe Ausbeute. Als ein laudator temporis acti hat er 1824 in seinen „Blumen“ „auf Herzbergs Grab“ die einstige Hoch-Zeit mit einer degenerierten Gegenwart verglichen:

^{125 a} Bragur I (S. 2).

¹²⁶ Barden-Almanach, S. 259 und 262 f. (Die Lebensdaten Karl Ludwig August Heinos Frhm. v. Münchhausen umfassen die Jahre 1759 bis 1836.)

„Seit diesen dreißig Jahren hat sich freylich in den Vorstellungen unserer lieben, besonders jüngern Teutschen vieles geändert. Von allen Seiten vernahmen sie, wie man die Könige und ihre Minister die ersten Stützen des Throns, zur Zielscheibe ihrer Beurtheilung machte. Der Dämon des aristophanischen Demos ist in uns alle gefahren!

Ganz anders war es damals! Mit Begeisterung erinnere ich mich jener schönen Jahre meiner Jugendzeit, da im Norden ein Friedrich, im Süden ein Joseph und eine Theresia, im Osten eine Catharina die Große, unsere jugendliche Seele erfüllte, und der preußische Grenadier an der Spree, der Barde Sined an der Donau, und ein Alexander Sumarokov an der Newa seine unsterblichen Lieder sang!“¹²⁷

Auch in diesem Falle, an dieser Stelle haben wir wieder einmal die „bedeutende Erscheinung der Überschichtung der Epochen“¹²⁸ vor uns. Gräter kann als ein klassischer Zeuge aufgerufen werden, wenn das „Periodisierungsproblem“ zur Diskussion steht und die Frage nach dem Begriff der „Vorromantik“ zu stellen ist; ohne diesen Notbegriff kommt die Geistesgeschichte schon längst nicht mehr aus.

Wie verhalten sich die „nationalen und universalen Denkformen“ zueinander? Der Sachverhalt ist jedenfalls nicht so simpel, daß sich die vulgäre Zuordnung: Aufklärung — weltbürgerliche Weite und Romantik — nationale Engstirnigkeit halten, die dem historischen Problem eigentümliche Dialektik schlechterdings negieren ließe. Allein, auch wenn man von den thematischen Voraussetzungen abstrahiert, sie als zeitbedingt erklärt und versteht, bedarf es der differenzierenden Geduld, um Gräters vielteiligem, rubrikenreichen, „Wörter und Sachen“ gleichermaßen umfassenden Werk mit seinem Wechsel seitenlanger Texteditionen und zum raschen Umschlag bestimmte Miszellen gerecht zu werden. Daß es auch heute noch eine Fundgrube konkreter Einzelheiten darstellt, wird sich schon beim ersten Stöbern vorab in den beiden großen Zeitschriften herausstellen; wer auch nur ein wenig aufgeschlossen zumal für kulturgeschichtliche Daten und Fakten ist, der wird nicht leer ausgehen. Gräters eigentliche Stärke — es wurde schon oben angedeutet — liegt dort, wo er Detail ausbreitet, als feinsinniger Interpret sich in Einzelfragen vertieft, intim beobachtet, „Appetitbissen“ zubereitet, wie Heinrich Lohre es hübsch, wenn auch ein wenig abschätzig ausgedrückt hat. So gering, wie er es getan hat, möchte man heute die „positiven Ergebnisse“ nicht mehr veranschlagen, sie begrenzen sich nicht (allein) auf das Gebiet des Volkslieds.

Vor ein paar Jahren wurde versucht, den Menschen und sein Werk mit den Worten zu charakterisieren, die jetzt noch folgen sollen und von denen auch heute nichts zurückzunehmen ist:

„Kaum verhehlen läßt sich aber auch dem entschlossenen Wohlwollen die Kluft, um nicht zu sagen: der Widerspruch, zwischen der großen programmatischen Geste und einer Gelehrsamkeit, die immer wieder einmal Gefahr läuft, sich im alexandrinischen Kleinbetrieb zu verzetteln, zu verspielen. ‚Quid tanto dignum feret hic promissor hiatu!‘ Daß das Publikum möglicherweise mit Horaz ihn einmal so frage, hat Gräter selbst befürchtet.¹²⁹ Daß aber auch eine imponierende universale Begabung, im Verein mit Leidenschaft und Enthusiasmus, nicht die unvergängliche Schöpfung des Genies zu verbürgen vermöge, diese Selbsterkenntnis hätte ihn doch überfordert. Nicht allein daran liegt es wohl, daß — wenigstens im Regelfall — die Personalunion zwischen dem Sammler und dem Program-

¹²⁷ Zerstreute Blätter II, S. 345 f.

¹²⁸ Josef Dünninger, Geschichte der Deutschen Philologie, Sp. 147.

¹²⁹ Siehe Bragur IV 1, Vorrede, S. XXVIII.

matiker, so natürlich auch der eine auf den anderen angewiesen ist, schwer zustandekommt. Nicht Stich hält auch der auf der Straße liegende Einwand, daß Poesie und Wissenschaft sich eben immer schlecht vertragen, ein gleichsam musischer Überschuß dem Gelehrten das Konzept verderbe; mit wie vielen Gegenbeispielen läßt sich diese Rechnung als falsch erweisen. Weit eher wird man sagen dürfen, daß Gräter jene Ataraxia versagt gewesen sei, wie sie das Geheimnis der Großen ist, die aus einem festen und klaren Mittelpunkt ihres ganzen Wesens heraus letztlich doch zu einem Ausgleich der Spannungen kommen, in der Einheit von Person und Werk einen geistigen Bau aufführen von überzeugender Kraft und Geschlossenheit. — Wer aber wollte es wagen, darob einer redlichen, hoch achtbaren, von den Nachkommen noch gar nicht bewältigten Leistung den Respekt zu verweigern, und dem, der sie vollbracht hat, das menschliche Mitgefühl zu entziehen? Friedrich David Gräter darf beides für sich beanspruchen.“¹³⁰

Aus der Chronik von Gräters Leben

- 1768, 22. April: Friedrich David Gräter in Hall geboren.
- 1786: Studium der Theologie, Philosophie und Philologie an der Universität Halle an der Saale.
- 1788, April: Fortsetzung des Studiums an der Universität Erlangen.
- 1789: Erste Veröffentlichung: „Nordische Blumen“ (dem Kammerherrn v. Suhm zugeeignet), Leipzig bei Gräff.
- 1789, Okt.: Rückkehr in die Vaterstadt.
- 1789, Dez.: Übernahme der fünften ordentlichen Lehrstelle am Gymnasium illustre in Hall und des Pfarrvikariats Sulzdorf.
- 1790, 3. März: Promotion zum Doktor der Philosophie der Universität Erlangen.
- 1791, 7. Febr.: Ehrenmitglied der gelehrten Gesellschaft des Pegnesischen Blumenordens zu Nürnberg.
- 1791: Herausgabe des ersten Bandes des „literarischen Magazins der teutschen und nordischen Vorzeit“: „Bragur“ (zusammen mit Christian Gottfried Böckh, dem Schwager Schubarts).
- 1792, 20. Nov.: Ernennung zum Korrespondenten der deutschen Deputation bei der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin (durch deren Kurator, Ewald Friedrich Grafen v. Hertzberg).
- 1793, 18. Febr.: Beförderung auf die zweite öffentliche Lehrstelle am Gymnasium, verbunden mit dem Konrektorate.
- 1793, 24. Juli bis 12. Aug.: Besuch bei „Amalie“ (Marianne Ehrmann geb. v. Brentano) und ihrem Gatten, Dr. iur. Theophil Friedrich Ehrmann.
- 1793, 10. Aug.: Krönung dieses Besuchs durch Audienz und Frühstück in Hohenheim, bei Herzog Karl Eugen und seiner Gemahlin Franziska.
- (1793, 24. Okt.: Karl Eugen †.)
- 1794, Juni: „Hitziges Fieber bis auf den Tod“.
- 1795, 14. Aug.: „Amalie“ † („vor noch nicht erreichtem vierzigsten Lebensjahre“).

¹³⁰ Zur Geschichte von Volkskunde und Mundartforschung, S. 61 f.

NB: Die Hauptmasse der im Stuttgarter Nachlaß enthaltenen Briefe an Gräter (so auch die Fülleborns) besteht aus Abschriften (zum Teil von Gräters Hand); zur Veröffentlichung bestimmt, zeigen sie hin und wieder Striche des Redaktionsstifts. — Xerokopien der hier mehrfach benützten Briefe Gräters an Fülleborn hat das Schiller-Nationalmuseum in entgegenkommender Weise zur Verfügung gestellt.

- 1796, 5. Sept.: Besuch des „Agathodämons“ C. M. Wieland in Hall (an seinem 63. Geburtstag).
- 1797: Verleihung des „Charakters eines Professors“.
- 1797, Herbst: Auf Einladung Wielands Reise in dessen „Elysium“: das Rittergut Oßmannstedt (bei Weimar) (über Erlangen und Gotha); Wiedersehen mit Herder.
- 1799, 5. Nov.: Verehelichung mit Christiane Ther. Fr. Spittler („Nanne“).
- 1800, Jan.: Aufnahme als Mitglied der Hessen-Casseler Gesellschaft der Altertümer.
- (1802, 9. Sept.: Hall wird von württembergischen Truppen besetzt.)
- 1803: annus tristibus casibus luctuosus.
16. Febr.: Georg Gustav Fülleborn, Gräters liebster Jugendfreund und „Bruder“, †.
18. Febr.: Johann Wilhelm Ludwig Gleim, Gräters Gönner, †.
14. März: Friedrich Gottlieb Klopstock †.
12. Okt.: Sophia Christina Elisabetha Gräter geb. Bonhöffer („die mir zuerst die deutsche Harfe gab“) †.
18. Dez.: Johann Gottfried v. Herder †. — Scheidung von „Nanne“.
- 1804: Antritt des Rektorats.
- 1805, 20. März: Zweite Heirat mit Maria Elisabetha Carolina geb. Hofmann (verwitwete Seiferheld und Haspel).
- 1805, 30. Juni: Geburt der (einzigen) Tochter Louisa Carolina Christina Friderica.
- 1806, 29. Jan.: Ludwig Peter Gräter, der Vater Friedrich Davids, †.
- 1807, 3. Jan.: Berufung zum Mitglied der Königl. Skandinavischen Literaturgesellschaft zu Kopenhagen (später auch zum Mitglied der Königl. Dänischen Kommission zur Aufbewahrung der Altertümer in Kopenhagen).
- 1809: Erscheinen der Lyrischen Gedichte bei Mohr und Zimmer, Heidelberg.
- 1809, 10. Dez.: „Redeact“ („Redefeyer“), veranstaltet von den Professoren und „Zuhörern“ des Obergymnasiums aus Anlaß des „Jahrstags“ der 20jährigen Amtsführung Gräters.
- 1811, Juli: Degradierung des Haller Gymnasiums zu einer dreiklassigen Lateinschule.
- 1811, 22. Okt.: Bestellung Gräters zum „Rector des lat. Lehrinstituts mit Beybehaltung des Ranges als Rector Gymnasii und sämtlicher Einkünfte, provisorisch, bis zu einer“ seinen „Fähigkeiten mehr angemessenen Anstellung“.
- 1812, 4. Jan.: Beginn des Ersten Jahrgangs der (neuen) Altertumszeitung: „Idunna und Hermode“.
- 1812, Dez.: Ernennung zum Scholarchen des lat. Lehrinstituts.
- 1813, 29. Aug.: Beförderung zum Königl. Pädagogarchen der lateinischen Schulen unter der Steig, Kirchberg, Langenburg, Ingelfingen, Weikersheim, Crailsheim, Aalen, Heidenheim, Möckmühl, Murrhardt, Backnang und Winnenden.
- 1818: Übersiedlung nach Ulm.
- 1820, 10. Sept.: Mitteilung Gräters an seine Frau, daß er als 4. Pädagogarch die Visitationssorte Blaubeuren, Ehingen, Göppingen, Kirchheim, Münsingen (Donaukreis); Aalen, Bopfingen, Giengen, Heidenheim (Jagstkreis) und Urach (Schwarzwaldkreis) zu betreuen habe.
- 1821, 24. Okt.: Vorläufige Gründung der Gesellschaft der Dänenfreunde an der Donau, „zwar ganz im Kleinen, aber von allen aus ungeheuchelter Liebe zu dem Dänischen Norden“

- 1822, 11. Nov.: Erlaubnis zur Errichtung der Gesellschaft „durch höchste Entschließung“.
- 1826, 30. Sept.: Enthebung Gräters von den Ämtern des Rektors und des ersten Professors des K. Landesgymnasiums Ulm („mit vollständiger Pension und noch besonderer Entschädigung für freye Wohnung“) „durch höchste Entschließung Sr. Majestät des Königs“ und Versetzung in den Ruhestand.
- 1830, 20. März: Feier der Silbernen Hochzeit in Schorndorf.
- 1830, 2. Aug.: Friedrich David Gräter in Schorndorf †.

Zur Bibliographie

A. Schriften von Friedrich David Gräter

Von Gräter herausgegebene (und mitherausgegebene) Zeitschriften

1. Br a g u r. Ein Litterarisches Magazin der Deutschen und Nordischen Vorzeit. Band I (Herausgegeben von Böckh und Gräter), Leipzig 1791. Band II (Herausgegeben von Böckh und Gräter), Leipzig 1792. Band III (Herausgegeben von Häßlein und Gräter), Leipzig 1794. Band IV, nunmehr „Braga und Hermode oder Neues Magazin für die vaterländischen Alterthümer der Sprache, Kunst und Sitten“ benannt, Leipzig 1796. Band V, Leipzig 1797. Band VI, 1, Leipzig 1798. Band VI, 2, Leipzig 1800. Band VII, Leipzig 1802. Band VIII mit dem nochmals veränderten Titel: „Odina und Teutona. Ein neues literarisches Magazin der Deutschen und Nordischen Vorzeit“, Breslau 1812. Sämtliche Bände in der Universitätsbibliothek Tübingen vorhanden (Sign. Kb 53 8°). Das (ganze) Magazin wird im allgemeinen zitiert: Bragur I—VIII.
2. I d u n n a u n d H e r m o d e. Eine Alterthumszeitung. Erster Jahrgang, Breslau 1812. Zweiter Jahrgang, Breslau 1813. Dritter und vierter Jahrgang, Schillingsfürst und Dinkelsbühl 1814 [und 1815] (siehe dazu das „Vorwort“: „Hall am Kocher, am Ende des Augusts, 1815“). Jahrgang 1816, Hall im Königreich Würtemberg. (Vollständig besitzt „Idunna und Hermode“ die Bibliothek des Historischen Vereins für Württembergisch Franken: Sign. F 168 a—c. 4°.)
3. Gymnastisches Museum, 1. Band, 1. Heft (mehr nicht erschienen), Leipzig 1804 (Bayerische Staatsbibliothek München; Sign.: Paed. Th. 1677).
4. Die Druiden an der Donau. Ein zwangloses Blatt für Normannen und Germanen. Herausgegeben von der Gesellschaft der Dänenfreunde. Ulm, mit Ebnerischen Schriften 1826. Insgesamt 3 Nummern erschienen, die letzte Februar 1828 (Univ.-Bibl. Tübingen, Ke VIII 43).

Weitere Werke

5. Nordische Blumen von Friedrich David Gräter. Leipzig 1789 (Univ.-Bibl. Tübingen, Kb 53a).
6. Friedrich David Gräter: Selbstbiographie (wohl 1794 abgeschlossen) in: Sammlung von Bildnissen gelehrter Maenner und Künstler nebst kurzen Biographien derselben. Erster Band. Gestochen und herausgegeben von Christoph Wilhelm Bock, Nürnberg 1802 (Univ.-Bibl. Tübingen, Kg 460 Grpp.).
7. Barden-Almanach der Deutschen, für 1802. Herausgegeben von Gräter und Münchenhausen. Mit einem Titel-Kupfer Neu-Strelitz, bei F. L. Albanus, Hofbuchhändler (Fürstl. Hofbibliothek Donaueschingen, XLVI 8640).
8. F. D. Gräters gesammelte poetische und prosaische Schriften. Erster Theil. Lyrische Gedichte. Heidelberg, bey Mohr und Zimmer. 1809 (Württ. Landesbibliothek Stuttgart, Sign.: d. D. oct. 41 04).
9. Ein Konvolut Einladungsschriften und Programme. Hall 1807—1811 (Bibliothek des Historischen Vereins für Württembergisch Franken, 3297).
10. Specimen Anacreontis lyrici redivivi cum prolusione altera in editionem vatis Teji aesthetico-criticam . . . Ulmae, ex officina Joannis Danielis Wagneri, MDCCCXVIII (Progr.) (Stadtarchiv Ulm U 8108).
11. M. Tullius Cicero's sämtliche Briefe übersetzt und erläutert von C. M. Wieland. Siebenter und letzter Band. Vollendet und zum Druck befördert von F. D. Gräter. Zürich, in der Geßnerschen Buchhandlung. 1821 (mit der Erörterung: „Ueber Cäsars Ermordung und Cicero's Ansicht derselben“) (aus seiner Privatbibliothek freundlich zur Einsichtnahme übergeben von Herrn Kunstmaler Dieter Franck, Oberlimpurg).

12. Die zweyte Säcularfeyer des Königlichen Württembergischen Landesgymnasiums zu Ulm, am 24. Junius 1822. Eine Einladungsschrift zu derselben von dem Königlichen Rectoramte. Ulm, mit Wagnerischen Schriften (Univ.-Bibl. Tübingen, Ah III 10. 4°).
 - 13./14. Zerstreute Blätter. Von F. D. Gräter. Erste Sammlung, Ulm 1822. In der Stettinischen Buchhandlung. Zweite Sammlung, Ulm 1824 ... (Württ. Landesbibl. Stuttgart, Misc. oct. 977—1 und —2).
 15. Ueber Fulda's Leben, Studien und sein System gemeinschaftlicher Urwurzeln aller menschlichen Sprachen so wie übrigen gedruckten und ungedruckten Schriften. Von Friedrich David Gräter, weil. Pädagogarch und Rector an dem K. Würt. Gymnasium zu Ulm (postum) Ludwigsburg 1831.
 16. Mein Besuch bey A m a l i e n und ihrem Gatten vom 24. Jul. bis 12. Aug. [17]93. Geschrieben für Freund Pahl von Fr. D. Gr. (Württ. Landesbibl. Stuttgart, Cod. Misc. 4.°. Nr. 30. b. [XXII]. Gräter-Nachlaß) (hier zum ersten Mal abgedruckt). Zitiert: „Amalie“.
- (Betr. weitere Titel siehe Karl Goedeke und Irmgard Schwarz.)

B. Korrespondenz (Briefe von und an Friedrich David Gräter)

- Briefwechsel zwischen Jacob Grimm und Friedrich David Graeter. Aus den Jahren 1810—1813. Herausgegeben von Hermann Fischer. Heilbronn 1877 (Univ.-Bibl. Tübingen, Kg 1605g).
- Briefe von und an Klopstock. Herausgegeben von J. M. Lappenberg, Braunschweig 1867, S. 375—377; 404—408.
- Ausgewählte Briefe von C. M. Wieland an verschiedene Freunde in den Jahren 1751 bis 1810 geschrieben, und nach der Zeitfolge geordnet. 4. Band. Zürich 1816.
- Joseph Friedrich Frh. von Retzer, Michael's Denis literarischer Nachlaß. 2. Abt., Wien 1802.
- C. G. Schütz. Darstellung seines Lebens von seinem Sohne Julius Schütz. 2. Band. Halle 1835. (Siehe dazu auch Wilhelm Frels; Hans Radspieler, Anmerkungen zu seinem Beitrag in diesem Band; Irmgard Schwarz.)
- Mit Gewinn sind vor allem auch die „Briefe denkwürdiger verstorbener Männer und Frauen“ an Gräter aus dem Stuttgarter Nachlaß (Cod. Misc. Q. 30.) heranzuziehen; diese nur zum Teil im Druck zugänglichen Briefe liegen vielfach in Abschriften und mit Redaktionsspuren vor.

C. Über Friedrich David Gräter

1. Allgemeine Deutsche Biographie (ADB) 9, 1879, S. 599 (J. Frank). (Seltsamerweise scheint die Neue Deutsche Biographie (NDB) Gräter übergangen zu haben.)
2. Rudolf Max Biedermann, Ulm im Spiegel seiner Presse (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm Heft 1. Herausgegeben vom Stadtarchiv Ulm in Verbindung mit dem Verein für Kunst und Altertum in Oberschwaben) (Ulm 1955), S. 118 f.; 207 f.
3. Heinrich Döring in: Allg. Encyclopädie der Wissenschaften und Künste, herausgegeben von J. S. Ersch und J. G. Gruber. Erste Section, Achtundsiebzigster Theil. Leipzig 1864, S. 91—97.
4. Josef Dünninger, Geschichte der deutschen Philologie. In: Deutsche Philologie im Aufriß. 2. überarbeitete Auflage. Herausgegeben von Wolfgang Stämmeler, I. Band, I. Abteilung (Berlin 1957), bes. Sp. 139.
5. Wilhelm Frels, Deutsche Dichterhandschriften von 1400—1900, Leipzig 1934, S. 65 f.; 101; 121 f.; 142; 162—164; S. 210; S. 221 f.; S. 302 f.; S. 320—322.
6. Theodor Frohnmeyer, Festvortrag, in: Die 300-Jahr-Feier des Gymnasiums bei St. Michael in Schwäbisch Hall am 9. und 10. Juli 1955 (bei E. Schwend KG, Schwäbisch Hall, gedruckt), bes. S. 33.
7. Karl Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung VII, 2. Dresden 1900, S. 203—216.
8. Johann Jacob Gradmann, Das gelehrte Schwaßen ... Im Verlag bey'm Verfasser 1802, S. 166—199.
9. Ina-Maria Greverus, Wege zu Wilhelm Grimms „Altdänischen Heldenliedern“, in: Brüder Grimm Gedenken 1963, Marburg 1963, S. 475 und 484.
10. Universal-Lexicon von Württemberg, Hechingen und Sigmaringen, bearbeitet und herausgegeben von Carl Theodor Griesinger, Stuttgart und Wildbad, 1841, Sp. 498.

11. Chr. Kolb, Zur Geschichte des alten Haller Gymnasiums. In: Festschrift des Königlichen Gymnasiums Schwäbisch Hall zur Feier des Fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläums Sr. Majestät des Königs Karl ... Schw. Hall 1888/89, bes. S. 35—38.
12. Wilhelm Kolb, Schola latina und Gymnasium illustre in Schwäbisch Hall, in: Geschichte des humanistischen Schulwesens in Württemberg II 1, Stuttgart 1920, bes. S. 558—564.
13. Rudolf Krauß, Schwäbische Litteraturgeschichte, Erster Band, Freiburg i. B., Leipzig und Tübingen 1897, S. 371—373 (siehe auch S. 238, 343 und 417).
14. Heinrich Lohre, Von Percy zum Wunderhorn. Beiträge zur Geschichte der Volksliedforschung in Deutschland (Palaestra XXII), Berlin 1902, bes. S. 89—102 (allgemeine Charakteristik Gräters) und 102—111 (Gräters Tätigkeit fürs Volkslied).
15. Hugo Moser, Uhlands Schwäbische Sagenkunde und die germanistisch-volkskundliche Forschung der Romantik (Schwäbische Beiträge zur Philologie und Volkskunde. Herausgegeben von Hermann Schneider 1), Tübingen 1950, bes. S. 4—14.
16. Dieter Narr, Friedrich David Gräter 1768—1830, in: Zur Geschichte von Volkskunde und Mundartforschung in Württemberg - Helmut Dölker zum 60. Geburtstag (Volksleben. Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 5. Band), Tübinger Vereinigung für Volkskunde e. V. Tübingen Schloß 1964, S. 34 bis 65.
17. Dieter Narr, Vom Quellenwert der Subskribentenlisten, in: Festschrift für Karl Schumm. Württembergisch Franken. Jahrbuch Band 50. Neue Folge 40, Schwäbisch Hall 1966, S. 164—167.
18. Neuer Nekrolog der Deutschen. Achter Jahrgang, 1830. Zweiter Theil. Ilmenau 1832, S. 969—971.
19. Johann Gottfried Pahl, Wanderung durch den Kochergau. In: Bibliothek der neuesten Länder- und Völkerkunde ... Herausgegeben von T. F. Ehrmann. Viertes und letztes Bändchen. Tübingen 1794, S. 62—65.
20. Johann Gottfried v. Pahl, Denkwürdigkeiten aus meinem Leben und aus meiner Zeit ... Tübingen 1840, S. 82—87, 89.
21. Hans Radspieler, Unbekannte Antixenien von Friedrich David Gräter. In: Archive und Geschichtsforschung. Fridolin Solleder zum 80. Geburtstag dargebracht. Neustadt a. d. Aisch 1966, S. 274—286.
22. Irmgard Schwarz, Friedrich David Gräter. Ein Beitrag zur Geschichte der germanischen Philologie und zur Geschichte der deutsch-nordischen Beziehungen (Nordische Studien. Herausgegeben von den Nordischen Auslandsinstituten der Universität Greifswald 17), Greifswald 1935.
23. Reinhold Steig, Achim von Arnim und Clemens Brentano, Stuttgart 1894, S. 149.
24. Fritz Strich, Die Mythologie in der deutschen Literatur von Klopstock bis Wagner. Band 1, 2. Halle 1910.
25. Rudolf Sokolowsky, Der altdeutsche Minnesang im Zeitalter der deutschen Klassiker und Romantiker. Dortmund 1906, bes. S. 34—36; 78 ff.
26. Ilse Tiemann, Klopstock in Schwaben. Ein Beitrag zur Geschmacks- und Stammesgeschichte, Diss. Greifswald 1937, S. 183—192.



Friedrich David Gräters Abstammung

Von Gerd Wunder

Friedrich David Gräter war seiner Abstammung nach tief verwurzelt in der bürgerlichen Mittelschicht der Reichsstadt Hall, wenn er auch gelegentlich die „reichsstädtische Preßluft“ beklagte. Seine Ahnen von Vater- und Mutterseite sind überwiegend Handwerker und Salzsieder in Hall gewesen. Freilich spielt für das Bewußtsein eines Menschen der Namensstamm eine größere Rolle als die tatsächliche Abstammung der Eltern und Großeltern, die Ahnentafel. Wir werden daher auf die Haller Familie Gräter ebenso eingehen müssen wie auf die Ahnen ihres berühmtesten Sohnes.

Die Gräter

Bei F. D. Gräters nordischen Interessen ist es nicht erstaunlich, daß er auch seinen Namen nordisch deuten und mit Gretter, Gretir in Zusammenhang bringen wollte.¹ Seine Haller Ahnen faßten es um die Zeit, als sie sich bürgerliche Wappen zulegte, im 16. und 17. Jahrhundert, anders auf: sie leiteten den Namen von der Gräte ab und nahmen daher eine Fischgräte ins Wappen, wie man sie noch heute an den hölzernen Epitaphien und steinernen Grabsteinen in mannigfaltiger Form abgebildet findet. Am häufigsten ist der emporgereckte Arm, der zwei Gräten hält,² aber es gibt auch die Gräte in der Hand des bärtigen Mannes mit Fischleib und

¹ Idunna und Hermode 1814, Nr. 24, S. 93 (Druckfehler 59).

² Zuerst Margarete Gräter 1548.

Dreizack³ oder das Berufszeichen der Gerber, die gekreuzten Schermesser, mit der Fischgräte als Zusatz.⁴ Die Namensforscher neigen dazu, den Namen mit der Gred (vom lateinischen gradus, Stufe), dem Lagerhaus, und dem Gredmeister in Zusammenhang zu bringen,⁵ aber auch mit Grete und Gerät. Wie dem auch sei, der Name taucht an verschiedenen Stellen auf, er ist mehrstämmig, und deshalb sind die einzelnen Namensträger keineswegs alle untereinander verwandt, auch wenn sie ähnliche (redende) Wappen führen. Ja, die verschiedenen Wappen der Haller Gräter beweisen geradezu, daß Wappen bürgerlicher Familien nicht als Kennzeichen ihrer Abstammung zu brauchen sind.⁶ F. D. Gräter spielte (in seinem Büschler-Drama)⁷ mit dem Gedanken einer Abstammung von dem Biberacher Geschlecht Grether von Stafflangen, das 1607 ausgestorben ist und einen Eber im Wappen führte. Aber diese Verknüpfung dürfte ebenso abwegig sein wie die mit den Biberacher Gräter, genannt Ungerech oder Ungerauten, die ebenfalls eine Fischgräte im Wappen führten.⁸ Auch die Familie des württembergischen Hofpredigers Kaspar Grether († 1557) hat keinen nachweisbaren Zusammenhang mit den Hallern: Kaspar stammte aus Gundelsheim, sein Vater Jakob stand in Diensten Dietrichs von Gemmingen und war dann pfälzischer Schultheiß in Obrigheim, und ein Brudersohn dieses Vaters war Bernhard Gretter aus Dahenfeld,⁹ es handelt sich also offenbar um eine Familie des Heilbronner Umlands. Auch im Hällischen ist der Name nicht selten, es lassen sich drei Stämme in Oberscheffach, Jochsrot (fälschlich amtlich Jagstrot genannt) und Stadel ermitteln.

Kennzeichen der Haller Familie Gräter und von den Vätern überkommener Besitz ist der sogenannte Krötenstein, zu dem die Überlieferung berichtet: „Berchtold Gräter fand, als er zu einer Kapelle im Grimbacher Tal wallfahrten ging, zwischen Geislingen und Cröffelbach am 22. Juni 1474 den berühmten Schlangen- oder Krötenstein bei einem großen Haufen allerhand desgleichen Ungeziefer, er ist an Farbe fleckig gesprengt und wog 3 Pfund 20 Loth Nürnberger Gewichts. Er wird jedesmal dem ältesten Gräter männlicher Linie in Verwahrung übergeben.“¹⁰ A(ndreas) G(räter) berichtete um 1580 an den Rektor Johann Weidner, der Nachrichten für den schwäbischen Chronisten Martin Crusius sammelte, daß sein Urgroßvater oder Ururgroßvater diesen Stein in einem Schlangennest gefunden habe; sein Großvater Kaspar Gretter habe angeordnet, daß der Stein allwegen vom Ältesten des Namens aufbewahrt werden solle. Der jetzige Besitzer Sattlermeister und Haalhauptmann Friedrich Gräter hat den Stein untersuchen lassen; es handelt sich um ein alpines Gestein mit hohem Eisengehalt, vielleicht aus einer Gletschermühle.¹¹ Interessant ist, daß Andreas den Finder nicht genau kannte. Erst später wird der Name Berchtold eingesetzt. Das mag damit zusammenhängen, daß in Widmanns Haller Chronik ein Berchtold Gräter aus Jochrot

³ Felix Kaspar Gräter in der Katharinenkirche 1646.

⁴ Vinzenz Gräter in der Friedhofkapelle Öhringen 1593.

⁵ H. Fischer, Schwäb. Wörterbuch 3, 818.

⁶ Vgl. G. Wunder über Besserer in Familie und Volk 1961, 341.

⁷ Idunna und Hermode 1814, Nr. 17, S. 67.

⁸ Alberti, Württ. Adels- und Wappenbuch 240.

⁹ Heilbronner UB 4, 355, 698.

¹⁰ So bei W. Hommel, Schwäbisch Hall, 1937, S. 332.

¹¹ M. Crusius, Schwäb. Chronik 2, 383, nach dem Brief A. G. (Wtb. Landesbibl., Hist. Handschr. Fol. 602 b 1252), vgl. Württ. Franken 1963, 234, und 1960, 141 (mineralog. Gutachten).

als Übermittler alter Geschichten genannt wird.¹² Tatsächlich ist aber dieser Berchtold kein Ahn der Haller Familie. Stimmt das Datum, so müßte Hans oder Heinz der Finder sein; darf man es auf 1374 beziehen, so könnte es sich um den ältesten Berchtold Greter handeln.

Die erwähnte Familie Greter aus Jochsrot geht auf den alten Geschichtenerzähler Berchtold Greter zurück, der 1461/1513 urkundlich vorkommt und in Otterbach gestorben ist; sein ungenannter Vater hatte schon als Knabe auf dem Hof in Jochsrot gelebt. Nachkommen dieser Familie kamen im 17. Jahrhundert nach Veinau und Hesselental, im 18. nach Holland;¹³ aus ihr ging der Oberst Johann Jacob Greter, ein bekannter Turnierreiter und Offizier des zweiten Weltkriegs, hervor.

Die Haller Familie Gräter stammt aus Oberscheffach und wird zuerst faßbar in der Urkunde vom 17. Februar 1372, mit der der adlige Hans Lecher in Hall seine Vogtgült aus dem Hof in Oberscheffach und das dazugehörige Fischwasser dem Inhaber Cuntz Hofman um 48¹/₂ Gulden und 30 Heller verkauft; der Hof ist Komburger Eigentum.¹⁴ Am 23. Februar 1394 besitzt nämlich Berhtold Grether zu Oberscheffach diese Güter von seinem verstorbenen Bruder Contz Grether her, der demnach mit dem Hofmann (= Hofinhaber) von 1372 identisch sein dürfte.¹⁵ Wenn man hinzuzieht, daß der Chronist Widmann gegen 1550 berichtet, die Vorfahren des alten Geschichtenerzählers Berchtold Greter hätten „bey 200 Jahren uff dem Hof Jochsrot gewohnt“, so könnte dieser die Heimat der beiden Brüder Conz und Berhtold in Oberscheffach sein. Über das Komburger Erblehen in Oberscheffach gibt es immerhin so viele Erwähnungen, daß wir eine mutmaßliche Stammfolge skizzieren können. 1405 übergibt Elisabeth, Konz Gretters Hausfrau, das Gut an Haintz Gretter.¹⁶ Demnach war Konz wohl der Sohn des alten Berhtold von 1394, Heinz sein Enkel. Heintz Gretter in Oberscheffach und Kathrein, Heinz Stadelmanns Hausfrau in Hall, verkaufen ihre zwei Drittel des Hofes zu Stadel 1424; also gab es noch einen dritten Miterben.¹⁷ Von 1454 an führen die Brüder Hans und Heinz Grether in Oberscheffach Prozesse um ineinander verzahnte Grundstücke und Rechte gegen Heinz Kükopf und Heinz Seyboth.¹⁸ Els Greter, die Frau des Heinz Seyboth aus Eschenau, war offenbar eine Schwester der Brüder Grether; nach dem Tod ihres Mannes, des Stadtsöldners, betrieb sie 1472 bis 1481 einen Kramladen in Hall; zu ihren Nachkommen gehören die Haller Seyboth und auch Eduard Mörike. Im Prozeß gegen Kükopf wird der kinderlose Oheim der Brüder Grether, Thomas Greter, 1454/56 erwähnt, zugleich kommt ein Konz Greter in Unterscheffach 1449/70 oft vor. Eine Seelenmeßstiftung in Reinsberg gedachte „Thoman, Hansen und Conzen Greters, auch Hanßen Kühekopfs“;¹⁹ demnach ist zu vermuten, daß dieser Hans der vor 1454 verstorbene Vater der Brüder Hans und Heinz, der Sohn des Heinz von 1405/24 war. Aus einer späteren Ahnenprobe ergibt sich, daß die Mutter des Heinz Eva Kükopf war, daher wohl der Erbstreit.²⁰ Der jüngere Hans wird bis gegen 1480 erwähnt, den Vergleich

¹² Widmann, *Chronica* (Württ. Geschichtsquellen 6, 1904) S. 13, 77.

¹³ Haalquell 1960, 12, 18.

¹⁴ HStA Stuttgart B 186, U 261 (Pietsch, Haller Urkunden 545).

¹⁵ Ebenda U 499 (Pietsch 981).

¹⁶ Reg. Hauptbriefe (Stadtarchiv Hall 4/141) f. 823, dazu Brief H. Decker-Hauff 1956.

¹⁷ Kolb, *Regesten* (Bibl. Hist. Ver.) 69.

¹⁸ Stadtarchiv Hall, Zivilprozesse 8 und 11, vgl. Haalquell 1960, 12, 16.

¹⁹ Herolt, *Gütlbüchlein* (Württ. Geschichtsquelle 1, 405, 1894).

²⁰ Nach Abschrift der Wappentafel Nikolaus Stadtmann, ehemals Plassenburg (Familienarchiv Decker-Hauff), vgl. Haalquell 19, 3, 1967.

von 1485 mit den Kühekopf schließt sein Bruder Heinz ab, der ihn demnach beerbt hat. 1490 wird Heinrich Greters Witwe Engelin mit ihren Kindern Hans, Adam, Lenhard, Caspar, Jacob, Margarethe und Eva genannt.²¹ 1497 verkaufen die Gebrüder Caspar, Heinz und Lienhard Greter zu Hall und Hans und Jacob zu Oberscheffach sowie Eva, Hans Röslers Hausfrau, die Untermühle in Oberscheffach an Konrad Weinmann.²² Die erwähnte Ahnenprobe nennt als Mutter Kaspar Greters Engelin, die Tochter des Priesters Peter Huß und der Barbara Schneider aus Löwenstein. Peter Huß, wahrscheinlich identisch mit dem 1425 in Heidelberg immatrikulierten Peter „Auce“, war 1437 auf der Stöckenburg, 1454 in Unterlimpurg im Amt, ein Sohn des gleichnamigen Haller Gewandschneiders und seiner Frau Adelheid Eberhard, die nicht aus der adligen, sondern aus einer bürgerlichen Familie stammte, Sitz Eberhardts Tochter und die Schwester des Pfarrers Lupold Eberhard in Mittelfischach.²³ Die Heirat mit Engelin Huß hat wohl den Zug zum Studium in die Müllerfamilie Greter gebracht: als erster hat der junge Jakob 1501 in Leipzig, 1510 in Heidelberg studiert. Sein Bruder Hans war Müller auf der Mittelmühle in Oberscheffach, Kaspar und Lienhard waren Bäcker, Heinz Gerber in Hall.

Dieser Kaspar Greter (1474—1552), der 1495 nach Hall gezogen war und Barbara Rößler, eine Müllertochter aus Hopfach, geheiratet hatte,²⁴ brachte es zu Wohlstand und gehörte 1526 bis 1546 dem Inneren Rat der Reichsstadt an. Von seinen Nachkommen haben 8 Gräter bis 1802 dem Rat angehört, als letzter Friedrich Davids Vater, und 27 Gräter haben Theologie studiert. Besonders folgenreich war für die Familie die Beziehung zur Reformation. Kaspars ältester Sohn Michael († 1562), der 1515 in Heidelberg studiert hatte, lernte dort Johannes Brenz kennen; als Katharinenpfarrer in Hall (seit 1521) wurde er Mitarbeiter und Freund von Brenz, der 1530 seine Schwester Margarete heiratete († 1548). Ihr Denkmal an der Michaelskirche, das ihr Sohn stiftete, hält die Erinnerung an sie fest.²⁵ Ein Bruder Michaels, Bonifaz, war Paulinereremit im Klösterlein Anhausen, nach der Reformation Bäcker und schließlich Pfarrer in Michelfeld. Ein weiterer Bruder, Lorenz († 1563), hatte die väterliche Bäckerei übernommen (wohl im Hause des Weißen Rößlein, heute Ortskrankenkasse, am Haalplatz). Eine Schwester, Barbara († 1585), wurde aus 1. Ehe mit Burkhard Stadmann ebenfalls eine Ahnfrau Friedrich Davids. Der Bruder Kaspar II († 1563) wurde Gerber, heiratete in die alte Gerberfamilie Eisenmenger ein und begründete eine neue, dauerhafte Tradition (17 Gräter von seinen Nachkommen waren Gerber). Katharine Eisenmenger war die Schwester des Pfarrers von St. Michael und Reformators Johann Eisenmenger († 1574 als Abt in Anhausen an der Brenz). Ihr Sohn Jakob Gräter († 1571), Neffe der drei Reformatoren, hat nach dem Interim die Reformation in Hall wiederhergestellt und die Ämter des Predigers und Dekans als erster vereinigt. Zwei seiner Söhne, Jakob und Christof, hatten dieses höchste geistliche Amt der Reichsstadt später inne. Eine Schwester Jakobs, Anna, wurde in erster Ehe mit Baltasar

²¹ Stadtarchiv Hall 4/1029, Miscell. f. 1110, vgl. Wunder-Lendkner, Bürgerschaft der Reichsstadt Hall (Württ. Geschichtsquellen 25, 1956), S. 276 und Nr. 2925, 2954.

²² Kolb, Regesten (Hist. Verein) 264.

²³ Bürgerschaft (wie Anm. 21) Nr. 4130, 4133, 1661, 1670 a, Urkunden (wie Anm. 14) B 375, 513, Deutung des Heidelberger Eintrags nach Pfarrer G. Lendkner.

²⁴ Vgl. Anm. 20. Als Mutter der Barbara Rösler wird Dorothee Törnagel, als Großmütter werden Susanne Bechstein und Margarete Seckel angeführt. Damit ist die fehlerhafte Ableitung in Fabers Württ. Familienstiftungen 114, §§ 26, 46, 69 widerlegt.

²⁵ Vgl. Württ. Franken 1954, 146 (Abb.).

Ritter in Crailsheim eine Ahnfrau Goethes.²⁶ Die Brüder waren Gerber: Andreas († 1585), der Verfasser des Berichts über den Krötenstein, Vinzenz († 1594), der Bürgermeister in Öhringen, und Kaspar (dessen Sohn, der Gerber und Ratsherr Hans († 1618), 1605 das schöne Fachwerkhaus in der Gelbinger Gasse 47 erbauen ließ),

Friedrich Davids Stammreihe setzt sich vom Dekan Jakob († 1571) über den Dekan Christof (1551—1614), den Gewandschneider und Ratsherrn Hans Heinrich (1591—1652), den Kaufmann Wolfgang Heinrich (1624—1694, „ein aufrechter, ehrlicher Mann“) und den Krämer Johann Heinrich (1678—1752) fort. Von dessen älterem Sohn Christof Heinrich (1725—1787) stammt die Haller Familie Friedrich Gräter, während der jüngere Ludwig Peter (1731—1808) Jurist und Ratsherr war, der Vater Friedrich Davids. Es wären noch manche anderen Glieder der Familie erwähnenswert, etwa der Burschschafter, Theologe, Mediziner und Literat Franz (1797—1861), der ein Opfer der Demagogenverfolgungen wurde, nach Amerika ging und mit seiner Familie arm zurückkam. Interessant sind auch die Nachkommen der Gräter-Töchter. Außer Goethe und Mörike sind hier etwa die Nachkommen der Margarete Brenz († 1548) zu nennen: Hegel, Uhland, Hauff, Moser, Mohl, Eduard Zeller, Karl Planck, die Gerok, Köstlin, Wildermuth, endlich über Barbara Stadtmann († 1585) der Dichter Schubart und vielfach der Theologe Dietrich Bonhoeffer.

Die Ahnen

Friedrich David Gräter stammt von Vater- und Mutterseite aus dem geschlossenen Ahnenkreis des mittleren und gehobenen Haller Bürgertums. Das ist für sein Persönlichkeitsbild sicher wichtig. Bei einem Blick auf die Ahnentafel fällt auf, daß in der väterlichen Hälfte trotz der Pfarrer Gräter die Handwerker und Salzsieder überwiegen, während die mütterliche Ahnengruppe Bonhoeffer—Seiferheld zahlreiche Ratsherrn und Juristen aus der Oberschicht des 17./18. Jahrhunderts aufweist. Beide Ahnengruppen münden mehrfach in die alte Siederfamilie Wetzel ein; der Salzsieder und Ratsherr Hans Wetzel († 1530), ein Helfer von Brenz, der in zweiter Ehe mit Margarete Gräter, der späteren Frau Brenz, verheiratet war, ist (aus erster Ehe) siebenfach, sein Sohn Peter fünffach Ahn Friedrich Davids. Wir zählen in der Ahnentafel 55 verschiedene Haller Ratsherrn,²⁷ zu denen noch 42 doppelt oder mehrfach auftretende kommen; von diesen 97 Ratsherrn gehören 31 der väterlichen, 66 der mütterlichen Ahnenhälfte an. Während in der väterlichen Ahnentafel zahlreiche Personen vom Lande zugezogen sind (Steinbach, Michelfeld, Bibersfeld, Weckrieden, Untermünkheim, Obersontheim, Rosenberg) und andere Städte nur vereinzelt vorkommen (Schwend aus Waldenburg, Koch aus Rothenburg und Kitzingen, Wezel aus Heidelberg, Baltasar Strobel aus Rottweil), gibt es in der mütterlichen Hälfte zahlreiche Zuzügler aus anderen Städten: Löffler und Arnschwanger aus Crailsheim, Busch aus Heilbronn, Frey aus Buchen, Bengel aus Wimpfen, Schenkel aus Mergentheim, Böringer aus Durlach, Raiffeisen aus Ravensburg, Enis aus Mindlingen, vom Berg aus Regensburg (bzw. Rothenburg und Ansbach), Weiß aus Linz, Gamersfelder und Lochinger aus Nürnberg, Hipler aus Rothenburg, Wimpfen, Öhringen und Neuenstein, Gamersfelder

²⁶ Vgl. Württ. Franken 1955, 127.

²⁷ Württ. Franken 1962, 100. Zu S. 128 sind zu ergänzen: Nr. 20, 34, 52, 73, 75, 85, 94, 98, 109, 131, 134, 152, 233.

aus Burghausen, Lebkucher aus Wimpfen und Heilbronn, Bonhöfer aus Nymwegen. Die sozial höhere Schicht erweist sich also auch als beweglicher.

Die Berufsstruktur der Ahnentafel ergibt im einzelnen folgendes Bild:

Generation	2	3	4	5	6	7
Juristen	1			1	1	2
Pfarrer		1		1	1	2
Kaufleute		1	1	1		4
Salzsieder				2	3	7
Handwerker				3	6	10
Schreiber			2		4	2
Wirte			1		1	3
„Bürger“ allgemein . . .						2
	1	2	4	8	16	32

Zum Haller Stadtadel bestehen keine Beziehungen außer den verbauerten Lamparter von Ramsbach (über Mangolt), deren einer allerdings mit einer Prager Hofdame verheiratet war.²⁸ Dagegen gibt es zwei Abstammungslinien zum Nürnberger Patriziat, über Gamersfelder zu Haller und Imhof und über Lochinger—Rosenzweid—Ketzel zu Koler und Pfinzing. Insgesamt zählen wir 10 evangelische und 3 vorreformatorische Geistliche. Namhafte Persönlichkeiten unter Gräters Ahnen waren der große Stättmeister von Hall, Georg Friedrich Seiferheld,²⁹ die beiden Chronisten der Reformationszeit, der dem katholischen Mittelalter zugewandte Georg Widmann und der leidenschaftliche Anhänger der Reformation, Johann Herolt,³⁰ an der Spitze der Bauernkanzler Wendel Hipler.³¹

Zusammenfassend läßt sich feststellen, daß Friedrich David Gräter seiner Abstammung nach zu jener bürgerlich-städtischen Schicht gehört, die ursprünglich teils ländlichen Ursprungs ist, teils seit dem Mittelalter in der Stadt wohnt und in Hall seit dem 16. Jahrhundert in die führenden Stellen in Rat und Kirche einrückte. Dabei ist die mütterliche Gruppe Bonhoeffer—Seiferheld im sozialen Aufstieg etwas älter und erfolgreicher als die väterliche. Der Aufstieg selbst erfolgte durch Vermögensbildung im Handel, weniger im Handwerk, sofern es nicht mit Wein- oder Wollhandel verbunden war, aber auch durch die Häufung von Besitzanteilen an der Salznutzung. Ein zweiter Weg zum Aufstieg war die akademische Bildung. Abgesehen von den Schreibern und Schultheißen, die ihre Berufserfahrung in Kanzleien erworben hatten, gab es die Juristen oder doch die Studenten, die sich mit den humanistischen Grundlagen der Universitätsbildung begnügt hatten. So kommen zu den 13 Pfarrern 12 weitere „Akademiker“ hinzu, darunter der Rothenburger Consiliarius Dr. Michael vom Berg (1566—1618). Aber je weiter wir zurückgehen, desto stärker liegt das Übergewicht der Ahnentafel beim städtischen Handwerk. Die geläufige Trennung von Bildungs- und Besitzbürgertum läßt sich also in der genealogischen Gruppe des Bürgertums der Reichsstadt Hall nicht durchführen. Im Ursprung einheitlich, nur im Aufstieg unterschieden, entwickelt es sich in der frühen Neuzeit weiter. Friedrich David Gräter kann als typischer Sohn der Reichsstadt angesehen werden, was seine Abstammung betrifft.

²⁸ Widmann (wie Anm. 12) S. 83 und Südwestdt. Blätter für Familien- und Wappenkunde 1961, S. 130.

²⁹ Lebensbilder aus Schwaben und Franken 9, 1963, S. 56.

³⁰ Lebensbilder aus Schwaben und Franken 7, 1960, S. 41.

³¹ Schwäbische Lebensbilder 6, 1957, S. 61.

2. Ludwig Peter Gräter
Ratsadvokat, Ratsherr
* 29. 8. 1731
† 29. 1. 1806

4. Johann Heinrich Gräter
Krämer
~~ 2. 11. 1678, † 7. 5. 1752
∞ II. 26. 2. 1715

8. Wolfgang Heinrich Gräter
Handelsmann
~~ 5. 8. 1624, † 17. 1. 1694
∞ II. 9. 3. 1675

9. Marie Elisabeth Hornung
~~ 20. 11. 1643, † ...

5. Margarete Barbara Schmid
~~ 12. 2. 1694, † 17. 10. 1756

1. Friedrich David
Gräter
* 22. 4. 1768
† 2. 4. 1830
(Schorndorf)

6. Johann Friedrich Bonhöffer
Pfarrer, Archidiakon
~~ 4. 2. 1696, † 28. 6. 1750
∞ 14. 2. 1719

3. Sofie Christine Elisabeth
Bonhöffer
* Maiefels 1. 6. 1733
† Hall 12. 10. 1803
∞ 29. 11. 1762

7. Susanne Margarete Seiferheld
* 11. 10. 1694, † 20. 8. 1757

* geboren
~~ getauft
+ gestorben
□ begraben
∞ verheiratet

16. Joh. Heinrich Gräter
Gewandschneider, Ratsherr
~~ 22. 11. 1591, † 5. 3. 1652
∞ I. 15. 2. 1619

17. Barbara Schwend aus Waldenburg
* ... † 31. 8. 1634

18. Hans Georg Hornung, Beilschmied
~~ 24. 1. 1602, † 3. 4. 1648
∞ 13. 2. 1643

19. Marie Koch
~~ Rothenburg 24. 8. 1619
† Hall 22. 9. 1687

20. Hans Georg Schmid, Rotgerber
~~ 2. 8. 1617, † 13. 11. 1691
∞ 25. 10. 1653

21. Marie Siber
~~ 12. 2. 1630, † 13. 1. 1678

22. Georg Salomon Löhner
Salzsieder, Obermeister
* 30. 3. 1645, □ 18. 3. 1711
∞ I. 18. 8. 1668

23. Eufrosine Katharine Groß
* 26. 11. 1644, † 28. 10. 1690

24. Hans (Heinrich) Bonhöffer, Goldschmied
~~ 21. 9. 1617, † 22. 8. 1686
∞ 31. 3. 1646

25. Anna Margarete Feyerabend
Hebamme
* 1. 11. 1629, † 16. 3. 1698

26. Johann David Ines, Pfarrer
~~ 24. 8. 1641, † Buchenbach
29. 11. 1727, ∞ 22. 4. 1667

27. Marta Elisabeth Gamersfelder
~~ 11. 9. 1645, † 29. 11. 1723

28. Georg Friedrich Seiferheld
Weinhändler, Jurist, Stättmeister
~~ 5. 9. 1613, † 13. 10. 1686
∞ II. Regensburg 22. 9. 1653

29. Susanne vom Berg,
* Ortenburg 1631, † Hall 2. 2. 1685

30. Johann Konrad Beyschlag
Salzsieder, Haalmeister, Ratsherr
~~ 22. 10. 1610, † 6. 3. 1676
∞ II. 21. 5. 1667

31. Anna Magdalene Hetzel
~~ 22. 3. 1644, † 23. 5. 1714

Ahnen Friedrich David Gräter (6. Generation)

32. Christof Gräter, * Hall 8. 12. 1551, □ Hall 5. 1. 1614, stud. Tübingen 1574, Pfarrer Hall (St. Katharina) 1577, (St. Michael) 1594, Prediger, Dekan 1607; ∞ III. Hall 19. 4. 1586
33. Ursula Firnhaber, ∞ Hall 11. 11. 1567, □ Hall 26. 8. 1622.
34. Christof Schwend, * ..., † Honhardt 1604, aus Waldenburg, Stadtvogt ebd., Verwalter im Komturhof Hall 1591, Schultheiß Honhardt; ∞ II. Hall 12. 11. 1594
35. Marie Stadtmann, ∞ Hall 31. 8. 1571, † (vor 1610) als Hausfrau des Wundarzts Joh. Leonhard Dürr.
36. Peter Hornung, * (1562), † Hall 18. 7. 1640, Beilschmied, Haalschmied; ∞ II. Hall 31. 5. 1597
37. Blandine Hoffmann, * Hall 29. 12. 1570, □ Hall 20. 9. 1641.
38. Lorenz Michael Koch aus Kitzingen, Tuchscherer Rothenburg o. d. T.; ∞ Rothenburg 4. 6. 1611
39. Apollonia Weidenbach, ∞ Rothenburg 14. 1. 1584, † ... (Vater Wolfgang W. aus Hall).
40. Georg Schmidt, ∞ Hall 9. 3. 1592, † Hall 7. 2. 1655, Rotgerber, 1651 Ratsherr; ∞ Hall 7. 3. 1615
41. Margarete Hermann, ∞ Hall 15. 11. 1593, † Hall 6. 10. 1658.
42. Lorenz Siber, * Hall 28. 7. 1596, † Hall 21. 2. 1677, Schuhmacher; ∞ II. Hall 14. 2. 1626
43. Barbara Strobel, ∞ Hall 11. 11. 1600, † Hall 27. 10. 1651.
44. Johann Michael Löchner, ∞ Hall 28. 9. 1614, † Hall 16. 2. 1683, Haalmeister; ∞ I. Hall 3. 9. 1639
45. Barbara Wenger, ∞ Hall 22. 6. 1615, † Hall 13. 12. 1663.
46. Hans Georg Grob, ∞ Hall 6. 11. 1608, † Hall 11. 1. 1668, Haalmeister, 1655 Ratsherr; ∞ I. Hall 1. 2. 1631
47. Katharine Wenger, ∞ Hall 29. 9. 1605, † Hall 1. 5. 1668.
48. Hans (Georg) Bonhöffer, ∞ Hall 28. 9. 1582, † Hall 22. 11. 1634, Goldschmied; ∞ Hall 20. 8. 1605
49. Agathe Horlacher, ∞ Hall 6. 2. 1584, † Hall 17. 10. 1634.
50. Hans Stefan Feyerabend, ∞ Hall 5. 11. 1594, † Hall 13. 10. 1634, Bäcker, Gewürz- und Seidenkrämer; ∞ Hall 15. 8. 1615
51. Anna Marie Heller, ∞ Hall 8. 11. 1593, † Hall 25. 1. 1667 (wiederverheiratet 12. 1. 1636 mit Hans Majer, 13. 11. 1655 mit Joß Stadtmann).
52. Jakob Ines, ∞ Hall 24. 7. 1614, † Hall 30. 7. 1659, Wirt zum „Goldenen Helm“; ∞ I. Hall 19. 5. 1635
53. Anna Marie Raiffeisen, ∞ Hall 15. 1. 1608, † Hall 8. 4. 1645.
54. Johann Gamersfelder, * Nürnberg 30. 9. 1616, † Hall 29. 6. 1671, stud. Altdorf, Kriegsdienst, Kanzlist Hall 1648, Ratsschreiber 1661, Ratsherr 1662; ∞ I. Hall 26. 11. 1644
55. Marie Elisabeth Löchner, * Hall 24. 11. 1625, † Hall 1. 6. 1657.
56. Georg Seifferheld, * Hall 7. 12. 1563, † Hall 22. 10. 1616, Kanzlist, 1588 Schöntaler Keller; ∞ II. Hall 4. 5. 1591
57. Marie Müller, * Hall 6. 2. 1573, † Hall 6. 6. 1636.
58. Georg von Berg, * Rothenburg 17. 9. 1595, † Regensburg (1656), stud. 1614 Tübingen, 1615 Jena, 1620 Altdorf, 1621 Tübingen, Rat und Hofmeister des Grafen von Polheim, Sekretär Ortenburg, Exulant 1644 Regensburg, Ratsherr; ∞ (Linz) 17. 1. 1628
59. Susanne Wayß, * Linz 13. 12. 1609, † Regensburg 4. 10. 1664.
60. Josef Beyschlag, ∞ Hall 23. 8. 1579, † Hall 5. 11. 1626, Bäcker, Haalmeister; ∞ Hall 15. 9. 1601
61. Afra Horlacher, ∞ Hall 6. 6. 1581, † Hall 11. 11. 1626.
62. Christof Hezel, * Honhardt 13. 12. 1607, † Hall 21. 4. 1659, stud. Altdorf, Wittenberg, Ratsherr Hall 1636; ∞ Hall 2. 7. 1633
63. Magdalene Firnhaber, ∞ Hall 23. 2. 1612, † Hall 20. 3. 1674.

Friedrich David Gräters literarische Position

Von Hans Radspieler

Friedrich David Gräters lebenslange Bemühungen auf dem Feld der germanischen Philologie und der deutschen Volkskunde haben dazu geführt, daß sich mit ihm bevorzugt die Altgermanistik beschäftigt und ihm in der Geschichte ihrer Wissenschaft einen ehrenvollen Platz zugewiesen hat. Wir wollen darüber nicht vergessen, daß sich Gräter auch als Dichter fühlte und an der schöngeistigen Literatur seiner Zeit Anteil nahm. Seine Stellung darin und seine Haltung dazu ist durchaus der Untersuchung wert, da sie, wie zu zeigen sein wird, nicht ganz selbstverständliche Einblicke in die bürgerliche Bildungswelt der Goethezeit gestatten. Nicht ohne Bedeutung ist hierbei sein Beruf als Gymnasiallehrer, der es ihm ermöglichte, Generationen von Schülern gerade nach seinen Vorstellungen zu beeinflussen.

Unter diesen Aspekten soll nun, ohne daß Vollständigkeit erstrebt wäre, versucht werden, Gräters seelisch-geistige Haltung zu schildern, die charakteristischen Elemente seiner Dichtung deutlich zu machen und die Beziehungen zu den literarischen Zeitgenossen zu verfolgen.¹

I

Die beiden Hauptkomponenten von Gräters Geisteshaltung sind so deutlich ausgeprägt, daß sie bereits bei flüchtiger Betrachtung seines Lebens und Wirkens auffallen. Die eine ist für einen Gebildeten des 18. Jahrhunderts, der das Gymnasium einer Reichsstadt besucht, an den Universitäten Halle und Erlangen theologische und philosophische Studien getrieben und sich dem Beruf eines Gymnasiallehrers und -rektors in seiner Heimatstadt Hall und in Ulm zugewendet hat, so gut wie selbstverständlich: es ist die Liebe zur klassischen Antike. Gräter, übrigens im Todesjahr Johann Joachim Winkelmanns 1768 geboren, sah in den griechischen und römischen Dichtern und Denkern allezeit das Maß, nach dem sich wahres Menschentum zu richten habe. So betrachtete er etwa die Vorlesungen des berühmten Altphilologen und bedeutenden Homerforschers Friedrich August Wolf (1759 bis 1824) in Halle stets als den Höhepunkt seines Studiums. „Allein ... war ... Homer“, bekennet er am Jahresanfang 1810 in einer Haller Rektoratsrede, „seit drey und zwanzig Jahren, das heißt, seit ich, (wenn es mir erlaubt ist, endlich einmal meinem unsterblichen und unvergeßlichen Lehrer, dem Herrn Geheimerath Wolf in Berlin ein kleines Denkmal meines unerlöschlichen Dankes zu setzen,) ... das Glück hatte, zu den Füßen dieses großen Kenners der Griechen zu sitzen, mein Lieblingsschriftsteller, und seit den zwanzig Jahren, die ich mich nun hier der Vor-

¹ Eine Vollständigkeit der Quellenbelege strebt die vorliegende Studie nicht an. Im Laufe der Beschäftigung mit Gräter ist noch eine Anzahl von Manuskripten, vor allem von Briefen, zum Vorschein gekommen, die an den verschiedensten Orten liegen und deren restlose Auswertung nicht mehr möglich war. Es können sich also in Einzelheiten durchaus noch Ergänzungen ergeben, das Gesamtbild wird sich dagegen nicht verändern. — Herrn Dr. Dieter Narr, Eschenau, und seiner Familie danke ich für eine Reihe von Anregungen, Auskünften und Abschriften.

bereitung studirender Jünglinge ... widmete, der liebste und theuerste Gegenstand meiner Pflichten.“² Der von ihm 1795 entworfene „Lectionsplan eines Gymnasiums“ enthält denn auch den programmatischen Passus: „Die größte Cultur trifft man in den griechischen und römischen Schriftstellern, den Schöpfern der ganzen europäischen Literatur; diese müssen daher von allen alten Schriftstellern am ersten und am weitläufigsten behandelt werden.“³ Seine „hohe, schwärmerische Liebe für das Gute und Große, für das Edle und Wahre, kurz für das Göttliche im Menschen“, zu der er sich 1815 einer Enkelin des Dichters Christoph Martin Wieland gegenüber bekennt,⁴ ist zweifellos von dieser klassischen Bildung her zu sehen.

Die andere Komponente entsprang aus diesen philologischen Studien. Sie hatten ihn bereits mit siebzehn Jahren zum Hebräischen, Chaldäischen, Syrischen und Arabischen geführt und wandten sich unter anderem dem Hohenlied Salomos zu.⁵ Während er dieses Thema verfolgte, gerieten ihm Johann Gottfried Herders „Lieder der Liebe“⁶ in die Hände, und „das wechselseitige Entzücken und Bewundern und die staunende Überraschung“, in die sie ihn versetzten, „ketteten mein Herz mit Einem Male so fest an Herdern, daß ich keinen höhern Wunsch und keine größere Begierde hatte, als ihn zu sehen, und aller seiner Schriften habhaft zu werden“. Dieses Erlebnis ließ Gräter eine neue Welt der Literatur entdecken, der er sich mit wahrer Begeisterung vor allem von 1786 an in Halle widmete, wo ihm eine größere Bibliothek zur Verfügung stand. Er las — wieder ein Erlebnis für ihn — die von Herder herausgegebene Sammelschrift „Von deutscher Art und Kunst“ und beschäftigte sich mit der Edda, mit Ossian, mit Otfried von Weissenburg, mit Volksliedern und mit dem Minnesang. Daneben erregten natürlich die zeitgenössischen, ebenfalls der Vorzeit huldigenden Dichter seinen Enthusiasmus. „Vornehmlich entflammten Kretschmanns Bardengesänge, Klopstocks Oden und seine Hermannsschlacht, die mir fast den Kopf schwindelnd machte, nebst der Patzkeschen Wochenschrift der Deutsche⁷ meine Liebe zur Vorzeit immer mehr.“⁸

² Ueber eine griechische Nachbildung in homerischer Sprache und Versen der Nordischen Göttergeschichte: Skimers Fahrt, oder die Brautwerbung des Gottes Frey. Ein Programm bey der vierten Jahresfeyer der von ... Friderich, König von Württemberg, ... gestifteten Monarchie. Als Einladungsschrift zur festlichen Begehung desselben in dem Königlichen Gymnasio illustri. Den 1 Jenner 1810, S. 6. f.

³ Gymnasiastisches Museum. 1. Bd. 1. Heft (mehr nicht erschienen), Leipzig 1804, S. 11.

⁴ Gräter an Wilhelmine Schorcht, Mai 1815 (ohne Tagesangabe) (Hs: Wieland-Museum Biberach). — Allen Bibliotheken und Archiven, deren Handschriften ich benutzen durfte, darf ich auch hier meinen verbindlichen Dank aussprechen.

⁵ Einzelheiten und Zitate im folgenden aus dem Brief an Christoph Martin Wieland vom 14. 1. bis 1. 3. 1798 (Hs: Germanisches Nationalmuseum Nürnberg, Sammlung Böttiger, Kapsel 9).

⁶ Lieder der Liebe; die ältesten und schönsten aus dem Morgenlande. Leipzig 1778 (anonym erschienen).

⁷ Es wäre zu prüfen, ob Gräter hier einem Irrtum erlag. Johann Samuel Patzke (1727—1787; vgl. ADB, 25. Bd., S. 238—240) gab zwar einige Wochenschriften heraus und veröffentlichte 1780 „Musikalische Gedichte“, die u. a. Dramen mit Stoffen aus der griechischen und altgermanischen Götterlehre enthielten, jedoch kein Blatt mit dem Titel „Der Deutsche“. Eine solche Zeitschrift wurde vielmehr 1771/72 und 1773/76 von Johann Gottus Müller herausgegeben (Carl Diesch: Bibliographie der germanistischen Zeitschriften. Leipzig 1927, Nr. 800).

⁸ Aus seiner Selbstbiographie, hier zitiert nach Dieter Narr: Friedrich David Gräter. In: Zur Geschichte von Volkskunde und Mundartforschung in Württemberg. Helmut Dölker zum 60. Geburtstag. Tübingen 1964 (= Volksleben, Bd. 5), S. 34—65, hier S. 36.

Es ist nicht Sache dieser Betrachtung zu verfolgen, wie das ganze Leben Gräters von nun an vom Studium des germanischen Altertums beherrscht wurde. Um seine geistesgeschichtliche Stellung zu fixieren, müssen wir uns damit beschäftigen, wie er in eigenartiger Weise dieses germanische Altertum mit der klassischen Antike zu verbinden suchte. Er betrachtete nämlich die altgermanische Dichtung in ihrem Geiste der altgriechischen ebenbürtig, der römischen in gewissem Sinne sogar als überlegen. Wenn wir richtig sehen, so hat Gräter in seiner frühesten selbständigen Veröffentlichung, in den „Nordischen Blumen“⁹ von 1789, erstmals dartun wollen, „daß die nordischen Sagen mit eben so viel Geschmack und Kritik behandelt werden könnten, als die Mythen der Griechen“.¹⁰

Diesen Übersetzungen und Nachdichtungen, die als „Beytrag zur näheren Kenntniß der nordischen Dichtkunst und Mythologie“ gedacht waren, ließ er zwei Jahre später in seiner Zeitschrift „Bragur“ die dazugehörige theoretische Abhandlung „Über den Geist der Nordischen Dichtkunst und Mythologie“ folgen. Sie ist in der im 18. Jahrhundert so beliebten und von Lessing zum unnachahmlichen Muster erhobenen Form von Briefen an einen Freund gehalten.¹¹ Die Dichtkunst des alten Nordens, schreibt er, sei zwar nicht so weit gediehen, als daß sie Werke wie Ossian oder Homer hervorgebracht hätte. „Aber doch strebte sie mit ganzer Seele zu dem kühnsten Ziel hinan. Sie hatte alle Anlage, einst das zu werden, was unter den Musen aller Völker nur allein der Griechischen bey ununterbrochener Pflege glücken konnte. Von angeborenem Feuer entflammt, von einheimischer Weisheit und Geschichte genährt, gieng sie blos aus sich selbst, als ein wahres Original der Natur, hervor; an ihrer Kraft fehlte es nicht, daß sie von dem Schauplatz abtreten mußte, ohne sich zur Bewunderung der Nachwelt das verdiente verewigende Denkmaal gesetzt zu haben.“ Nicht uninteressant ist die Begründung, mit der er das Stocken dieser hoffnungsvollen Entwicklung begründet: „Die Einführung der christlichen oder vielmehr papistischen Religion war es, die die Landesmythologie gerade zu der Zeit zerstörte, als sie beynahe, wie mich dünkt, an Reichthum und Schönheit so viel gewonnen hatte, um von einem Hauptkopfe zu einem allgemein interessanten National- und Religionsgedicht brauchbar erfunden zu werden. Urtheilen Sie selbst, was eine Götterlehre von solchem Umfange für die Zukunft versprach? Sagen Sie, Freund, hatte die Mythologie der Norden [!] nicht alle Grundsteine zu einem großen und prächtigen Gebäude? Wäre es bey weiterer Ausbildung derselben durch die Poesie nicht endlich möglich gewesen, aus der mit den nachmaligen Götterfabeln vereinigten älteren Religions- und Naturweisheit ein schöneres und harmonischeres Ganze aufzuführen, als Ovid aus der Römisch-Griechischen in seinen Verwandlungen?“¹²

Den letzten Gedanken greift er im dritten Brief noch einmal auf. Er entwickelt seinem Briefpartner die Systematik der nordischen Mythologie und knüpft daran die für einen Altphilologen und Schüler Wolfs geradezu ketzerische Folgerung: „Wenn dieser schöne, allem Anscheine nach pragmatische Plan der Plan der nordi-

⁹ Erschienen in Leipzig.

¹⁰ So einer der frühesten Biographen, Heinrich Döring in J. S. Ersch und J. G. Gruber: Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste ... 1. Section, 78. Tl., Leipzig 1864, S. 91—97, hier S. 91.

¹¹ Bragur. Ein Litterarisches Magazin der Deutschen und Nordischen Vorzeit. 1. Bd. (1791), S. 55—87; 2. Bd. (1792), S. 78—100; 3. Bd. (1794), S. 1—16. Die Anmerkung in Bd. 1, S. 55, betont eigens die Zusammengehörigkeit mit den „Nordischen Blumen“.

¹² Bd. 1, S. 56 f.

schen Göttergeschichte selbst ist, sagen Sie, I. Fr. müßte sie nicht in der Ausführung unter der Hand der Kunst, unter der Hand eines nordischen, ich will nicht sagen, Homers, nur Ovids, ein ganz anders und bey weitem vortreflicheres Ganze, als die Römischen Metamorphosen geworden seyn? — Erschrecken Sie nicht, wenn ich diese heterodoxe Meynung zu wiederholen wage. Ich weiß wohl, wie unsanft man zuweilen von zu heißen Verfechtern und unbedingten Bewunderern des Griechischen und Römischen Alterthums bey solchen Äußerungen zum Respekt verwiesen wird, allein ich weiß auch wohl, was und wovon ich gesprochen habe. . . . Ist es denn also gefrevelt, wenn ich vermuthete, daß die Nordische Göttergeschichte, in deren Anlage die Natur selbst die Stelle eines pragmatischen Dichters vertreten hat, in der Ausführung den Ovidischen Verwandlungen den Vorrang streitig machen müßte?“¹³

Wie ernst es Gräter mit dem Beweis der Gleichwertigkeit von nordischer und klassischer Antike war, bezeugt beispielsweise nicht nur die mehr am Rande liegende Übung, abwechselnd die Formulierung „si diis placet“ zu verwenden und die Normen anzurufen,¹⁴ sondern vor allem der mit aller Sorgfalt und mit wissenschaftlichem Apparat unternommene Versuch, die altnordische Edda in das Griechische Homers zu übertragen. „Hier zeigte sich nun zwar bald, daß diese Antike [Skirners Fahrt] unverstümmelt auf uns gekommen ist; daß sie in der That einen homerischen Gang in der Erzählung hat; und daß die Kunst und Natur des Nordischen Skalden im Ganzen der Kunst und Natur des Griechischen Bardens an der Seite steht; nur kam mir auf der andern Seite die Nordische Antike wie ein Edelstein vor, der von einem Meister ins Rohe bereits mit allen Zügen kenntlich gearbeitet, aber noch nicht vollendet war. Kein einziger wesentlicher Zug fehlte, aber hie und da bedurfte es noch einer Rundung oder eines Drucks, zumal da das Original selbst den Anfang dieser Erzählung nur in Prosa ergänzt, und auch in der Mitte einmal die Prosa mit dem Verse abwechseln läßt. Ein Fall, der bey der Ueberlieferung der Nordischen Skaldenlieder häufig vorkommt, wozu ich mich aber oft erinnere, die ursprüngliche prosodische Erzählung aus andern Codicibus wieder gefunden zu haben, und daß solche prosaische Einleitungen oder Unterbrechungen größtentheils nur Fehler und Bequemlichkeiten der Abschreiber und Nacherzähler gewesen sind. Ich gab daher die Erzählung zwar durchaus in Hexametern, aber ohne einen einzigen wesentlichen Zug auszulassen, oder irgend einen hinzuzusetzen, den das Original nicht hätte. Man kann eine solche Behandlung keine Verschönerung, man kann sie nur höchstens eine Wiederherstellung der verloschenen Züge eines Gemäldes nennen.“¹⁵

Ungemein aufschlußreich ist die Tatsache, daß die eben zitierte Abhandlung über die Nachbildung einer nordischen Göttergeschichte in die Sprache Homers gerade als „Programm bey der vierten Jahresfeyer der von . . . Friderich, König von Württemberg, . . . gestifteten Monarchie“ zum 1. Januar 1810 erschien. Zeigt sie uns doch, wie Gräter seine Verehrung der Antike und die Schwärmerei für

¹³ Bd. 3, S. 2—4. Das gleiche Problem behandelt auch ein in Bd. 8 (1812), S. 46—120, enthaltener Aufsatz: Wäre es der schönen Literatur des Nordens zuträglich, wenn die alte nordische Mythologie eingeführt und von unsern Dichtern statt der griechischen allgemein angenommen würde? Eine akademische Preisschrift von Jens Möller, aus dem Dänischen übersetzt . . .

¹⁴ Narr, S. 38.

¹⁵ Ueber eine griechische Nachbildung . . ., S. 5 f. Der Text des Programmes (vgl. Anm. 2) erschien auch in Bragur, 8. Bd. (1812), S. 43—45.

alles Nordische mit einem betont deutsch-vaterländischen, ja württembergisch-vaterländischen Zug kombinierte, der uns später noch einmal beschäftigen wird. Wenn wir dem Programm weiterhin entnehmen, daß der Rektor Gräter auf dieser Feier nach der Festansprache einige Proben seiner Edda-Übersetzung in der „altgriechischen Erasmischen Aussprache“ deklamierte, welche „Homer mehr genießen lasse“ als die „neugriechische Reuchlinische“, daraufhin Klopstocks „Vater Unser“¹⁶ rezitierte und dann unter den Klängen der Schlußmusik das Rednerpult verließ, so scheint uns die Zusammenstellung wohl einigermaßen extravagant, aber unübertroffen typisch für Gräter.

Auch hier, bei aller Übertreibung, ist Gräter noch ganz Schüler Herders. Er hat Herders Erkenntnis über das Wesen der Volkspoesie konsequent auf die Lieblingsgegenstände seiner Forschungen angewandt. Obwohl Gräter nahezu eine Generation jünger war als Herder, so kann man doch kaum davon sprechen, daß er das Werk seines Lehrers weiterführte oder auf ihm aufbaute. Er war, wenn man schon literarische Epochenbezeichnungen heranziehen will, weder ein Vertreter des Sturms und Drangs noch einer der Romantik. Sein Blick war rückwärts gewandt, er blieb der Generation der Vorklassik verhaftet. Man muß sich in diesem Zusammenhang vor Augen halten, daß ein Friedrich Schlegel nur vier Jahre jünger war als er, ein August Wilhelm Schlegel sogar ein Jahr älter, daß beide mit ihrem Werk aber einer jüngeren, weiterschreitenden Generation angehören. Gräter selbst fühlte sich bei seinen wissenschaftlichen Bemühungen vorwiegend den Älteren verbunden. Noch 1829 erwähnt er dankbar Hilfe und Ermunterung, die ihm „beynahe alle damaligen Häupter und Väter der Literatur und der Alterthumskunde, ein Reinhold Forster, ein Denis, ein Uz, ein Weisse und Gleim, ein Klopstock, Wieland und Herder — und dazu die Wortführer der Nation, ein Herzberg und Dalberg ...“¹⁷ gewährt hatten.

Bemüht man sich, tiefer auch in Mentalität und Lebensauffassung Gräters einzudringen, so verstärkt sich der Eindruck der Verklammerung mit der älteren Generation. Sentimentalität und Freundschaftsschwärmerei, wie sie im zweiten und dritten Viertel des 18. Jahrhunderts verbreitet waren, überwältigten ihn noch 1793, als er — übrigens zum ersten Male! — dem Dichter Friedrich Matthisson gegenüberstand: „Endlich ging die Thüre auf, und wir, die wir uns nie gesehen, nie gesprochen, nie geschrieben hatten, — sahen uns nur und flogen einander um den Hals. Das war eine nie gefühlte Freude!“¹⁸ 1797 besuchte er Christian Gottfried Schütz in Jena und war noch beim Abschied vom freundlichen Empfang so hochgestimmt, daß er als schwärmerischer Anakreontiker keinen Trennungsschmerz fühlte: „... ich schwebte, etwa wie die Seelen im Elysium, in einer Art von vergnügtem Taumel, und die mich immer umhüpfenden kleinen Dämonen des Scherzes, der Neckerei und der fröhlichen Laune ließen mir bis auf die letzten Augenblicke des Einsteigens, der Zurechtrichtung und der Abfahrt selbst keine Minute übrig, um zur Besinnung zu kommen. Und so fuhr ich denn ... durch die Wolken des Morgennebels dahin, trunken wie die seligen Götter.“¹⁹ Derartige

¹⁶ Gemeint ist „Das Gebet des Herrn“ aus den „Geistlichen Liedern“ (Sämtliche Werke. 5. Bd., Leipzig 1854, S. 234—236).

¹⁷ Versuch einer Einleitung in die Nordische Alterthumskunde vorzüglich für Dichter und Künstler. 1. Bdch., Dresden 1829, S. III.

¹⁸ Mein Besuch bey Amalien und ihrem Gatten vom 24. Jul. bis 12. Aug. 93, S. 138 f. (Hs: Landesbibliothek Stuttgart, Cod. Misc. 4°, Nr. 30 b).

¹⁹ Döring, S. 93 f.

Gefühlsausbrüche enthalten auch seine Briefe, doch zeugen diese, seiner hypochondrischen Veranlagung entsprechend, weit mehr von gedrückter und schwermütiger als von fröhlicher Stimmung.

Beachtenswerter, weil nicht so sehr der Gemütsverfassung unterworfen, scheint uns die Betonung der Vernunft und ihre Erhebung über das Gefühl zu sein. Aus dem Jahr 1796 stammt ein Gedicht mit der bezeichnenden Überschrift „Vernunft und Herz“. Der Verfasser klagt hier über Enttäuschung in Liebe und Freundschaft sowie über Zurücksetzung im Beruf. Doch dann will er allen bitteren Empfindungen keinen Raum geben:

„O schäme der Empfindung dich, mein Herz!
Denn was du fühlst, ist weder Recht noch Wahrheit!
Ist Eitelkeit, mein Herz, und Haß und Mißgunst.
Wenn ohne Lohn du gut und treu und wahr
Und edel bist, o dann, mein stolzes Herz,
Dann ehr' ich dich, ich bess'res Ich, Vernunft.“²⁰

Ob es zu weit geht, wenn man hier Kants kategorischen Imperativ im Hintergrund zu erblicken glaubt? Auf jeden Fall wird die Vernunft als Leitstern des Handelns apostrophiert, wozu sich Gräter einige Jahre zuvor aus aktuellem Anlaß ebenfalls gedungen gefühlt hatte. Es drehte sich um die Ermordung Jean Paul Marats am 13. Juli 1793 durch Charlotte Corday d'Armans. Die knapp Fünfundzwanzigjährige wollte dadurch ihre Heimat von den Schreckensmännern befreien und erregte durch ihre verwegene Tat in ganz Europa Aufsehen. Gräter, der sich bald darauf in Gesellschaft über das Ereignis unterhielt, ließ sich jedoch nicht beeindrucken und nahm sich vor, für eine Frauenzeitschrift Briefe über Charlotte Corday zu schreiben, „um ihre Handlung mit der Fackel der kalten Vernunft auf eine Art zu beleuchten, daß sich die jungen Leserinnen derselben nicht zur Bewunderung, noch weniger zur Nachahmung dieses blendenden Heroismus reizen lassen“.²¹ Er fand sich durch Wieland, der im „Teutschen Merkur“ ebenfalls über das Thema gehandelt hatte,²² in seiner Auffassung bestätigt. Vielleicht hat er an diese Übereinstimmung gedacht, als er Wieland zwanzig Jahre später in einem Nachruf ausdrücklich als „Lehrer der wahren Lebens- und Vernunftweisheit“ feierte.²³

Nicht übersehen darf man in diesem Zusammenhang die Bedeutung, die Gräter der Logik im Schulunterricht zuweist. Noch heute sollten seine Überlegungen dem Pädagogen zu denken geben: „Unter den neuern Sprachen macht sich die Muttersprache am wichtigsten, weil ihr Studium auf das genaueste mit dem Studium der formalen Philosophie oder der Logik zusammenhängt. Denn die Muttersprache studirt man nicht sowohl, um die Schriftsteller in derselben lesen und beurtheilen, sondern um sich selbst darinnen in jedem Vorfalle sowohl mündlich als schriftlich richtig und zweckmäßig ausdrücken zu können. Wer aber richtig sprechen und schreiben will, der muß zuvor richtig denken können; denn

²⁰ Lyrische Gedichte nebst einigen vermischten. Heidelberg 1809, S. 153. — Das Gedicht steht zeitlich und sachlich in Zusammenhang mit Gräters Brief an seinen Freund Fülleborn vom 19. 12. 1795—4. 3. 1796 (Schiller-Nationalmuseum Marbach), in dem er über eine geplante Heirat u. a. sagt: „Denn es soll eine Heurath mit Verstand werden, und mein Herz ist noch nicht eingeschläfert genug.“

²¹ Mein Besuch bey Amalien . . . , S. 137.

²² In seinen Anmerkungen zu dem Aufsatz: Scharlotte Korday. In: Der Neue Teutsche Merkur. 1793, 3. Bd., S. 68—79 (die Anmerkungen auf S. 68 f., 71 f., 73 f., 79—98).

²³ Idunna und Hermode. Eine Alterthumszeitung. 2. Jg. (1813), Nr. 9, S. 44.

der Ausdruck ist das Abbild der Gedanken. Der Unterricht in der Muttersprache setzt also zu diesem Zwecke außer dem Privatstudium und dem gelegentlichen Vortrage der Grammatik Kenntniß der Logik voraus, denn diese lehrt die Kunst richtig zu denken.“²⁴ An anderer Stelle drückt Gräter den gleichen Gedanken mit dem Vergleich aus, Gedanke und Wort, Verstand und Sprachgebrauch verhielten sich zueinander wie Herr und Diener.²⁵

Anzufügen wäre diesen für Gräter typischen Wesens- und Geisteszügen noch die von Dieter Narr gemachte Beobachtung eines weiteren Anachronismus: „Es ist fast verblüffend, wie stark dieses Charakterbild an den Gelehrtentyp einer Zeit erinnert, die damals doch schon länger vergangen war. In der Tat zeigt es so manchen Zug, der jenen Gestalten eigentümlich ist, wie sie das Zeitalter des Althumanismus und des ihm noch in mancher Hinsicht verwandten Barocks geprägt hat. Das unverhüllte Trachten nach Ruhm bei der Mit- und Nachwelt, das Werben um die Gunst der Mäzene und Magnaten, das Pochen auf die vornehmen Verbindungen, der zur Virtuosität ausgebildete Huldigungs- und „Komplimentierstil“, das rauschende, mitunter schier peinigende Pathos der Rede, alle diese Manieren lassen Gräter als einen Nachkommen, einen freilich schon ziemlich verspäteten Schüler verflossener Jahrhunderte erscheinen.“²⁶

II

Wenn man dieses rückwärtsgewandte, aus Empfindsamkeit, Schwärmerei, Vernunfttherrschaft und barocken Zügen zusammengesetzte geistige Porträt Gräters gewonnen hat und nun gleichsam zur Probe seine poetischen Schriften durchgeht, so ist man fast verblüfft, wie deutlich uns auch hier die gleichen Erscheinungen entgegenreten. Dies gilt sogar, um die auffälligste Übereinstimmung zuerst zu nennen, für das Barocke an Gräter. Daß dies nicht nur Ausdruck einer altfränkischen Konvention des Reichsstädters war, sondern mehr, nämlich Ausdruck einer inneren Verfassung, zeigt seine zwar nur vereinzelt anzutreffende, jedoch deutlich vorhandene Vorliebe für Barockdichtung. Er hat nicht allein in seine Zeitschrift „Idunna und Hermode“ immer wieder Barockgedichte eingerückt²⁷ und bei dieser Gelegenheit auf die „Goldkörner“ hingewiesen, die bei Gedichten des 17. Jahrhunderts doch „zuweilen unter vielen Mittelmäßigen und Geschmackwidrigen“ zu finden seien,²⁸ er hat 1807 auch selbst ein Gedicht verfaßt, das nach Überschrift, Darstellung und Gehalt eine getreue Kopie barocker Poemata bietet:

Was ist der Mensch?

Den 13 Oct. 1807.

Was ist der Mensch? ein Etwas ach! und Nichts,
Ein Feuerfunken aus der Gottheit Strahl,
Ein Wurm, der auf der Erde Rinde kriecht!
Ein Ball des Schicksals! eine Qual für sich
Und andrer! ja ein tausendfacher Quell
Von tausendfachen Freuden! ach! ein Engel,
Ein Seraph um den hohen Thron Jehova's,

²⁴ Gymnasiastisches Museum. S. 12 f.

²⁵ Ebenda, S. XV.

²⁶ Narr, S. 42 f.

²⁷ Zum Beispiel in Jg. 1 (1812), S. 45, 133, 140, 160, 169, 188, z. T. in Bearbeitung, und in Jg. 2 (1813), S. 45.

²⁸ Ebenda, Jg. 2 (1813), S. 45.

Ein Teufel ach! im Schwefelpfuhl der Hölle!
 Sey König oder Bettler! Das getreue
 Herz deiner Unterthanen nur, o König,
 Das edle deiner Herrscher, Unterthan!
 Die Liebe nur, nicht euer Stand macht glücklich!
 Der Mensch ist nur des andern Menschen Freude!
 Der Mensch ist nur des andern Menschen Qual!

...²⁹

Die „Lyrischen Gedichte“, 1809 bei Mohr und Zimmer in Heidelberg erschienen, denen das eben zitierte Stück entnommen ist, dienen uns als Hauptquelle auch für die übrigen typischen Züge der Gräterschen Dichtungen.³⁰ Schon ein Blick auf das Inhaltsverzeichnis läßt uns die im vorigen Kapitel aufgezählten Charakteristika erwarten: der erste Hauptteil ist gegliedert in „Lieder der Liebe“, „Minnelieder der teutschen Ritter“, „Denkmale der Freundschaft und Zärtlichkeit“, „Liebes- und Lebensweisheit“ und „Vaterlandsgesänge“; der zweite Hauptteil enthält „Nordische Gedichte“ in Nachgestaltung und Übersetzung. Blättern wir in dem Band, so stoßen wir nach einigen Seiten gleich auf ein 1787 entstandenes Gedicht „Die Stunde der Entscheidung“, das deutlich in der Nachfolge Klopstocks steht. Gräter schildert darin in poetischer Verklärung die Begegnung mit der Geliebten:

Auf Purpurgewölken wallte die Sonne
 Festlich von Osten herauf,
 Und goß den goldenen Schimmer
 Auf grünende Fluren umher,
 Und küßte die Perlen des Thaus
 Von den Farben der Blümchen ab;
 Da glänzten mir flammend die Strahlen
 Der Sonn' ins Augenlied,
 Und Glanz und Schönheit weckten
 Mich aus dem Schlaf.

„Willkommen, purpurn von Osten,
 Morgensonne, willkommen mir!
 So schön, so festlich
 Schimmertest du dem Sänger nie!
 Seliges, heiliges, göttliches Licht!

Sey mir gesegnet!
 Licht meines neuen,
 Licht meines ersten Lebens!
 Bald werd' ichs seyn,
 Der Glückliche an Sala's Ufern!
 Bald getröstet, gestillet,
 Gestärket, erquicket
 Dieß bekümmerte, klagende,
 Schwache, verschmachtete Herz!“

So betet' ich! Da wallte die Sonne
 Strahlender schon den Himmel herauf,
 Und meines Thurmes Schatten wies
 Die Wonne verkündende, heilige
 Stunde der Entscheidung!

Da flog ich auf Flügeln der Liebe,
 Trunken und zitternd vor Hoffnung,
 Der Herrlichen zu!

...

²⁹ Lyrische Gedichte ..., S. 156 f.

³⁰ Einzelne Stücke daraus sind schon vorher in Wielands Teutschem Merkur erschienen.

„Bist du ... Ich wag' es nicht ...“
 So stammelte mein Mund;
 „Bist du ... Ich wag' es nicht —“
 Auf ewig dein! sprach sie,
 Und Thränen flossen heiß herab,
 Thränen voll himmlischen Entzückens,
 Thränen unnennbarer Wonne,
 Die ihr mit Allgewalt itzt
 Durchbebte die Seele!
 ...³¹

Im gleichen Jahr entstand „Die Scheidung“, auch sie völlig von Klopstockscher Stimmung und Diktion geprägt:

Sie naht — Schon glänzet zitternd im Auge mir
 Die Wehmuthsthräne! Sehrender schlägt mein Herz
 Nun dir entgegen, Daphne! — Schwermuth
 Beugt nun darnieder die düstre Seele!
 Sie naht die Stunde. Soll ich denn nimmermehr
 Dein sanftes Auge schauen? soll nimmer dich,
 Du aller meiner Lebensfreuden
 Schöpferin! nimmer dich sehn, umarmen!
 Nur das noch, das noch, Daphne! dann will ich gern
 Mein junges Leben, wenn schon, Geliebte, dir
 Auch jedes Lied vergebens nachseufzt,
 Traurig und ferne von dir verweinen!³²

Diese Klopstock-Nachahmung, die wohl auch in Zusammenhang mit der Vorliebe für das Barocke steht, wurde, wie es scheint, im Freundeskreis Gräters ebenfalls mit einer gewissen Hingebung gepflegt. Karl Ludwig August von Münchenhausen (1759—1836), der mit Gräter zusammen einen „Barden-Almanach der Deutschen für 1802“ herausgab,³³ rückte darin ein Stück ein, betitelt „Schauer auf dem Gottes-Acker. An den Mond“,³⁴ das eine fast schon etwas aufdringliche Imitation von Klopstocks „Die frühen Gräber“ beziehungsweise „Die Sommernacht“ darstellt.

So verwundert es nicht mehr, wenn wir bei Gräter nun auch stilreine Anakreontik vorfinden, die man ohne Kenntnis des Verfassers auf gut eine Generation früher datieren würde. Zunächst eine liebeliche Schäferszene:

Amaryllis.

Wehet leiser, Zephyretten,
 Schweigt ihr lieben Vögelein!
 Dort auf jenen Rosenbetten
 Schlummert Amaryllis ein.
 Sie umthronen Huldgöttinnen,
 Und ein Liebesgötter-Paar
 Reicht schon den verschloss'nen Sinnen
 Das geliebte Traumbild dar.
 Schweigt, Ihr Sänger auf den Bäumen!
 Weste, wehet leiser hier!
 Laßt sie schlummern! laßt sie träumen!
 Ach, sie träumt vielleicht von mir!³⁵

³¹ S. 8—9 und 13.

³² S. 29.

³³ Erschienen in Neu-Strelitz.

³⁴ S. 201—203.

³⁵ Lyrische Gedichte ..., S. 15.

Dann einer der so beliebten Rokoko-„Wünsche“:

W u n s c h.

Ach! wär' ich doch ein Röschen!
Ein Röschen möcht' ich seyn!
Mich brähe sie vom Stocke,
Mich nähme sie in ihren Busen ein.

Welch nie empfund'ne Götterlust!
Ich schmiegte mich an ihre Brust,
Als ob, als ob sie's wüßte!
Und pflegt', und wärmt' und wiegte mich,
Und träumte, daß ich küßte.

Und wenn ich wachte, küßt' ich sie!
Doch so ein Kuß von Rosenduft
Entweihte nie die heil'ge Kluft,
Und meine Daphne zürnte nie!³⁶

Auch hier finden wir Verwandtes in dem schon herangezogenen „Barden-Almanach“ teils in Gedichtform, teils als kleine Prosaidyllen, deren Titel „Der erste Kuß“³⁷ oder „Der Kuß um's Lämmchen“³⁸ für sich selbst sprechen. Des Aushebens wert erscheinen uns zwei der geistvolleren in der Gruppe der Epigramme:

W a h r u n d n i c h t w a h r.

Der Deutsche wirkt mit Kopf und Hand;
Ihm fehlt nur bloß — sein Vaterland.³⁹

G r a b s c h r i f t e i n e s K i n d e s.

(Von einem Leichensteine abgeschrieben.)

Trotz der Ehre, gab die Liebe
Mir den Augenblick von Leben;
Trotz [der] Liebe hat die Ehre
Mir den frühen Tod gegeben.⁴⁰

Überhaupt bietet der Almanach einen ähnlichen Querschnitt wie die „Lyrischen Gedichte“; er enthält noch Stücke im Bardenton und sogar eine Abhandlung von Karl Wilhelm Justi (1767—1846) und dem schon genannten Münchhausen „Der todte Adonis, nach der 30. Idylle des Theokrit und Balders Leichen-Feyer, nach der 43. Fabel der jüngeren Edda. Eine Parallele.“,⁴¹ die ganz im Sinne Gräters alt-nordische und klassische Dichtung auf eine Stufe stellt.

In den „Lyrischen Gedichten“ erfüllt diese verbindende Funktion der Wiederabdruck der sogenannten Bissula-Lieder des Ausonius⁴² in Gräters Übersetzung. Diese Lieder hatten besonders deswegen seine sichtliche Zuneigung gewonnen, weil ihr mit Anmut und Liebe behandeltes Thema in gewisser Weise Gräters literarisch-ästhetischen Traum realisiert, nämlich die Vereinigung klassischen Geistes und klassischer Humanität mit der von Tacitus beschriebenen Schönheit und Tugend der alten Deutschen. Seine Einleitung läßt einiges davon durchklingen: „Im Jahr nach Christi Geburt 368 lieferte Kaiser Valentinian den Allemannen (d. i. den alten Schwaben) und andern teutschen Völkern eine große Niederlage bei der

³⁶ S. 28.

³⁷ Barden-Almanach . . . , S. 245 f.

³⁸ S. 246—248.

³⁹ S. 35.

⁴⁰ S. 179, beide anonym.

⁴¹ S. 204 ff.

⁴² Vorher bereits gedruckt in Bragur, 6. Bd., 1. Abt. (1798), S. 104—117, und im Gymnasialistischen Museum. S. 70—80.

Quelle des Neckarflusses, der bekanntlich in dem Schwarzwalde entspringt. Decius Magnus Ausonius, Sohn des Kaiserlichen Leibarztes Julius Ausonius, und Erzieher der Prinzen, wohnte nebst einem seiner Eleven, Gratian, diesem Feldzuge bey, und hatte die Freude, bey der Niederlage der Allemannen ein junges schwäbisches Mädchen, mit Namen Bissula, zur Gefangenen zu machen, deren Reitze ihn so sehr anzogen, daß er sie mit nach Rom nahm, ihr die Freyheit schenkte, sie erzog und bildete, und sich endlich so von den Schönheiten und Tugenden dieser Schwäbin begeistert fand, daß er ein ganzes Buch der (wie man vermuthen kann) feinsten Lobgedichte und zärtlichsten Lieder auf sie verfertigte, die er dann auf Antrieb eines seiner Freunde mit der Zeit dem Publikum übergab.“⁴³ Auch im Nachwort spürt man, warum Gräters Herz gerade an diesen Liedern hing: „Dieß sind die wenigen Ueberreste von den schönen Blumen, die ein römischer Dichter, des vierten Jahrhunderts unsrer Schwäbischen Landsmännin gestreut, und ihren Namen dadurch verewigt hat; Ihren Namen und zwar ihren Vaterländischen; denn daß Bissula ein teutscher Name sey, erhellt nicht bloß aus dem Epigramm über denselben; sondern es findet sich auch wirklich in dem Verzeichniß der altschwäbischen Frauenzimmer-Namen ... eine *Pezela*, welches höchstwahrscheinlich die eigentlich teutsche Form dieses Namens war, und die Ausonius vermuthlich nur seinem feinem Römischen Ohre zu gefallen (wiewohl es andern Römern auch so noch ein nomen horridulum war) in Bissula verwandelt hat.“⁴⁴ Ähnlich wie bei der Haller Feier verknüpft Gräter seine philologisch-historischen Anmerkungen wieder mit patriotischen Absichten. Er spricht davon, daß Ausonius auch den Fluß Mosel gepriesen habe, und schließt mit der Aufforderung: „Und wir Teutschen, deren vaterländischem Strome dieses unsterbliche Denkmal gewidmet ist, sollten nicht die Freude des Ausländers über dasselbe, und seine Bewunderung theilen? sollten noch ein Jahrhundert vergehen lassen (vierzehn sind vorüber!) bevor diese in göttlichen Versen verewigte Mosel auch in unsrer Sprache von einer Hand in die andere, von einem Schoos in den andern fliegt. Ich glaube nicht. Ein Jüngling voll Vaterlandsliebe, und zum Priester der Musen bestimmt, wird über diese zweifelnde Frage zürnen und hinfliegen an die Seite des Römers, zu thun, was des Vaterlands würdig ist.“⁴⁵

Damit wären wir wieder bei der vaterländischen Komponente, die in den „Lyrischen Gedichten“ gleichzeitig zur Huldigung an die württembergische Monarchie wird. „Die württembergischen Vaterlandslieder“, heißt es in der Vorrede, „sind der Ausdruck eines Gefühls, von welchem ich wünsche, daß es alle Teutschen, die in der großen Umänderung des letzten Jahrzehndes das Glück gehabt haben, aus dem reichsstädtischen in das monarchische Verhältniß überzugehen, mit mir zu theilen vermögen.“⁴⁶ Das so angekündigte Kapitel der „Vaterlands- gesänge“ enthält, wie immer, wenn der Patriotismus in der Dichtung die Oberhand gewinnt, Gräters schwächste Leistungen. Interessant ist der auf 1797 datierte Vierzeiler „Das Teutsche Vaterland“, weil er den Grundgedanken von Ernst Moritz Arndts berühmt gewordenem Gedicht „Des Deutschen Vaterland“ von 1813 bereits vorwegnimmt:

⁴³ Hier zitiert nach dem Druck im Gymnasiastischen Museum, S. 70 f.

⁴⁴ S. 77 f.

⁴⁵ S. 80.

⁴⁶ Lyrische Gedichte ..., S. 12.

„Wo ist das Teutsche Vaterland?“
Weißt du das, Thor von Frager, nicht?
Wo man die Sprache Hermanns spricht,
Da ist das Teutsche Vaterland!⁴⁷

Im „Teutschen Schützenlied“, das nach der Melodie von Schubarts „Kaplied“ zu singen sei, schleicht sich schon in der ersten Strophe Banalität ein:

Es leben alle Schützen hoch
Im teutschen Vaterland!
Von biedern Schützen stammen wir,
Und säh' uns Vater Teut allhier,
Er reicht' uns froh die Hand!⁴⁸

III

Nachdem wir Gräters geistige Stellung ermittelt und von ihr aus seine Dichtung erklärt haben, bleibt uns noch sein Verhältnis zu den literarischen Zeitgenossen zu betrachten. Vor allem durch seine Altertumszeitschriften geriet Gräter mit einer großen Anzahl von Gelehrten und Schriftstellern in Verbindung. Für das Jahr 1802, als er den siebten Band von „Bragur“ herausgab, konnte er nicht ohne Stolz die Zahl seiner „schriftlichen Freunde“ mit 237 angeben und behaupten, die Kunde von seinem Unternehmen habe sich „bis an den Ebro, die Raab, und an das schwarze Meer“ verbreitet.⁴⁹

Die Beziehungen zu den verschiedenen, heute oft vergessenen Gelehrten können für unsere Zwecke vernachlässigt werden, und auch bei den Vertretern der Schönen Literatur müssen wir uns, um nicht ins Uferlose zu geraten, auf das Wesentliche beschränken. Ein Überblick zeigt uns zunächst einmal als auffallendste Tatsache, daß sich Gräter, ebenso wie in seiner Dichtung, der Generation vor ihm anschloß. Er fühlte sich als Nachfahre eines Klopstock, Gerstenberg, Denis und Herder und der noch früher geborenen Bodmer, Breitinger, Götz und Gleim.⁵⁰

Aufschlußreich ist eine Äußerung, in der er sogar das Bestreben der jungen Romantiker mit verblühten Worten, den Eingeweihten aber klar genug, über seine Vermittlung auf die oben genannten Namen zurückführt. Es ist im Jahre

⁴⁷ S. 181. — Interessant ist der Vergleich besonders mit der 1. und der 6. Strophe von Arndts Gedicht:

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Preußenland? Ist's Schwabenland?
Ist's, wo am Rhein die Rebe blüht?
Ist's, wo am Belt die Möve zieht?
O nein! nein! nein! Sein Vaterland muß größer sein.
Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
So weit die deutsche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder singt,
Das soll es sein!
Das, wackrer Deutscher, nenne dein!

(Zitiert nach: Gedichte von Ernst Moritz Arndt. Herausg. von Heinrich Meisner. 2. Tl., Leipzig o. J., S. 25 f. = Ernst Moritz Arndts Werke. Auswahl. 3. Bd.) Der Vergleich zeigt besonders schön, wie sich ein Gedanke, der bei Gräter noch völlig im Bereich der Ratio liegt, bei dem ein Jahr jüngeren Arndt ins Rauschhaft-Irrationale steigt, das den Nationalismus des 19. Jahrhunderts u. a. kennzeichnet.

⁴⁸ S. 183.

⁴⁹ Bragur, 8. Bd. (1812), S. XII.

⁵⁰ Ebenda, S. X f., wo er die Situation im Jahre 1791 charakterisiert, als er den ersten Jahrgang herausgab.

1812, als er nach zehnjähriger, durch widrige persönliche und berufliche Umstände erzwungener Pause seine Altertumszeitschrift „Bragur“ wieder erscheinen läßt. In der Vorrede zu dem neuen Band spricht er davon, wie er den literarisch Toten habe spielen müssen, und fährt fort: „Wenn ein Physisch-Todter eben so gut nach einigen Jahren wieder auferstehen, und dieselbe Erfahrung machen könnte, die ich gemacht habe, er würde sich wundern. Wahrlich, der feine Menschenkenner Plinius hat Recht: *Tam rara in amicitii fides, tam parata oblivio mortuorum, ut ipsi nobis debeamus etiam conditoria exstruere.* Ja, man scheute sich nicht, das Gute der Gestorbenen sich geradezu anzueignen, und wo sie in Felsengründen erst eine Ebene gehauen, und die Gegend wirthlich gemacht haben, wenn man nun seine Palläste oder seine bretternen Häuser aufschlägt, denjenigen, der uns die Stätte bereitet hat, zu verleugnen, und zu thun, als ob dieß alles von Mutter Natur also zugerüstet wäre. Doch darüber will ich mit Stillschweigen hingehen, und mich vielmehr des Vergnügens erinnern, das ich während dieses Zwischenraums empfand, wenn ich hörte oder las, oder mich selbst überzeugte, wie das Nordische und Teutsche literarische Alterthum, für welches Bragur die teutschen Vaterlandsfreunde nach und nach in allen seinen Zweigen zu interessieren versuchte, wirklich von Jahr zu Jahr an Urbarmachung, an tieferer und weiterer Erforschung, an Interesse, Hülfsmitteln, Unterstützung, an Verehrern und Freunden zugenommen hat.“⁵¹

Deutet man diese Zeilen richtig, so kann kein Zweifel bestehen, daß er sich mit seinem „Bragur“ das Hauptverdienst bei der Neubelebung der altdeutschen Studien durch die Romantik zuschrieb. Dies hinderte ihn nicht, die Leistungen der Jungen auch gelegentlich anzuerkennen. Einige Seiten nach dem eben zitierten, doch etwas verbittert klingenden Passus ruft er dem zehn Jahre jüngeren Clemens Brentano und dem dreizehn Jahre jüngeren Achim von Arnim, deren Volksliedersammlung „Des Knaben Wunderhorn“ ihn sichtlich entzückt hat, zu: „Einen freundlichen Handschlag endlich reiche ich dem edlen A c h i m v o n A r n i m und seinem Getreuen, C l e m e n s B r e n t a n o. Was für einen reichen Garten voll Blumen alter kindlicher Einfalt haben sie uns vor die Augen gezaubert! Wie vieles gerettet, wie vieles aus dem Dunkel der Vergessenheit hervorgezogen! und wie freundlich und anspruchslos uns das alles dargereicht!“ Der Wissenschaftler in ihm fügt dann, nicht unberechtigt, noch an: „Möchten sie noch Ein Verdienst hinzufügen, g e n a u e Nachweisungen auf ihre Quellen, und bey der mündlichen Aufnahme auch die Nachricht, wo? in welchem Lande? und aus wessen Munde?“⁵²

Doch diese freudige Reaktion auf die Werke Junger bleibt vereinzelt. Ein 1810 beginnender Briefwechsel mit Jakob Grimm — wie fruchtbar hätte eine Zusammenarbeit beider Germanisten werden können! — geriet bald ins Stocken und endete nach drei Jahren mit gegenseitiger Enttäuschung, wobei nicht scharf zu trennen ist, wo bei Gräter leicht beleidigte Empfindlichkeit aufhörte und mißtrauische Zurückhaltung gegenüber dem Jüngeren begann.⁵³ Mißtrauen gegenüber den Leistungen der Jüngeren und das Gefühl einer unverdienten Zurücksetzung klingen auch in den Worten an, mit denen er 1809 die Abteilung „Minnelieder der teutschen Ritter“ in den „Lyrischen Gedichten“ rechtfertigte: „Die

⁵¹ Ebenda, S. XIII.

⁵² Ebenda, S. XXI f. — Achim von Arnim ist auch im Subskribentenverzeichnis der „Lyrischen Gedichte“ zu finden.

⁵³ Briefwechsel zwischen Jacob Grimm und Friedrich David Gräter aus den Jahren 1810 bis 1813. Herausg. von Hermann Fischer. Heilbronn 1877.

Minnelieder der deutschen Ritter würde ich unterdrückt haben, da jetzt so reichlich aus dieser Quelle der Vergangenheit für Literatur und Poesie geschöpft wird. Allein ich glaubte theils, daß sie als Versuche, die unter die ersten⁵⁴ nach Gleim und Göz gehören,⁵⁵ des Aufbewahrens nicht unwürdig seyen, theils erscheinen sie verbessert, wie ich hoffe, in jeder Hinsicht.“⁵⁶

Nach diesen Feststellungen ist es verständlich, wenn wir bei der Suche nach Erwähnungen von Zeitgenossen in Gräters Briefen und Schriften immer wieder zwei typische Situationen vorfinden, nämlich entweder die respektvolle Annäherung an das bewunderte Vorbild oder die Klage über den Verlust des Verehrten.

Als Beispiel diene uns einer der ersten, mit denen Gräter in näheren brieflichen Verkehr zu treten suchte, der als Bardendichter und als Kustos der Wiener Hofbibliothek berühmte Michael Denis (1729—1800), genannt „Sined der Barde“. 1789 sandte ihm Gräter mit den „Nordischen Blumen“ seinen literarischen Erstling, der „seine erste Entstehung Ihren vortrefflichen Übersetzungen einiger Skaldengesänge und den beygefügtten gelehrten Anmerkungen zu danken hat.“⁵⁷ Nachdem Denis das Buch mit „gütiger Nachsicht“ aufgenommen hatte, schickte ihm Gräter 1791 auch den ersten Band von „Bragur“ und bat um Mitarbeit.⁵⁸ Denis jedoch antwortete nicht, und selbst eine im Jahre 1796 wiederholte Bitte scheint ohne Erfolg geblieben zu sein.⁵⁹ Gräter nahm dem Siebzigjährigen sein Schweigen nicht übel und gedachte seiner später mit einem Nachruf:

Dem Barden Sined.

Am 29 September 1800.

Du Säng'er teutschen Vaterlands!
Wie herrlich seh' ich schon Dich nach Walhalla steigen!
Die Pforte öffnet sich! die Götter steh'n und schweigen!
Denn sieh'! Theresia und Teutschlands Joseph reichen
Dir dort, wie hier, den Eichenkranz!⁶⁰

Der in Ansbach lebende Johann Peter Uz (1720—1796), an den Gräter sicher bei der Abfassung seiner anakreontischen Gedichte gedacht hatte, nahm im Gegensatz zu Denis regen Anteil an seinem Verehrer. Auch er war, als „Bragur“ erschien, bereits in den Siebzigern. „Allein wie viel verdanke ich auch dem edlen, freund-

⁵⁴ Sperrung vom Verfasser.

⁵⁵ Gemeint sind Johann Wilhelm Ludwig Gleims Gedichte nach den Minnesingern. Berlin 1773, und seine Gedichte nach Walther von der Vogelweide. O. O. 1779. Die Erwähnung des Anakreontikers Johann Nikolaus Götz — ein anderer kann wohl nicht gemeint sein — in diesem Zusammenhang ist zunächst nicht ganz klar; offenbar denkt Gräter aber an einzelne Gedichte wie „Der zärtliche Liebhaber. (Nach einem Liede des Herzogs Heinrich von Breslau, aus dem dreyzehnten Jahrhundert.)“ oder „Des Frühlings Ankunft. Zwey Ringelgedichte aus einem Französischen Dichter des vierzehnten Jahrhunderts“ (Vermischte Gedichte von Johann Nikolaus Götz. Herausgegeben von Karl Wilhelm Ramler. 2. Tl., Mannheim 1785, S. 28—30 und S. 47 f.; ein ähnliches Stück S. 131—133). Götz' einschlägige Gedichte und Gräters deutlicher Bezug darauf weisen die Anakreontik bzw. deren Vorliebe für gleichgestimmte mittelalterliche Dichtung oder was sie dafür hielt als eine nicht zu vernachlässigende Wurzel des Aufblühens der altdeutschen Studien aus, die lange vor der Romantik Früchte brachte.

⁵⁶ Lyrische Gedichte ..., S. 11.

⁵⁷ Gräter an Denis, 15. 5. 1789; Joseph Friedrich Frh. von Retzer: Michael's Denis literarischer Nachlaß. 2. Abt., Wien 1802, S. 188.

⁵⁸ Dgl., 11. 1. 1791; Retzer, S. 188 f.

⁵⁹ Dgl., 24. 2. 1796; Retzer, S. 189 f.

⁶⁰ Lyrische Gedichte ..., S. 124.

lichen und in jeder Hinsicht ehrwürdigen und gelehrten Dichtergreise, dem unsterblichen Uz! Mit welcher Liebe Er mich aufnahm! wie warm er sich für Bragur interessirte, und wie herzlich theilnehmend er mir darüber schrieb, und mir Vorschläge machte, und mich ermunterte und ermuthigte! Ich konnte mich der Thränen nicht erwehren, als ich bald nach seinem Tode [1796] das verlassene Häuschen, aber seinen freundlichen Bewohner nicht mehr sah. Wenn du, theurer, edler, menschlicher Geist, an dem Throne deines Gottes, zu dem du, aufgefliegen mit feuerrothem Angesichte, nun entzückt, die höhere Theodicee' ertönen lässest, noch mit Deinem Herzen voll Güte an gute Menschen denkst, und zu uns herunterblickst, so nimm jene Thränen für die Sprache des heißesten Danks, den ich Dir nachgerufen habe. In meinem Herzen wird er, so wie meine Sehnsucht nach Dir, erhabener Sänger der reinsten Tugend, ewig unvergänglich seyn."⁶¹

Daß Johann Wilhelm Ludwig Gleim (1719—1803) in Halberstadt ein Freund und Förderer junger Talente war, hat sich auch an Gräter erwiesen. Zudem regte er, wie schon erwähnt, den fast fünfzig Jahre Jüngeren durch seine „Gedichte nach den Minnesängern“ zu ähnlicher Produktion an, die ihm das nicht nur als Höflichkeitsfloskel zu verstehende Kompliment entlockte: „Wäre vor 30. Jahren ein Gräter gewesen, o wie wären wir so weit!“^{61a} Ehrevoll für Gräter war vor allem Gleims Beurteilung der Bissula-Lieder, die dieser in der ersten, noch anonymen Veröffentlichung im „Bragur“ kennengelernt hatte. Gleim schrieb darüber: „Wer mag wohl der Y° seyn, der die schöne Dichtung von den Liedern eines R ö m e r s gedichtet hat? Sie zeigt von einem seltenen Genie.“ Nicht ohne berechtigten Stolz fügt der so Gelobte hinzu: „Ich weiß nicht, ob Gleim diese Lieder für eine wirkliche Erdichtung von mir hielt, oder ob er nur zu einer Uebersetzung dieser Art so viel eigene Dichtungskraft voraussetzte; aber in beyden Fällen ist diese unbefangene Aufmerksamkeit eines so großen Dichters verführerisch genug, um mich über die nochmalige Ausstellung dieses Kunstversuchs zu entschuldigen.“⁶²

Welche Bedeutung Johann Gottfried Herder (1744—1803) für die Entwicklung des jungen Gräter hatte, wurde an einer begeisterten Briefstelle schon gezeigt. Auch an ihn richtete Gräter eine Reihe von Briefen,⁶³ und ihn hat er vor allem als seinen Lehrmeister anerkannt. Sein Nachruf im „Neuen Teutschen Merkur“ deutet an, was er ihm verdankte: „Von wessen Geist und Herz der Vor- und Jetztwelt Herder die treffende Zeichnung entwarf, der ist auf immer für die Menschheit ein bleibender Lehrer, Freund und Rathgeber geworden, und sein Name wie Herders unsterblich; es sey ein alter Israelite oder ein späterer Araber und Perser, ein Hohepriester oder ein Bramane, ein Mönch oder Skalde, ein Meistersänger der In- oder Auswelt! denn er hat alle Gestalten angenommen, und alle Herzen durchschaut, und aller Sinn und Gefühl wie einen klaren Bach vor uns vorbeigeführt! Teutschland ist durch Herdern um eine ganze Welt reicher geworden!“⁶⁴

⁶¹ Bragur, 6. Bd., 2. Abt. (1800), S. 275. Briefe von Uz an Gräter enthält der Gräter-Nachlaß in der Landesbibliothek Stuttgart; gedruckt sind sie in: Zerstreute Blätter. Zweite Sammlung, Ulm 1824, VI. Abschnitt.

^{61a} Gräter an Fülleborn, 19. 12. 1795—4. 3. 1796 (Schiller-Nationalmuseum Marbach).

⁶² Gymnasiastisches Museum, S. XIV.

⁶³ Die Briefe, die sich in der Deutschen Staatsbibliothek Berlin befanden, sind dem letzten Krieg zum Opfer gefallen. Über Herder siehe auch unten S. 239—241.

⁶⁴ Neuer Teutscher Merkur, 8. Stück, August 1804, S. 241—244. Hier zitiert nach Narr, S. 38.

Die Wirkung Friedrich Gottlieb Klopstocks (1724—1803) auf Gräter als Dichter und Patriot kann kaum überschätzt werden. „Ich war“, erzählt er in seiner Selbstbiographie, „ein fünfzehnjähriger Jüngling, als ich Klopstocks Hermannsschlacht und Ringulphs Gesang ‚Als Varus erschlagen war‘ las — ach! verschlang und dann erst las und ewig mir vorsagte und keine höhere Glückseligkeit in meiner jugendlichen Phantasie mehr zu träumen wußte als den Eichenkranz des teutschen Barden.“ Am 30. 1. 1797, sechs Jahre nach dem ersten Erscheinen seiner Zeitschrift „Bragur“, wagte er es, dem so Verehrten ein Exemplar zu überreichen. Klopstock antwortete ihm allerdings erst auf einen zweiten Brief von 1799, in dem, ebenso wie in dem vorhergegangenen, Gräters Briefstil wohl einen Höhepunkt seiner Schwärmerei erreichte.^{64a} Wie sehr ihm Klopstock Vorbild war, haben, ähnlich wie bei der Anakreontik, die „Lyrischen Gedichte“ gezeigt. Treffend hat er darin in einem Epigramm sowohl den Sänger des christlichen Messias als auch den Erneuerer des alten Bardensangs umrissen:

Auf Klopstocks Grab.

Am 14 März 1803.

Hier, wo der Heiligste der Christusehrer liegt,
Unheil'ge Menschen, ihr! Unchristen wandelt nicht!

Auf die Kehrseite.

Hier flucht Unsterblichkeit dem Teutschen einen Kranz!
Verächter weicht des Teutschen Vaterlands!⁶⁵

Man kann ermessen, was es für Gräter bedeutete, als außer seiner Mutter und einem nahen Freund innerhalb eines Jahres auch die drei letztgenannten Dichter verstarben:

Nänie

am Schlusse des Jahres 1803.

Der Lenz begann noch kaum, da haben
Schon Vater Gleim und Klopstock sie begraben,
Und meinen Bruder Fülleborn!⁶⁶
Das war zuviel! Könn' ich der Götter Zorn
(So flehet' ich) mit diesen heißen Thränen
Doch mindestens für dieses Jahr versöhnen!
Allein der Sommer schloß, und in das Grab
Sank die, die mir zuerst die teutsche Harfe gab,
Sank meine Mutter auch hinab! Genug, genug der Leiden für
Genug, genug der Leiden für ein Jahr!
Doch in dem Buch des Schicksals war
Noch Ein Verlust für mich beschlossen!
Ich hört's, und meine Thränen flossen
Auf Vater Herders Grab!⁶⁷

Zu nennen wären an bekannten Namen noch Friedrich von Matthisson (1761 bis 1831), von dem in anderem Zusammenhang bereits die Rede war, Johann

^{64a} Abschrift des Klopstock-Briefes im Gräter-Nachlaß der Landesbibliothek Stuttgart; gedruckt in: Zerstreute Blätter I, 1822, S. 342—344. — Näheres über Gräters Briefwechsel mit Klopstock bringt das inhaltsreiche Buch von Ilse Tiemann: Klopstock in Schwaben. Diss. Greifswald 1937, S. 183—192.

⁶⁵ Lyrische Gedichte . . . , S. 125.

⁶⁶ Georg Gustav Fülleborn (geb. 1769), der Studienfreund Gräters, starb im Februar 1803 als Professor am Elisabethgymnasium zu Breslau (vgl. auch: Ueber eine griechische Nachbildung . . . , S. 6, Anm.). Gräters Briefe „Ueber den Geist der Nordischen Dichtkunst . . .“ (siehe Anm. 11) sind an ihn gerichtet.

⁶⁷ Lyrische Gedichte . . . , S. 128.

Heinrich Voß (1751—1826), mit dem Gräter in Briefwechsel gestanden haben soll,⁶⁸ ohne daß sich bis jetzt Näheres darüber ermitteln ließ, und Johann Peter Hebel (1760—1826), der — kein Wunder bei den alemannischen Bezügen — von den Bissula-Liedern sehr angetan war.⁶⁹

Als einzigen Angehörigen des Sturm und Drang finden wir Christian Friedrich Daniel Schubart (1739—1791), den die Betonung des Vaterländischen in „Bragur“ mit Gräter verband. Kurz vor seinem Tode konnte er in seiner „Vaterlandschronik“ das erste Heft von Gräters Unternehmen anpreisen: „Hier, Biedermann Gräter, meine Hand! Auch meine Pulse schlagen in ächtdeutschem Takte. Fahre fort für die Ehre deines Vaterlandes zu arbeiten; sey's auch nur ein duftender Eichenzweig, der um deine Schläfe schattet; es ist doch Lohn.“⁷⁰ Als der so Angesprochene später bei einem Bekannten gerade das Bragur-Heft aus Schubarts Nachlaß entdeckte, das er diesem zugeschickt hatte, schrieb er in Erinnerung daran nieder: „Dieß alles fiel mir bey der Erblickung des Exemplars von Bragus wieder bey, und erneuerte die alte Wehmut meines Herzens. Hausleutner [der Bekannte] ehrt auch das Andenken des Verewigten als ein biederer Deutscher, und hat bey der Versteigerung seiner Literatur und Kunstsachen Schubarts Tischorgel an sich gekauft, auf welcher er, wie er mir sagte, nur in Augenblicken tiefer Empfindung und jedesmal mit einer Art von Ehrfurcht spielt. Auch ich nahte mich mit Ehrfurcht derselben, und war begierig, einige von den sanften Tönen zu hören, die der feuervollste und geistreichste Spieler einst so bezaubernd ihr zu entlocken und zu den mannigfaltigsten Harmonien zu verbinden wußte.“⁷¹

Den für Gräter wichtigsten Namen haben wir noch nicht erwähnt: es ist Christoph Martin Wieland (1733—1813), der in Gräters Leben den alle andern überstrahlenden Leitstern darstellte und in dessen Familie ebenso Gräter eine größere Rolle spielte, als aus den gelegentlichen Erwähnungen in den Wieland-Biographien zu entnehmen ist. Viele Briefe gingen zwischen Gräter und der Familie Wielands hin und her, und persönliche Aufzeichnungen ergänzen das Bild, das wir uns von der Freundschaft der beiden machen können. Aus der Fülle des vorliegenden Materials wollen wir wenigstens eine Auswahl des Wichtigsten mitteilen.⁷² Den ersten Schritt zur Bekanntschaft tat Gräter, als er sich am 8. Juni 1794 mit der Bitte an Wieland wandte, dieser möge ihm die Adresse eines Mitarbeiters am „Neuen Teutschen Merkur“ mitteilen.⁷³ Eineinhalb Jahre danach, Gräter hatte inzwischen Beiträge zu Wielands Zeitschrift eingesandt, spricht Wieland bereits von „warmer Achtung und Zuneigung“ gegenüber Gräter und bezeichnet ihn als einen Mann, „den ich, seiner Denkart, seinem Geschmacke, seinem Herzen und seinen Lieblingsstudien nach, für einen meiner nächsten Geistesverwandten zu

⁶⁸ Johann Gottfried von Pahl: Denkwürdigkeiten aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Tübingen 1840, S. 83. — Im Nachlaß von Heinrich Voß in der Bayerischen Staatsbibliothek München haben sich keine Briefe Gräters erhalten.

⁶⁹ Narr, S. 38.

⁷⁰ Mein Besuch bey Amalien . . ., S. 97. — Schubarts von Gräter im Auszug zitierte Ankündigung war in der Nr. 63 vom 9. 8. 1791 (S. 525 f.) der „Chronik“ erschienen.

⁷¹ Ebenda, S. 100 f.

⁷² Der Verfasser gedenkt das Verhältnis Gräters zu Wieland an Hand von ungedruckten Quellen bei anderer Gelegenheit ausführlicher darzustellen. Gelegentliche Mitteilungen ohne Quellenangabe stammen aus dem dort vorzulegenden Material.

⁷³ Gräter an Wieland, 8. 6. 1794 (Hs: Sächsische Landesbibliothek Dresden, h 37, 4°, Bd. 62, Nr. 1).

halten, so viele Ursache habe“.⁷⁴ Nun wurde der Briefwechsel rasch vertraulich. Gräter legte „Papa Wieland“, als welcher sich dieser hier in der Tat erwies, seine Ausonius-Übersetzung zur Beurteilung und Verbesserung vor⁷⁵ und erhielt nach Erscheinen seiner „Lyrischen Gedichte“ höchstes Lob aus Weimar: „Tausendfachen Dank, lieber Gräter, für das schöne Exemplar Ihrer Gedichte! Darf ich Ihnen gestehen, daß Sie mir durch den Reichthum, die Mannigfaltigkeit, Genialität und Anmuth Ihres lyrischen Talents aufs angenehmste überrascht haben? Sie haben sich dadurch einen Platz unter den vorzüglichsten Lyrikern Deutschlands erworben.“⁷⁶

Zur persönlichen Begegnung kam es 1796, als Wieland auf seiner Schweizerreise in Hall Station machte und im Gasthof als einzigen Besucher seinen Verehrer Gräter empfing, und im Herbst 1797, als Gräter seinen langgehegten Traum vom Besuch in Oßmannstedt wahrmachen konnte. Wieland und seine Familie lernten auch bei dieser Gelegenheit ihren Gast schätzen. „Herr Gräter ist mir ein zu angenehmer Gast gewesen, als daß ich es nicht beklagen sollte, daß ich seines mir so werthen Umgangs nicht länger und vollständiger habe genießen können“, schreibt der Dichter an den Städtmeister von Hall. „Er nimmt, indem er von uns scheidet, mein Herz, und die Achtung meiner ganzen Familie und aller, die ihn hier kennen lernten (worunter auch unser Durchl. regierende Herzogin ist) mit sich — und wüßte ich nicht, daß er Ew. Hochwohlgeboren schon lange durch sich selbst auf's beste empfohlen ist, so würde ich mich gedrungen fühlen, ihn Ew. Hochwohlgeboren als einen jungen Mann, dessen vorzügliche Talente, gelehrte Kenntnisse und bereits erworbener Ruhm, aber (was noch mehr als dieß alles ist) dessen Geist und Herz ihm überall die Achtung und Liebe der besten Menschen zuzieht, und der in jedem Betracht eine Zierde Ihrer Reichsstadt ist, auf's angelegenste zu empfehlen.“⁷⁷

Bei persönlichen Schwierigkeiten sprach Wieland dem Melancholiker gut zu: „Daß Sie, als Sie an Ihrem letzten Brieflein . . . drucksten, nicht bey guter Laune waren, ist etwas menschliches. Non si male nunc, et olim sic erit. Ich darf mich nur in Ihre Lage hineindenken — so bin ich sehr geneigt, Ihnen noch viel mehr zu gut zu halten. Flüchten Sie sich, sobald Sie können, nach Oßmanstätt, wo jedermann (inclusive der Damen) Sie lieb hat, und wo es Sorgen und Grillen nicht erlaubt ist, sich innerhalb meiner Zaun- und Pfahlgerechtigkeit blicken zu lassen. Inzwischen, lieber Herr und Freund, leben Sie wohl, und wehren sich gegen Fliegen und Grillen mit Händen und Füßen.“⁷⁸

Anfang 1798 erreichte Gräters Stimmung einen Tiefpunkt, den er den Weimarer Freunden mittheilte: „Einer größern Geistesstumpfheit und unerträglichen Indolenz und Gleichgültigkeit, womit ich alles um mich her betrachtete, und einer erklärten Abneigung gegen allen Scherz erinnere ich mich seit vielen Jahren nicht . . . Ich weiß nicht, ob dieß der Anfang einer Seelenkrankheit oder eine Krisis zu ihrer

⁷⁴ Wieland an Gräter, 26. 1. 1796; Ausgewählte Briefe von C. M. Wieland an verschiedene Freunde in den Jahren 1751 bis 1810 geschrieben und nach der Zeitfolge geordnet. 4. Bd., Zürich 1816, S. 78 f.

⁷⁵ Wieland an Gräter, 11. 8. 1797; ebenda, S. 170.

⁷⁶ Wieland an Gräter, 1. 1. 1810; ebenda, S. 290 f. Über die Entwicklung des Briefwechsels mit Wieland spricht Gräter auch in seinem Brief an Fülleborn vom 19. 12. 1795—4. 5. 1796 (Schiller-Nationalmuseum Marbach), von Wielands Besuch in Schwäbisch Hall (5. 9. 1796) erzählt er im Brief vom 13. 7. 1800 an den selben Empfänger (ebd.).

⁷⁷ Wieland an von Jemgumer-Closter; ebenda, S. 174 f.

⁷⁸ Wieland an Gräter, 11. 8. 1797; ebenda, S. 171 f.

Genesung ist.“⁷⁹ In diesem Zustande, der ihn zur vertraulichen Aussprache drängte, schrieb er den langen, denkwürdigen Brief vom 14. 1. bis 1. 3. 1798,⁸⁰ der eines der unmittelbarsten Zeugnisse von Gräters inneren Schwierigkeiten darstellt. Man bemerkt, wie ihm das Schreiben-Können an einen vertrauten Freund gleichsam Halt gibt, und es ist kein Zufall, daß dieser Freund gerade Wieland war.

An Wielands Enkelin Wilhelmine Schorcht schrieb er einmal, was ihm der Dichter bedeutete, nachdem er gerade einen Band von dessen Cicero-Übersetzung zugesandt bekommen hatte: „Sagen Sie I h m, dem Herrlichen, aufs neue, wie zärtlich ich Ihn liebe, wie innig ich Ihn verehere! und was für ein theures, heiliges Kleinod mir das Geschenk der Ciceronischen Briefe aus den eigenen Händen unsers Cicero, Wielands ist! und wie stolz ich darauf bin!“⁸¹ An dieser Verehrung nahm auch seine Frau Anteil, „die von Jugend auf viel gelesen hat, aber an den Schriften unsers unsterblichen Wielands sich niemals satt liest, und bey jedem Ruhepuncte des Hauswesens wenigstens in den geliebten Oberon blitzt ...“⁸² Einen der perönlichsten Briefe an Wilhelmine schrieb er nach Erhalt der Todesnachricht: „Nachdem ich ausgeweint habe (denn ich schäme mich nicht, meine Thränen zwischen meinen vier Wänden Ihnen, theure Wilhelmine, aufrichtig zu gestehen) setze ich mich her, um Ihnen selbst — einen Trost zu geben? Nein, wahrlich nicht! D a z u b i n i c h w e n i g s t e n s i n d i e s e m A u g e n b l i c k e n i c h t f ä h i g. I c h b i n e r s c h ü t t e r t u n d g e b e u g t. V o r e i n e r S t u n d e w a r e s, d a ß m e i n e F r a u m i t T h r ä n e n i m A u g e u n d g e b r o c h e n e r S t i m m e (denn auch sie, unbekannt, war mit Zärtlichkeit dem theuren Todten zugethan) zu mir hereintrat: ‚Ein Brief von Weimar, schwarz gesiegelt!‘ Ich nahm oder entriß ihr ihn vielmehr, sah Ihre Hand, Theure — W i e l a n d i s t t o d t ! s a g t i c h, u n d d e r G e d a n k e d u r c h f u h r m e i n e g a n z e S e e l e! A c h! g e w i ß, L i e b e, s o i s t e s!“⁸³

Einen gewissen Trost konnte es ihm bedeuten, daß ihm 1815 Wielands Tochter Lotte Geßner im Namen der Familie die Vollendung der Übersetzung der Briefe Ciceros antrug, an der Gräter seinerzeit innigen Anteil genommen hatte. „Ich freue mich“, schrieb er an Wilhelmine, „dem großen und ehrwürdigen Schatten Ihres herrlichen Großvaters und Erziehers damit ein letztes Opfer meiner Verehrung, Liebe und Dankbarkeit darbringen zu können.“⁸⁴

Damit sind alle berühmten oder wenigstens bekannten Dichterpersönlichkeiten erwähnt, die in Beziehung zu Gräter standen. Dabei fällt auf, daß die Namen Goethe und Schiller noch kein einziges Mal berührt wurden, obwohl Gräter die beiden Großen und ihre Werke sicher kannte. Enthielt ja schon die Schrift „Von deutscher Art und Kunst“, die den Studenten so begeistert hatte, Goethes bahnbrechenden Aufsatz „Von deutscher Baukunst“. Bereits Heinrich Döring hat diese Tatsache

⁷⁹ Gräter an Wieland, 3. 2. 1798 (Hs: Germanisches Nationalmuseum Nürnberg, Sammlung Böttiger, Kapsel 9).

⁸⁰ Gräter an Wieland, 14. 1. bis 1. 3. 1798 (Hs: ebenda).

⁸¹ Gräter an Wilhelmine Schorcht, 14. 2. 1811 (Hs: Wieland-Museum Biberach). Die von Wieland an Gräter geschenkten Bände seiner Cicero-Übersetzung, z. T. mit eigenhändiger Widmung, befinden sich heute in der Bibliothek des Wieland-Museums Biberach.

⁸² Gräter an Wilhelmine Schorcht, 20. 6. 1812 (Hs: ebenda).

⁸³ Gräter an Wilhelmine Schorcht, 2. 2. 1813 (Hs: ebenda). Gräters Nachruf auf Wieland in Idunna und Hermode (2. Jg. 1813, Nr. 9, S. 44) beruht z. T. auf den ihm von Wilhelmine mitgeteilten Einzelheiten über Wielands letzte Tage.

⁸⁴ Gräter an Wilhelmine Schorcht, 28. 9. 1815 (Hs: ebenda). — Nachzutragen wäre hier der Gedanke Gräters, einen deutschen Homer dann kommen zu sehen, „wenn ein und derselbe Kopf Klopstocks Kraft und Wielandschen Geist in sich vereint“ (vgl. S. 100).

erwähnenswert gefunden und dazu bemerkt, Goethes und Schillers literarische Tätigkeit sei „von der seinigen zu verschieden, um mit beiden in nähere Beziehung zu kommen“.⁸⁵ Wirklich stoßen wir bei ihm nur auf vergleichsweise belanglose Äußerungen, wie etwa die gelegentliche Erwähnung eines Goethe-Zitats in einer seiner Zeitschriften oder die Anerkennung von „Hermann und Dorothea“ als einer der „bedeutendsten Früchte“ der Einführung des Hexameters in der deutschen Dichtung.⁸⁶

Unsere Verwunderung wird fast zur Befremdung, wenn wir lesen, wie Gräter zum Beispiel das 1792 herausgebrachte Schauspiel „Clara von Hoheneichen“ des heute als Trivialautor angesehenen Christian Heinrich Spieß (1755—1799) beurteilt.⁸⁷ Er nennt es ein „Meisterstück der tragischen Kunst, hingeworfen mit Shakespears Geist“. Es „erschütterte die Zuschauer, und war wie ein schrecklich wüthendes Gewitter, das endlich in Wohlthat zerfloß, die das geängstigte Herz kaum zu fassen vermochte. Und wie schienen die Charaktere so kühn gedacht und mannvest hingestellt.“⁸⁸ Selbst wenn man bedenkt, daß das Urteil auch literarisch Gebildeter über zeitgenössische Produkte in Wirklichkeit oft ganz anders ausfiel, als es sich den Nachgeborenen und der rückblickenden Literaturgeschichtsschreibung darstellt — man vergegenwärtige sich etwa die Bedeutung Kotzebues —, so ist die Begeisterung für Spieß und die offensichtliche Ignorierung Goethes und Schillers nur schlecht zu begreifen.

Und doch müssen die beiden Großen Gräter irgendwie berührt haben, sonst hätte er nicht so heftig reagiert, als er im Herbst 1796 den „Musen-Almanach für das Jahr 1797“ mit den „Xenien“ in die Hände bekam. Gräters Antwort darauf war nur eine flüchtige Gelegenheitsarbeit, sie war nicht zur Veröffentlichung bestimmt und ist sogar gegen seinen Willen erhalten geblieben, für uns stellt sie das wohl bemerkenswerteste Zeugnis unter allen seinen Dichtungen dar. Entstanden ist es um das Jahresende 1796 aus der Stimmung des Ärgers und der Empörung über die Respektlosigkeit der Weimarer heraus. Da „hab’ ich denn“, schreibt er an Wieland, „... so viele, die ich theils persönlich, theils durch Briefe, theils aus Schriften hochachten und lieben gelernt hatte, so bübisch behandelt gefunden, daß es mich bis in die innerste Seele indignirte ... Fast gerathe ich doch in Versuchung, Ihnen noch einige von meinen extemporanen Parodien (jedoch sub rosa, und mit der ernstlichen Bitte, diese Zeilen nach der Lesung sogleich zu vertilgen) mitzutheilen.“⁸⁹ Und nun folgen zweiunddreißig Antixenien, die wir im Vergleich mit den anderen damals erschienenen Gegenschriften zu den gelungensten und geistvollsten zählen müssen. Wieland ist der Bitte, die Blätter nach der Lektüre zu vernichten, nicht nachgekommen, er hat nur, um bei einer eventuellen Entdeckung des Briefes den Verfasser nicht bloßzustellen, Anfang und Schluß beseitigt und einige wahrscheinlich zu grobe Stellen unleserlich gemacht. Wollen wir einige Stücke, soweit sie Gräters Verhältnis zu Goethe und Schiller beleuchten, herausheben:⁹⁰

⁸⁵ Döring, S. 96.

⁸⁶ Lyrische Gedichte ..., S. 14.

⁸⁷ Mehr als literarische Kuriosität kamen Spieß' Biographien der Selbstmörder jüngst wieder zu Ehren (Neuwied 1964).

⁸⁸ Mein Besuch bey Amalien ..., S. 47.

⁸⁹ Unbekannte Antixenien ... (vgl. die folgende Anm.), S. 278 f.

⁹⁰ Siehe meinen Aufsatz: Unbekannte Antixenien von Friedrich David Gräter. In: Archive und Geschichtsforschung. Fridolin Solleder zum 80. Geburtstag dargebracht. Neustadt a. d. Aisch 1966, S. 274—286. Hier sind sämtliche Gräterschen Antixenien mit allen Einzelnachweisen mitgeteilt. Die in der obigen Auswahl angegebenen Nummern sind hieraus entnommen.

Ein Anliegen ist ihm, die seiner Meinung nach zu Unrecht angegriffenen Persönlichkeiten zu verteidigen. Er erregt sich etwa über die Ausfälle gegen Adolf Heinrich Friedrich Schlichtegroll (1765—1822), den Herausgeber des bekannten „Nekrologs der Deutschen“, ^{90a} und antwortet auf das Xenion gegen Karl Wilhelm Ramler (1725—1798), der wegen seiner Gewohnheit, die Dichtungen anderer zu verbessern, als Krebs, der „manch lyrisches Blümchen“ mit der Schere zu Tode „kneipe“, verspottet worden war:

[9] Der Krebs in Berlin.

Leihe doch deine Schere nie mehr den undankbaren Leuten,
Die über kurz oder lang dafür dich werfen mit Koth.

Auch Christian Gottfried Schütz (1747—1832), an dessen „Allgemeiner Literatur-Zeitung“ Gräter mitarbeitete und den er im Jahr darauf persönlich besuchte, verteidigt er:

[10] Der Schütz.

Schütz liebt freylich den Spaß, und versteht ihn; aber den euren
Kann man nicht lieben, und auch wahrlich noch minder verstehn.

Selbstverständlich fehlt eine Huldigung an Wieland nicht:

[12] An Wieland.

Wieland, wie groß ist dein Geist! Das kann man nun erst empfinden,
Sieht man, wie klein und wie dumm Deine Rivalen noch sind!

Eine andere Gruppe von Antixenien greift Goethe, den Gräter übrigens für den alleinigen Verfasser der Xenien hielt, und Schiller⁹¹ direkt an:

[2] Die große Ep.

Einen Sch* und G* hat das Jahrhundert geboren:
Aber ihr großes Geschrey findet ein kleines Gehör.

[11] Wohlfeile Achtung

Ist man erhaben wie ihr, so wird man auch billig erhoben:
Eins ist die Frage nur noch. Das ist die Frage: wohin?

Der Freundschaft zwischen Goethe und Schiller ist wahrscheinlich das folgende Epigramm gewidmet:

[13] An G**

Meynst du, er werde größer, wenn du die Schultern ihm leihest?
Er bleibt klein wie zuvor, du hast den Höcker davon.

Und sogar vor Goethes Privatleben, über das er also Bescheid gewußt haben muß, scheut Gräter nicht zurück:

[5] Die Kunst zu lieb.

Nimmer bedarfst du zum Lieben der Kunst, du glücklicher G**,
Denn die Natur hat für dich mehr als zuviel schon gethan.

Zur dritten Gruppe von Antixenien wurde er angeregt durch ein von dem Nürnberger Verleger Frauenholz herausgebrachtes Kupferstichporträt Schillers, das nach dem bekannten Gemälde von Anton Graff gestochen war.⁹² Während es Schillers Freunde ähnlich fanden und als gelungen bezeichneten, ärgerte sich Gräter

^{90a} Gräter war Schlichtegroll vor allem deswegen wohlgesonnen, weil dieser, „der edle Würdiger der Todten“, seinem väterlichen Freund Böckh im „Nekrolog“ ein „treffendes Denkmal“ gesetzt hatte (vgl. Lyrische Gedichte, S. 99). Auf seiner Reise nach Oßmannstedt machte er in Gotha Schlichtegroll wiederholt seine Aufwartung.

⁹¹ Näheres über einen „kühlen Empfang“, den Schiller Gräter bereitet haben soll, ließ sich noch nicht feststellen (vgl. Irmgard Schwarz: Friedrich David Gräter ... Greifswald 1935, S. 20).

⁹² Neuerdings abgebildet im Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft XI/1967, nach S. 632, dazu Text S. 641.

an der „über alle Affektation hinausgehenden sterbenskranken Stellung“, die er an dem Dargestellten zu erkennen glaubte. Von hier aus werden die folgenden Stücke verständlich:

[23] Hinc illae lacrymae.

Kennt ihr den kranken Poeten? Ihr guten Seelen, habt Mitleid!
Allzuviel Weyhrauch hat ihm, ach! das Köpfchen verrückt!

[24] Discretion.

Oeffnet leise die Thür! Er schlummert! Griechenlands Götter
Machen voll Ehrfurcht ihm itzt ihre Verbeugung im Traum.⁹³

[25] Indiscretion.

Aber was Henkers! wer wird denn immer nur warten und dastehn?
Ist's denn der Sonnengott selbst? Scheint's denn? Es schillert ja nur.

[30] Peccatus intra & extra.

Ja, das weiß ich, man liebt und bewundert mich drinnen und draußen:
Frau des bewundertsten Mannes! sag mir, was ist wohl zu thun?

[31] Echo!

Auch ich weiß es, man liebt und bewundert dich drinnen und draußen:
Trautes Männchen! so nimm dich noch zusammen einmal!

[32] Recidiv.

Weh mir! es ist mir so weh! Nur etwas zum riechen! Ich falle
Schon in Ohnmacht, und nun werden die Sinne vergehn!

Man sieht aus diesen doch recht gelungenen Antixenien, Gräter war über Leben und Werk der großen Weimarer wohl informiert. Warum er sie mit mißtrauischer Distanz betrachtete, welchen Eindruck ihre Werke auf ihn machten, warum er über sie und ihre Dichtungen schwieg, können wir nur vermuten.

*

Wir haben versucht, die geistesgeschichtliche Stellung Friedrich David Gräters zu umreißen. Bei flüchtiger Betrachtung seiner Lebensdaten, er ist neunzehn Jahre nach Goethe geboren und drei Jahre vor ihm gestorben, und seiner Neigung zur Poesie der alten Völker glaubt man, ihn in die geistige Umwelt der Romantiker einreihen zu müssen. Die nähere Beschäftigung mit ihm zeigt jedoch in eindringlicher Übereinstimmung, daß er stets ein Kind der Aufklärung, ein Vertreter des 18. Jahrhunderts geblieben ist.⁹⁴ Dies lehrt uns einmal mehr, wie fragwürdig die eingefahrenen Epochenbezeichnungen werden, wenn man den Blick weg von den Großen und hin auf die durchschnittlichen Vertreter des geistigen Lebens richtet, wenn man weniger in die Geschichte der führenden Ideen allein, sondern auch mehr in die Geschichte der breiten Bildung eindringt und wenn man sich bemüht, sein Urteil nicht nur aus der heutigen Sicht, sondern ebenso aus der Sicht der Zeit zu fällen. Auf diesem Gebiet, meinen wir, stellen sich der Forschung noch wichtige Aufgaben, und daraus möge sich auch rechtfertigen — mehr als durch die Feier des 200. Geburtstages —, daß Friedrich David Gräter der Vergangenheit entrissen wird.

⁹³ Anspielung auf Schillers Gedicht „Die Götter Griechenlands“.

⁹⁴ Daß Gräter mit dieser „anachronistischen“ Haltung nicht allein stand, zeigt etwa das anregende Kapitel „Ausläufer der Rokokodichtung. Epigonen“ in dem Forschungsbericht von Alfred Anger: Literarisches Rokoko. Stuttgart 1962, S. 31—34 (Realienbücher für Germanisten. Abt. Literaturgeschichte).

Braga und Hermode

oder

Neues Magazin

für die

vaterländischen Alterthümer

der Sprache, Kunst und Sitten.

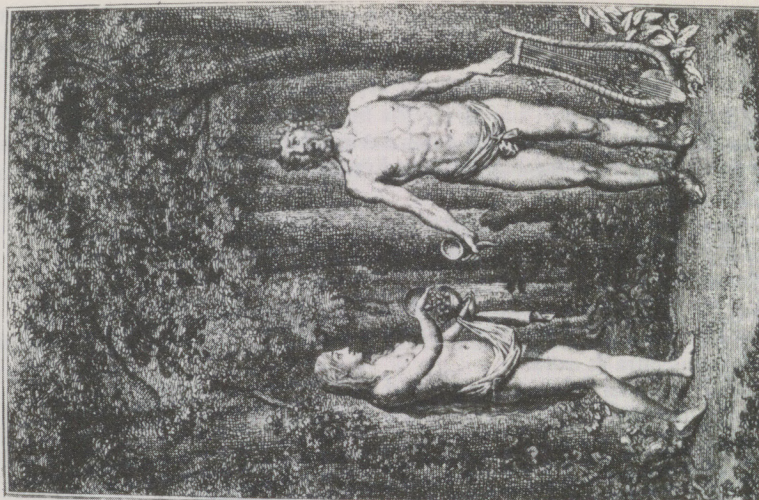
Erster Band.
Erste Abtheilung.

Mit einem Zinkstempel von Daniel Eppendorff und
einem Notenblatte.

Leipzig,

bei Heinrich Gräff

1796.



*Mein Vaterland ihr Edlen ein Braut!
aus ihrer goldenen Schaal! Jüdenma
Den, Apfel der Unsterblichkeit auch!*

97

Gräters Beitrag zur Volksliedforschung

Von Hermann Bausinger

Wer Aufgaben der Lokalgeschichte anpackt, und zumal wer durch ein Jubiläum in die Rolle des Festredners gedrängt wird, der gerät leicht in Versuchung, die Maßstäbe zu verrücken und so bloß-antiquarische Geschichte in monumentale zu verwandeln. Wo Unkenntnis die übrige Landkarte weiß läßt, heben sich die Entdeckertaten farbiger hervor; wo sich die weihevolle Stimmung auf den einen zu Feiernden konzentriert, lassen sich die Vorläufer, Mitstreiter und Konkurrenten leicht vergessen. In der Tat: es liegt nahe zu sagen, daß Friedrich David Gräter schon 1793 zum Sammeln von Volksliedern aufgerufen habe, daß er die romantische Begeisterung für die volkstümlichen Überlieferungen vorwegnahm, daß er das Volkslied bereits zum Gegenstand wissenschaftlicher Beschäftigung gemacht hatte, als Arnim und Brentano, die späteren Herausgeber des berühmten Wunderhorns, vielleicht gerade die ersten Volkslieder singen hörten — kurz: daß es gelte, diesem Verkannten endlich den Rang eines geistesgeschichtlichen Pioniers zu sichern. Geht man mit diesem Anspruch an die allzu glatten Schemata der gängigen Geistesgeschichte heran, dann erscheint er keineswegs unberechtigt; die Volksliedsammlung und Volksliedforschung ist nun einmal kein Produkt der deutschen Romantik allein, und sie beginnt nicht erst mit dem Wunderhorn. Sie beginnt aber freilich, wie man ehrlicherweise hinzufügen muß, auch nicht mit Gräter.

Schon der Name Herder, den Gräter ja nirgends verschweigt, weist auf die große Vorgabe hin, die Gräter eingeräumt war; mit dem Namen Herders sind die eigentlichen Entdeckertaten auf diesem Gebiet verknüpft, und er war der mächtige Anreger, der in immer neuen Appellen die Bedeutung der Volkslieder herausstellte. Schon 1764 hatte er erstmals auf die „unbekannten anakreontischen Gesänge noch roher Völker“ hingewiesen;¹ 1767 forderte er, jeder solle sich nach „alten Nationalliedern“ umsehen; 1771 schrieb er seine berühmte, zwei Jahre später veröffentlichte Abhandlung „Über Ossian und die Lieder alter Völker“; und 1778/1779 brachte er die beiden Teile seiner Sammlung „Volkslieder“ heraus. Liest man Herders Entwürfe und Hinweise in Abhandlungen, Vorreden und Briefen in ihrer dynamischen, drängenden und im wahren Wortsinn prägnanten Sprache, dann gibt es kaum einen Zweifel daran, daß er die Fackel der Volksliedbegeisterung entzündete, und daß Gräter — so könnte man das Bild ausmalen — diese Fackel nur übernahm, daß er den fast verglimmenden Funken bewahrte und dem neuen Jahrhundert übermittelte, in dem daraus das Feuer romantischer Sammel Leidenschaft entstand.

Dieses Bild ist sicherlich nicht ganz falsch; aber es ist auch keineswegs völlig richtig. Es ist zu linear und muß ins Flächige erweitert werden; dann wird deutlich, daß auch Herder in der literarisch-folkloristischen Landschaft der Zeit nicht als

¹ Vgl. hierzu und zum folgenden die klare Darstellung von Heinrich Lohre: Von Percy zum Wunderhorn. Beiträge zur Geschichte der Volksliedforschung in Deutschland (= Palaestra 22). Berlin 1902, S. 9 ff. Lohre gibt auch eine ausführliche Würdigung der Leistungen Gräters, mit der sich dieser Aufsatz verschiedentlich berührt.

erratischer Block dasteht, daß sich vielmehr auf allen Seiten andere — kleinere, aber keineswegs ganz zu ignorierende — Sammler und Interessenten um ihn scharen. Auf allen Seiten: die in der geistesgeschichtlichen Klassifizierung so ängstlich und betont geschiedenen Richtungen vereinen sich mehr oder weniger, rücken einander zumindest sehr nahe in ihrem lebhaften Interesse an der Volkspoesie. Die Dichter des Göttinger Hains sahen im Volkslied den Ausdruck echter Empfindsamkeit; Johann Heinrich Voß wollte mit Hölty Deutschland durchwandern und das Leben der Landbewohner in Liedern und Idyllen darstellen; Gottfried August Bürger schuf den Typus der künstlerisch geformten Volksballade (oder, wie man ebensogut sagen könnte: der volkstümlichen Kunstballade) und schrieb seinen „Herzensausguß über Volkspoesie“, der freilich auch ein Aufguß, eine Variante zu Herders Ossianaufsatz war. Johann Wilhelm Ludwig Gleim publizierte 1772 seine „Lieder für das Volk“, und dieser Titel war maßgebend für Herders Wortprägung „Volkslied“;² Idyllik und Sturm und Drang waren offenbar so weit auseinander nicht — teilweise, weil die Idyllik der damaligen Zeit doch ein recht ernsthaftes und mitunter auch kraftvolles Rollenspiel war, teils aber auch, weil selbst im elementaren Wollen der Sturm- und Drang-Poetik noch ein Stück Verkleidung und theatralische Verwandlung wirksam war.

Aber auch die Grenzen zwischen der Aufklärung und den verschiedenen Bereichen der Vorromantik sind längst nicht so klar, wie es eine Geschichtsschreibung nahelegte, für die Aufklärung a priori eine Art Schimpfwort, Romantik dagegen ein Begriff der Verheißung und der Erfüllung war. Gewiß, als der Berliner Aufklärer Friedrich Nicolai — der im Gegensatz zu vielen anderen so Etikettierten das Etikett des Aufklärers fast ohne Einschränkung verdient — in den Jahren 1777 und 1778 seine parodistische Volksliedersammlung „Eyn feyner kleyner Almanach“ herausgab mit einer fingierten Vorrede und in plump archaisierender Orthographie, da sprach Herder von einer ausgegossenen „Schüssel voll Schlamm“³ und fühlte sich schwer getroffen, obwohl Nicolais Parodie eher gegen Bürger gerichtet war; und die Vermutung, daß Herders etwas müde geratenes Vorwort zu seiner Liedersammlung eine unmittelbare Folge dieser Verstimmung war,⁴ besteht sicherlich zu Recht. Aber trotz dem ironischen Grundton der Vorreden Nicolais handelt es sich um die erste weitgehend zuverlässige deutsche Volkslieder-Sammlung mit weitgehend zuverlässigen Quellenangaben, und es ist kein Zufall, daß ihr Verfasser ständig hin und her schwankte zwischen der Absicht, die Banalität der Volkslieder aufzudecken und so deren Enthusiasten der Lächerlichkeit preiszugeben, und der entgegengesetzten, „solche Lieder aus der Dunkelheit zu ziehen, die wahre Naivität haben“.⁵ Naivität ist in diesem Zusammenhang ein auszeichnender Begriff, und die Hochschätzung des Einfachen, Naiven verbindet vielfach Aufklärer und sogenannte Vorromantiker, auch wenn es sie nicht immer verbündet.

² Paul Levy: Geschichte des Begriffes Volkslied. Berlin 1911, S. 8f. Vgl. auch Gottfried Weißert: Das Mildheimische Liederbuch (= Volksleben Bd. 15). Tübingen 1966, S. 120.

³ Johannes Bolte: Nachwort zu Friedrich Nicolais Volkslieder-Almanach 1777—1778, Wiedergabe der Reichsdruckerei, Weimar 1918, S. 16. Vgl. Verf.: Formen der „Volkspoesie“. Berlin 1968, S. 15—17.

⁴ H. Lohre: Von Percy zum Wunderhorn, S. 21.

⁵ Brief an Justus Möser vom 15. Oktober 1776. Vgl. Johannes Bolte: Nachwort zu Friedrich Nicolais Volkslieder-Almanach 1777—1778, Wiedergabe der Reichsdruckerei, Weimar 1918, S. 12.

Der Weg von Herder zu Gräter ist jedoch nicht nur in die deutsche Landkarte des Volksliedinteresses mit ihren recht dicht gedrängten Positionen und ihren mannigfachen Schattierungen einzuzichnen; er gehört vielmehr auch zu einem weiteren, europäischen Verbindungsstück der Geistesgeschichte. Zwei Namen sind es, mit denen alle deutschen Bemühungen um das Volkslied für Jahrzehnte verknüpft sind: Ossian und Percy. Wenigstens mit ein paar Andeutungen sei in Erinnerung gerufen, worum es sich handelt. Im Jahre 1760 brachte der schottische Dichter und Übersetzer James Macpherson eine Sammlung von Liedern unter dem Titel „Fragments of Ancient Poetry, collected in the Highlands of Scotland and translated from the Gaelic or Erse Language“ heraus. Er gab die Lieder als Dichtungen eines blinden gälischen Barden Ossian aus, der im 3. Jahrhundert nach Christus gelebt hatte. Ossians Gesänge wurden begeistert aufgenommen; in den Werken Herders, Hamanns und Goethes spiegelt sich diese Begeisterung. Erst allmählich entbrannte der Streit um die Echtheit der Lieder, in den — ich komme noch darauf zu sprechen — auch Gräter eingriff. Aber auch dieser Streit schwächte den Wunsch nicht ab, daß ein „deutscher Ossian“ entdeckt werden möge. Im 6. Band seiner Bragur,⁶ also noch um die Jahrhundertwende, schreibt Gräter über „Altdeutsche Bardenliteratur“; dort spricht er es aus, wie viele der deutschen Forscher und Dichter „dürsten nach einem deutschen Ossian“; er erzählt von einem Gespräch bei Wieland in Oßmannstedt über dieses Thema, und er fordert: „Lassen Sie uns indessen, Freunde des Schönen, des Vaterlands und der Vorzeit, einstweilen in unsern heimischen Bergen weiter graben! Vielleicht, wer weiß es, und wie wunderbar spielt oft der launenhafte Gott des Zufalls! vielleicht entdecken wir irgendwo noch selbst die oft betrauten, nun bald volle tausend Jahre in der Nacht der Vergangenheit schlummernden Lieder unserer Barden.“⁷

Häufiger noch und gewissermaßen konkreter war der Ruf nach einem „deutschen Percy“. Thomas Percy, geistlicher Herr und Literat mit ausgeprägten antiquarischen Interessen, hatte 1765 seine „Reliques of Ancient Poetry“ veröffentlicht, denen eine Manuskriptsammlung aus dem 16. Jahrhundert zugrunde lag, die er aber keineswegs diplomatisch getreu edierte. Hier war also das näherliegende Ziel, und tatsächlich kontrastiert schon Herder in seinen früheren Aufsätzen die deutsche Saumseligkeit auf diesem Gebiet mit Percys Entdeckereifer — und wenn er später, zermürbt vielleicht oder doch gedämpft durch Nicolais Angriffe, niederschrieb: „Der Sammler dieser Lieder hat nie weder Musse noch Beruf gehabt, ein deutscher Percy zu werden“, dann war das in der Tat, wie Lohre sagt, eine gewisse Verleugnung seiner Jugendideale.⁸ Bürger sprach in seinem „Herzensausguß“ den Wunsch aus, „daß doch endlich ein deutscher Percy aufstehe“, und dieser Wunsch blieb noch volle drei Jahrzehnte ein wesentliches Leitmotiv. Auch hierfür gibt es einen Beleg aus dem Umkreis Gräters: Am 18. Juli 1806 schreibt ihm Leo von Seckendorf, der vor allem als Herausgeber von Anthologien, aber auch als Aufrührer gegen den nachmaligen König Friedrich von Württemberg bekannt war, von seinen literarischen Plänen.⁹ Dabei stand an erster Stelle:

⁶ S. 231—253.

⁷ Ebenda S. 245. Die Hoffnung richtete sich vor allem darauf, daß Karls des Großen „Bibliothek“ gefunden werden möge; der mit Gräter damals in engere Verbindung tretende Karl Christian Traugott Heinze setzte sogar eine Belohnung von 100 Dukaten dafür aus — für einen „Hofmeister“ und Hauslehrer eine beachtliche Summe, die er freilich nicht einzulösen brauchte.

⁸ H. Lohre: Von Percy zum Wunderhorn, S. 21.

⁹ Cod. Misc. Q 30 Württ. Landesbibliothek Stuttgart, Nr. 98 c.

„Teutscher Percy, Denkmäler unsers lyrischen, hauptsächlich Volksgesangs (ob er sich auf den letzten allein einschränken, oder die Lyrik im weitesten Sinne umfassen soll, bin ich noch nicht ganz einig) nach verschiedenen Dialekten, Materien und Epochen teutscher Bildung und Sprache geordnet. Alte Sprachformen, und Orthografie werden größtentheils beibehalten, wo es nöthig ist, eine möglichst treue Nachbildung in die neuere Sprache beigesetzt. Der Text kritisch hergestellt, in kurzen Noten die wichtigsten Varianten angezeigt, aber so wenig kritischer Apparat wie möglich. Commentator und Gloßator bin ich nicht, ich will ihnen bloß vorarbeiten. Was in andre Sammlungen zerstreut ist, wird mit aufgenommen. Den Volksliedern werden in eigenen Heften die Nationalmelodien soweit sie aufzufinden, in ganz simpler, zweckmäßiger Begleitung beigesellt, als besondere Abtheilung derselben, sollen auch neuere, im ächten Volkston komponierte Melodien, und ächte ausländische erscheinen.“ In den Regensburger „Musenalmanach für das Jahr 1807“, den Seckendorf herausgab, rückte er eine kleinere, in den „Musenalmanach für das Jahr 1808“ eine größere Zahl von Volksliedern ein. Der Arbeitstitel „Teutscher Percy“ war inzwischen einem anderen gewichen, von dem ebenfalls schon in dem Brief Seckendorfs an Gräter die Rede war: „Stimmen der Völker.“ Es ist der Titel, den die Herausgeber Johannes von Müller und Karoline Herder um die gleiche Zeit der Herderschen „Volkslieder“-Sammlung gaben — möglicherweise nicht ohne Einflußnahme Seckendorfs, der mit Herder in Weimar verkehrt hatte, oder aber auch Gräters, der die Frau Karoline Herder zur Patin seines Kindes gebeten hatte und der sicherlich auch danach eine wenn auch spärliche Verbindung nach Weimar aufrechterhielt. Seckendorfs Sammlung war im Gegensatz zu derjenigen Herders vor allem im Blick auf die deutschen Volkslieder vorgesehen, und sie war zweifellos ebenso umfassend und wesentlich systematischer geplant als diejenige von Arnim und Brentano, deren erster Teil schon erschienen war, als Seckendorf an Gräter schrieb. Nicht die Entmutigung durch das Wunderhorn, sondern der Kriegstod im Mai 1809 nahm dem österreichischen Offizier die Feder und die Fäden aus der Hand; sein „Teutscher Percy“ erschien nicht. Mißt man jedoch die vollständige Sammlung Arnims und Brentanos an allen vorausgegangenen Ansätzen zur Sammlung, und rechnet man zudem die unerhörte Wirkung dieser ersten großen romantischen Sammelleistung ein, dann wird man — wiederum mit Lohre — sagen dürfen: „Der deutsche Percy war gekommen.“¹⁰

Jedenfalls nährt sich die deutsche Volksliedbegeisterung lange Zeit von der englischen, und Percy und Ossian sind die Sehnsuchtsformeln der Freunde des Volksgesangs. Keine leeren Formeln freilich — erst später verblassen die beiden Namen zu stereotypen Kompendien Schlagwörtern. Ende des 18. Jahrhunderts kennt man die kritischen Editionen und Untersuchungen, aus erster oder zweiter Hand. Davon zeugen Übersetzungen und Kommentare ebenso wie die zahlreichen Rezensionen und Aufsätze in den Journalen der Zeit. Wiederum kann hier Gräter als Zeuge aufgerufen werden: Er gibt in seinen Zeitschriften solchen Untersuchungen Raum, und er beteiligt sich selber an der Diskussion um Echtheit oder Unechtheit der englischen Editionen. Der umfangreichste und prinzipiellste Aufsatz in diesem Zusammenhang ist der „Ueber die alten Schottischen Balladen und Lieder und die Schottische Musik überhaupt von William Tytler von Woodhouselee“, den Gräter im 3. Band von „Bragur“ zum Abdruck bringt.¹¹

¹⁰ Von Percy zum Wunderhorn, S. 131.

¹¹ S. 120—201.

Tytler geht von den „Gedichten Ossians“ aus, von denen er sagt, sie würden „als wahrhafte Ueberbleibsel Celtischer Poesie . . . bewundert werden, so lange noch ein Gefühl für das Erhabene und Schöne vorhanden ist“;¹² er kommt aber dann anhand seiner Würdigung schottischer Musik auch auf grundsätzliche, verallgemeinerte Überlegungen wie etwa die, daß die Musik „ihren Ursprung in jedem Lande den Wäldern und Weiden zu danken“ habe¹³ — eine Vorstellung, die sich in Gräters gleich zu erwähnendem Volksliedaufsatz deutlich widerspiegelt.

Gräter läßt der Abhandlung Tytlers eine Nachschrift folgen,¹⁴ die hier ganz ausführlich zitiert werden soll. Gräters Position und Perspektive wird darin besonders deutlich: Er sucht das „kritische Jahrzehnt“ aus seiner Einseitigkeit zurückzurufen; er sieht im Volksgesang — auch im „teutschen“ — einen Schatz rührender Empfindsamkeit, dessen sich auch der Gebildete nicht zu schämen braucht; und er faßt das Volkslied als ein Ganzes, zu dem auch die Melodie, ja mehr noch, die Stimmung und die Situation des lebendigen Singens gehört. Das Postskript Gräters soll aber auch deshalb hier stehen, weil es unmittelbar überleitet zum wichtigsten Beitrag, den er zur Volksliedforschung geleistet hat.

„So weit Herr Tytler über die Volkslieder seines Vaterlandes! Wie muß der Teutsche vor Schaam erröthen, wenn er die Wissenschaft und den Eifer für seine Volkslieder neben den Brittischen stellt! Wo sind unsere Urfey's, Ramsay's, Pinkerton's, Ritson's, Percy's und Tytler's? Der einzige Herder — die Nachwelt wird es ihm einst danken — hat sich unserer verwaisten Volkslieder angenommen, und — Schande für uns! — wie viele Sottisen von den anmaßlichen Richtern der Kunst und des Geschmacks dafür eingeerndtet! Wer mag unter solchen Umständen sammeln und geben! Auch Bragur ist verdrüsslich geworden, so sehr er den zu ekeln Geschmack unseres Zeitalters zu schonen suchte.¹⁵ Engländer, Iren, Schotten und Dänen haben ganze Bände von Sammlungen und wir — man lese die wenigen zusammen, wie viel wirds seyn! Wer wagt sich aus der gelehrten Stube noch heraus auf das freye Feld, und horcht den Liedern der Schnitter und Schäfer zu, oder belauscht das Volk bey seinen Tänzen und Lustbarkeiten und die Dorfmädden im Flachsbrechen und beym Spinnrocken! Und wer mag aufschreiben, sammeln und mittheilen!

Und wo werden unsere Volkslieder noch von Personen der feineren Classe gesungen und gespielt? Uebersetzte, fremde, modernisirte hört man wohl hie und da, zierlich und fein nach dem neuesten Style componirt, aber unsere ächten, alten, kraftvollen und rührenden Lieder sind fast verschollen; kaum daß man hie und da auf dem Lande noch Eins rettet! und dann nur den Text! und auch den verstümmelt!

Wer würde es wagen können, gleich Tytlern eine Geschichte des teutschen Volksgesanges zu schreiben, und unsere Volkslieder, die wir nicht zur Hälfte kennen, nach ihren Melodien, die wir gar nicht kennen, in Zeitordnung zu stellen!

¹² S. 222 [recte: 122!].

¹³ S. 224 [recte: 124!].

¹⁴ S. 201—206.

¹⁵ Bragur meint hier möglicherweise allgemein den Gott der Dichtkunst, als der in der altnordischen Myhtologie Odins Sohn Bragi oder Bragur gilt; es ist jedoch auch durchaus möglich, daß sich der Satz unmittelbar auf Gräters Zeitschrift bezieht: Wahrscheinlich hatte Gräter zunächst mit einer größeren Wirkung der Volksliedpublikationen im Rahmen seiner Zeitschrift gerechnet.

Und gewiß ist die Zauberkraft der Schottischen Melodien kein Vorzug des Landes, sie ist das Eigenthum jedes Volksgesanges und auch des unsrigen!

Aber wer mag ihn bey uns kennen lernen! Wie kalt und gleichgültig gehn die Männer von Geschmack vor solchen Producten vorüber, als ob es unter ihrer Würde und gegen ihren Vortheil wäre, der Natur, welcher ihre Theorie keine Kunst geliehen hat, das gerechte Lob zu ertheilen!

Und doch geben wohl unsere Volksmelodien von der ernsten Gattung schwerlich den Schottischen etwas an Rührung, Einfach und jener schwermüthigen Anmuth nach, die die Bewunderung aller Beobachter gewesen ist. Ich berufe mich hier nur auf die Melodien der zwey im Bragur mitgetheilten Lieder, Stund ich auf hohen Bergen¹⁶ und Schönstes Kind, zu deinen Füßen.¹⁷

Wie traurig kündigt sich nicht die Melodie des ersten Liedes mit dem klagenden Steigen und Fallen seiner Töne an! Und wie mannigfaltig verändert sich diese Traurigkeit bis an das Ende! Nur von einer reinen Stimme gesungen, spricht die Melodie schon was ihr Gegenstand ist! Und aus dem Munde eines Landmädchens in der Nähe eines Klosters, von dessen heiligen Einsamkeit sie nur noch die Treue ihres Geliebten zurückhält — wie beben die Töne und in welche bange Ahndung zerschmilzt die Stimme! Aber hören muß man es, nicht die Noten auf dem Papier beurtheilen, die nur schwache Anzeigen von dem sind, was die unschuldige Natur im Gesange so tief empfindet und durch Verstärkung und Schwächung der Stimme, durch Schleifung oder Stöße der Töne, durch Eilen und Anhalten so lebendig auszudrücken weiß!

Und wie zärtlich schmeichelt und klagt nicht die Melodie Schönstes Kind, zu deinen Füßen! und wie ist sie nicht voll Rührung und süßer Melancholie! Wie jeder Ausgang zu fragen, zu hoffen, zu zweifeln scheint! und wie die Klage so sanft im Aushalten des letzten Tones verhallt!

Hundertmal hab' ich diesem Liede schon zugehört, und so oft ich's wieder anstimmen höre, reißt mich der Gesang mit neuem Zauber hin. Ob ich recht fühle, lasse ich auf jeden Versuch ankommen. Der verfeinerteste Geschmack wird sich bey der Anhörung dieser Gesänge überwunden geben!

Und was sagten die Kunstrichter? — Sammle Volkslieder, wer will, ich nicht mehr. Ob man nichts besseres zu geben wisse, fragten sie.¹⁸

¹⁶ Bragur 1. Bd. S. 264—271; vgl. Erk-Böhme: Deutscher Liederhort I, S. 315 f.

¹⁷ Bragur 2. Bd. S. 119 f. Gräter teilt dort allerdings nur den Text mit und merkt an: „Dieses zärtliche Volkslied ist von der schmachtesten Melodie begleitet, und es dünkt mich, ich hätte noch kein ähnliches mit innigerer Rührung und tieferer Empfindung von Landmädchen singen hören als dies, welches ihre ganze Einbildungskraft zu erhitzen scheint. Die Melodie werde ich ein andermal mittheilen.“ Dies ist jedoch nicht geschehen; die Melodie wurde zuerst abgedruckt von Büsching und von der Hagen: Sammlung deutscher Volkslieder, mit einem Anhang flamländischer und französischer. Berlin 1807, S. 26. Vgl. Erk-Böhme II, S. 323 f.

¹⁸ Hierzu gibt Gräter ein Zitat aus der Bibliothek der schönen Wissenschaften, 50. Bd. S. 92: „Haben wir Teutsche nur so wenig von Werthe? oder bringt der Zufall immer nur das Mittelmäßige und Schlechte an das Licht?“ Das von Gräter nicht näher ausgewiesene Zitat stammt aus einer anonymen Rezension von Gräters Bragur, 2. Bd. 1792, und lautet im Original: „Volkslieder. Haben wir Deutschen in dieser Art nur so wenig von Werthe? oder bringt der Zufall immer nur das Mittelmäßige und Schlechte an das Licht?“ — Neue Bibl. d. schönen Wissenschaften und d. freyen Künste, Bd. 50/1, Lpzg. 1793, S. 88—95; vgl. S. 92.

Nun rede man vollends von Begleitung eines Instruments, nun schreibe man vor, mit welchem Gefühl und Geschmack ein solches Volkslied durch schickliche Symphonie eingeleitet und ausgeleitet, und wie mit Seele und Geist, Ausdruck und Empfindung vorgetragen werden muß!

Oder wenn wir so offenerzig wie Tytler sagen wollten, daß uns dieß oder jenes Lied Thränen entlockt hat! Wie lustig würde sich unser dem empfindsamen gefolgttes kritisches Jahrzehend nicht über unser Gefühl zu machen wissen, oder uns wenigstens mit einem bedauernden Lächeln betrachten! Erst war alles Empfindung, jetzt will alles Geist und Kritik seyn! Aber wohin wird das führen?

Un siècle où l'esprit seul domine, est ordinairement vain et frivole, avide de nouveautés, fécond en systèmes ruineux, entêté de projets mal conçus, jaloux et fier de ses frêles productions, vantant sans cesse ses lumières, grand raisonneur, penseur hardi, ridiculement enthousiaste, et ardent à détruire ce que tant de siècles de génie et de gout, de raison et de savoir ont établi sur ses principes invariables! Iuvigny.¹⁹

Indessen auf gut Glück noch ein paar Worte.“

Die „paar Worte“, die Gräter gleich folgen läßt, sind nicht weniger als seine Abhandlung „Ueber die teutschen Volkslieder und ihre Musik“, ²⁰ die hier im Dokumententeil vollständig wiedergegeben ist ²¹ — vollständig wiedergegeben, da sich darin Gräters Stellung zum Volkslied am klarsten abzeichnet, und da es sich um einen Beitrag handelt, der die anderen Volksliedabhandlungen seiner Zeit fast alle weit überragt. Dies gilt, obwohl die Abhandlung fragmentarisch geblieben und der zweite, am Ende angekündigte Teil über „die eigentlich allgemeinen“ Volkslieder ²² nie erschienen ist. Und dies gilt auch, obwohl es sich um einen verhältnismäßig unsystematischen, essayistisch gefärbten Aufsatz handelt, in dessen Stil man manchmal fast geradezu die „Sprünge und Würfe“ aus Herders Volksliedpoetik finden könnte. Friedrich David Gräter hat dies selbst empfunden und gewußt. Eine wichtige Anregung zur Niederschrift des Essays war offenbar von seinem Freund Georg Gustav Fülleborn ausgegangen, dem Gräter am 19. Dezember 1794 schrieb: „Übrigens wird es Dich freuen, daß ich nun auch nach Schweden Correspondenz habe, und daß ich Deinen Vorschlag, eine Abhandlung über die Volkslieder zu schreiben, wirklich ausführte. Leider aber ist es nur eine Rhapsodie aus dem Stegreife ohne Vorbereitung, ohne Plan, ohne Muße, ohne alles, was zu einem guten historischen literarisch kritischen Aufsatz gehört.“ ²³ Gewiß mag ein Stück bescheidenes „understatement“ — das vielleicht den Widerspruch des Freundes erhoffte — in dieser Formulierung stecken. Und gewiß wurde die Begeisterung für jene einfachen Gegenstände bald wieder in ihr Recht gesetzt: Dem auf das „empfindsame“ gefolgtten „kritischen Jahrzehend“ folgte — wenn wir uns einmal dieser problematischen Rechnung nach Dezennien anschließen — eines,

¹⁹ Das Zitat stammt sicherlich von Jean-Antoine Rigoley de Juvigny, der die unklassische Literatur seines aufgeklärt-rationalistischen Zeitalters beklagte — so in seinem Discours sur le progrès des lettres en France von 1771 (in: R. de Juvigny: Les Bibliothèques françaises de La Croix du Maine et de Du Verdier, Bd. I, Paris 1772, S. 19—92).

²⁰ Bragur 3. Bd. S. 207—284.

²¹ S. 201 dieses Buches.

²² S. 284; hier S. 226.

²³ Schiller-Nationalmuseum Marbach Nr. 5189. Die Abschrift verdanke ich, wie manche weitere Hilfestellung, Roland Narr.

in dem „Kritik“ und „Empfindung“ zumindest wieder im Kampfe lagen; und Arnim lobte 1805 in seinem Aufsatz „Von Volksliedern“ gerade, daß Gräter seine Unterscheidungen „mit Enthusiasmus entwickelt“ habe.²⁴

Dennoch: Wenn Gräter auch später noch, im Jahre 1812, von seiner „Rhapsodie über die teutschen Volkslieder“ spricht,²⁵ so ist dies sicher nicht als übersteigerte Bewertung, sondern eher wohl als eine gewisse Einschränkung zu verstehen; der Ausdruck *Rhapsodie* meint hier sicherlich nicht allein das Ekstatische, sondern in erster Linie auch das Abgerissene und Bruchstückhafte der Darstellung. Dies war es auch, was man Gräter immer wieder vorgehalten hat, und was die Wirkung seines Entwurfs beeinträchtigte: die Arbeit Gräters war ein Torso, den man vielleicht sogar einmal als vielversprechend charakterisierte, über den man aber doch auch schnell weggehen konnte — über den man wohl auch ganz gerne schnell wegging, weil er in manchem nicht recht zur romantischen und nachromantischen Volksliedauffassung paßte. Deshalb ist eine kritische Würdigung des Essays — trotz den eindrucksvollen Darstellungen von Heinrich Lohre²⁶ und von Irmgard Schwarz²⁷ und trotz der treffenden Charakteristik durch Dieter Narr²⁸ — noch immer nicht überflüssig geworden.

Dabei sind insbesondere die drei Perspektiven im Auge zu behalten, die durch die folgenden Fragen anvisiert werden:

1. Ist Gräters Aufsatz, wie sprunghaft und fragmentarisch auch immer, nicht doch sehr viel systematischer als vergleichbare Arbeiten seiner Zeit, und schafft er nicht eine systematische Weitung des Blickfeldes in dem behandelten Sachgebiet?
2. Sind einige Aspekte nicht sehr viel präziser herausgearbeitet, als dies der „rhapsodische“ Stil zunächst vermuten läßt, und wurde diese Präzision nicht etwa von manchen seiner Kritiker und Nachfolger verkannt oder überdeckt mit gefühlig-verschwommenen Auffassungen?
3. Gehören nicht manche Widersprüche und vielleicht auch Unklarheiten zur Dialektik, die dem Gegenstand Volkslied immanent ist; sieht diese Widersprüchlichkeit also nicht möglicherweise schärfer als Eindeutigkeit und Einseitigkeit?

Der Tenor der Fragestellung ist offenkundig, und es braucht kaum eigens gesagt zu werden, daß diese Fragen teils rückhaltlos, teils etwas vorsichtiger zu bejahen sind.

Auf die erste Frage ist am schnellsten und sichersten eine positive Antwort zu finden, indem hingewiesen wird auf Gräters Verdienste um eine *Gattungstypologie* des Volksliedes. Das scheint auf den ersten Blick wesentlich zu an-

²⁴ Des Knaben Wunderhorn (dtv 1963), 3. Teil S. 251 Anm. 1.

²⁵ Idunna und Hermode I. Bd. No. 50, Beilage.

²⁶ Die ausführliche Würdigung Gräters durch H. Lohre (Von Percy zum Wunderhorn, S. 89—111) ist gerade deshalb zustande gekommen, weil die ansonsten doch recht lebendige Volksliedforschung des 19. Jahrhunderts Gräters Aufsatz fast völlig ignoriert hatte.

²⁷ Friedrich David Gräter. Ein Beitrag zur Geschichte der germanischen Philologie und zur Geschichte der deutsch-nordischen Beziehungen (= Nordische Studien Bd. 17). Greifswald 1935, S. 68—75 und ergänzend S. 81—84.

²⁸ Friedrich David Gräter (1768—1830). In: Zur Geschichte von Volkskunde und Mundartforschung in Württemberg (= Volksleben Bd. 5). Tübingen 1964, S. 34—65; vgl. S. 53 f.

spruchsvoll ausgedrückt. Was ist es schon, das er gibt? Er macht einmal die grundsätzliche Unterscheidung zwischen „lyrischen und erzählenden“ Volksliedern (251 f.),²⁹ und im übrigen erwähnt er eben verschiedenartige Lieder: von den schlichten Brauchtumsliedern gleich zu Beginn bis zu den Hirtenliedern am Ende, aber ohne System und auch nicht immer mit einer glücklichen begrifflichen Zusammenfassung von verwandten Gesängen. So fehlt etwa der eben benützte Begriff des Brauch-Liedes, und Gräter bedarf an seiner Stelle einer Aufzählung: „Wer erinnert sich nicht aus seiner Jugend an die Lieder in den Fasten, Ostern, Pfingsten, Martini, den Polterabenden oder Klopfnächten?“ (213) Es scheint also so sehr viel nicht zu sein, was Gräter zur systematischen Differenzierung beigetragen hat.

Indessen gilt es den richtigen und gerechten Maßstab anzulegen, und diesen vermag am besten eine kleine Episode an die Hand zu geben, die sich zwischen Nicolai und Lessing abspielte. Nicolai hatte auch Lessing um Beiträge zu seinem Almanach gebeten, und Lessing begann auch tatsächlich nachzuforschen in der Wolfenbüttler Bibliothek, aus der er aber schon vorher Joh. Joachim Eschenburg bedient hatte. In einem Brief an Nicolai vom 20. September 1777 schilderte Lessing seine Verlegenheit:³⁰ Er kennt Nicolais spöttische Grundabsicht, und so mag er ihm gute alte Volkslieder nicht schicken. Lieder aber, „die gelehrte und studierte Reimschmiede des 14ten und 15ten Jahrhunderts gemacht haben“, kommen auch nicht in Frage, denn diese Lieder „sind gerade keine Volkslieder“. Was aber bleibt dann noch übrig? „Also hätte ich bloß auf solche Lieder aufmerksam seyn müssen, die man mit ihrem rechten Namen Pöbelslieder nennen sollte?“ Von der Wertungsproblematik, die bis heute in der Volksliedforschung eine große und schwierige Rolle spielt, soll nachher noch die Rede sein, und es wird dann auch noch einmal an diese Passagen erinnert werden müssen, in denen die Problematik in ein paar nicht allzu scharf profilierte Fragen eingefangen ist. In diesem Zusammenhang ist dagegen vor allem Nicolais Antwort von Gewicht, in der er Lessings Bemühungen resümiert: „Orsina kann nicht feiner distinguiern, als Sie die verschiedenen Arten der Volkslieder.“³¹ Zweifellos ist es eine höfliche Verbeugung, ein Kompliment, wenn Nicolai Lessings feine Distinktion an derjenigen der Gräfin Orsina aus „Emilia Galotti“ mißt, die ihren philosophischen Scharfsinn ja ihrerseits Lessing verdankt. Doch ist es wohl kein leeres Kompliment, denn Lessing hatte hier tatsächlich Probleme und Unterschiede ins Bewußtsein gerufen, die sonst höchstens untergründig wirkten. Volkslied — das war noch keine wissenschaftliche Sonderabteilung mit ihren Schubfächern und Typenregistern, das war vielmehr ein vager, ja geradezu nebulöser Begriff, in dem sich Liedtypen ganz verschiedener Art und Provenienz vereinigten.

Bedenkt man dies, dann kann man nicht umhin, mit hohem Respekt von Gräters Differenzierung zu sprechen, die ja doch sehr viel genauer und abgewogener war als diejenige Lessings und alles, was bis dahin — einschließlich Herders Abhandlungen! — geschrieben worden war: „Man hat andere Lieder bey Volksfesten, andere bey Schmäusen und Tänzen. Anders singt die Zunft und der Bauer; anders das freye und feiner fühlende Volk; anders die Jünglinge und Mädchen;

²⁹ Die Seitenangaben in Klammern beziehen sich auf den Originalabdruck des Gräter-Aufsatzes im 3. Band von Bragur.

³⁰ Gesammelte Werke, 10. Bd. Leipzig 1857, S. 251—254.

³¹ Brief vom 10. Oktober 1777; vgl. H. Lohre: Von Percy zum Wunderhorn, S. 75.

anders die Kinder.“ (213) In diesen oft zitierten, mit Recht berühmten Sätzen stecken die Ansätze nicht nur zu einer Gattungstypologie der Lieder, sondern auch zu einer „Biologie“ und Soziologie des Volksliedes, wie man heute wohl sagen würde. Zum Teil wurden diese Ansätze von Gräter selber in seinem Aufsatz weitergeführt, und zwar mit so sicherem Blick und Griff, daß es nicht nötig erscheint, Gräters Lob lediglich auf historische Einfühlung zu gründen: sein Verdienst besteht nicht nur im relativen Vorsprung gegenüber seinen Zeitgenossen, sondern auch in der — gewissermaßen absoluten — Gültigkeit seiner Beobachtungen. Auch wenn man seine andeutende Einteilung mit den Volksliedartikeln des 20. Jahrhunderts vergleicht, schneidet er nicht schlecht ab.

Im Anschluß an die „Lieder bey Volksfesten“ behandelt Gräter solche Verse, „die sich bey gewissen alten Volksgebräuchen und Arbeiten erhalten haben“ (214), und er führt als Beispiel einen Schwäbisch Haller Rammspruch an, der „beym Einschlagen der Pfähle in dem Wehr von einem alten Salzsieder während dem Einrammeln“ gesprochen wird. Hier klingt das Thema „Arbeit und Rhythmus“ an, das ein Jahrhundert später von Karl Bücher einseitig zur Leitidee der Volksliedforschung erhoben wird,³² und schon hier dokumentiert sich bei Gräter eine Breite in der Betrachtung der Volkspoesie, von der man fast sagen könnte, daß sie erst wieder von Robert Petsch³³ erreicht wird: die ganze Nachbarschaft des Volksliedes wird einbezogen, die Kleinformen und Vorformen, Sprüche, die lediglich im tonalen Sprechgesang vorgetragen werden, und Prosadialoge, die formelhafte festliegen. Sie werden einbezogen — und sie werden, das muß hinzugefügt werden, deutlich voneinander abgesetzt. Nach seiner Bemerkung zu den Arbeitsversen fährt Gräter fort: „Nur rechne man darunter nicht die Sprüche der Zünfte oder die Handwerksgrüße, denn diese sind in Prosa“ (215 f.). Wieder wird ein Beispiel gegeben, und dann geht Gräter ausführlicher auf die „wirklichen Zunftlieder“ (217) ein, die er näher umschreibt als „die sogenannten Ruhm- Ehr- und Loblieder der Handwerker“ (218), und bei denen er nach einem Dutzend von Berufen unterscheidet, denen er aber dann auch noch „ein allgemeines Spott- und Schimpflied“ gegenüberstellt (224).

Ich kürze ab, da der Neudruck der „Rhapsodie“ Gelegenheit gibt, auch die Unterscheidung der weiteren Liedgruppen genauer zu verfolgen: der Volkstänze, bei denen die „Schleifer“ mit den oft scherzhaft improvisierenden Tanzliedchen von den „Reihentänzen“ unterschieden werden; der Kinderlieder, bei denen Gräter der in Märchen eingeschobenen Reime ebenso gedenkt wie der Auszählverse und Spiellieder; und endlich der „Jäger- und Schäferlieder“, die Gräter wohl nicht nur deshalb von den Berufsliedern absetzt, weil sie in die „offene Flur“ (246), in die freie Natur hinaus führen, sondern auch deshalb, weil ihre Sänger keineswegs immer nur Jäger und Schäfer sind, so daß diese Gesänge schon überleiten „zu den übrigen vermischten Volksliedern . . ., welche die eigentlich allgemeinen sind, und sich weder auf Zunft, Stand und Ort einschränken, noch ihre Melodien nach einem eigenen Instrumente ausschließend gebildet haben“ (284).

Die Darstellung und Ordnung dieser „eigentlich allgemeinen“ Volkslieder bleibt Gräter freilich schuldig. Doch ist noch eine Unterscheidung nachzutragen, die zwar nur kurz — im Eingang der Rhapsodie — diskutiert wird, die aber doch den Blickpunkt der ganzen Abhandlung bestimmt. Es handelt sich um die Schei-

³² Arbeit und Rhythmus. Leipzig 1896.

³³ Spruchdichtung des Volkes. Vor- und Frühformen der Volksdichtung. Halle 1938.

dung zwischen mündlicher Tradition und schriftlichen Denkmälern — und dies ist ein Gegenstand, der zugleich zur Antwort auf die zweite der oben formulierten Fragen beiträgt; in diesem Punkt hat Gräter vermutlich klarer und schärfer gesehen, als es seine Kritiker — man wird wohl so sagen dürfen: wahrhaben wollten.

Gleich zu Beginn seines Volksliedaufsatzes betont Gräter, man dürfe „niemals die lyrischen Blumenlesen aus den besten älteren Dichtern mit einer Sammlung von dem Volke gesungener und aus seinem Munde aufgenommener Lieder verwechseln“ (208 f.). Dies ist deutlich und unmißverständlich, und es ist eine durchaus neue Maxime, die beispielsweise von Herders Konzeption entschieden abweicht. Gräter geht jedoch noch einen Schritt weiter, er findet den zunächst gemachten Unterschied „noch bey weitem nicht hinreichend“ (209). Er erinnert an die altnordischen Lieder, die ja auch erst relativ spät aufgezeichnet, und die wahrscheinlich vorher lange Zeit mündlich überliefert wurden — die aber weder nach ihrem Ursprung noch nach ihrer Verbreitung oder ihrem Inhalt „Volkslieder“ waren: „Es ist etwas ganz anders, ob ein Lied durch mündliche Ueberlieferung nur aus Mangel an Schriftgebrauch erhalten wird, oder ob es ohne diese Nothwendigkeit, bloß darum, weil es nach des Volkes Geist und Sinne war, oder weil es Natur genug hatte, um den Geschmack aller Zeiten zu bestehen, so ohne Aufhören gefiel, und gelernt und gesungen wurde, daß es ohne je aufgeschrieben zu seyn, sich selbst Jahrhunderte lang von Munde zu Munde fortpflanzte“ (210).

In den folgenden Partien des Aufsatzes setzt Gräter diese Unterscheidungen voraus und wird ihnen gerecht, indem er die teilnehmende Beobachtung — die „Feldforschung“, wie man heute wohl sagen würde — zum Prinzip seiner Darstellung macht. Manchmal guckt der Spott gegen die Schreibtischgelehrten bei ihm heraus, und manchmal schlägt die begeisterte Anteilnahme durch. Herder teilte ein lappländisches Lied „aus der dritten Hand“ mit³⁴ — „wenigstens“ aus der dritten Hand, sagt er, aber sein Bedauern ist gering —, Gräter dagegen, als er vom Lied einer Spinnerin spricht, ruft aus: „Hören, hören muß man es, und nicht erst im dritten Nachhall, wann der Geist des Gesangs schon verweht ist, sondern in dem Augenblicke, wo ein Jüngling oder Mädchen sein Geheimniß den verschwiegene[n] Fluren anvertraut, sich von keinem fremden Ohre belauscht glaubt“ (248). Von spröder Empirie tragen solche Äußerungen freilich wenig oder nichts an sich, und es gibt manche Passagen, wo teilnehmende Empfindung nicht nur die Beobachtung mitbestimmt, sondern nachträgliche Empfindsamkeit die Beobachtungen gar zudeckt und überwuchert. Das gilt, zum Teil wenigstens, selbst für die an sich so hübschen und einleuchtenden Stellen, in denen Gräter nach der ursprünglichen Bedeutung der Tänze fragt, und wo er den „teutschen Tanz“, den Schleifer, „als Sinnbild einer Liebeswerbung“ (229), den Reihen dagegen als „eine feyerliche Procession“ (235) versteht; und es gilt auch für andere Ätiologien — so wenn er annimmt, „die Zwischenspiele des Waldhorns mit abfallenden Terzen“ seien „aus einer Nachahmung des Geschrey's des Kuckuck's entstanden“ (270). Aber der kritische Sinn verschafft sich gleich wieder Geltung, und dem eben zitierten Erklärungsversuch folgt die charakteristische Einschränkung: „Doch daß man ja solche Vermuthungen oder vielmehr Einfälle nicht gleich für Gewißheit nehme. Man trägt sich nur gar zu oft, und der Beobachtungen über unsere Volkslieder und ihre Musik sind noch viel zu wenig“ (270).

³⁴ Briefwechsel über Ossian, in: Herders Werke, Bln. u. Weimar 1964, 2. Bd. S. 205 f.

In der Tat: es gab fast niemand, der so wie Gräter beobachtete, fast niemand, bei dem das „volkskundliche“ Interesse nicht sehr rasch in allgemeine und oft vage literarhistorische Begeisterung umschlug. Gräter dagegen sah beispielsweise, wie die Funktion eines Liedes von einem einzigen Wort des Textes bestimmt werden konnte.³⁵ Er erkannte, daß eine merkwürdige Affinität zwischen verschiedenen Liedern besteht und gab so die ersten, freilich nicht beachteten Hinweise auf das zyklische Singen.³⁶ Er begriff, daß Lieder „unzertrennlich von ihrem Gesang“ sind (249), er druckte verschiedentlich³⁷ Melodien ab, und wenn dies doch relativ selten geschah, dann wohl weniger, weil Gräter sich dem philologischen Primat der Volksliedforschung unterworfen hätte, als deshalb, weil der Notenabdruck technische Schwierigkeiten und zusätzliche Kosten mit sich brachte, und vielleicht deshalb, weil Gräters musikalische Kenntnisse ebenso begrenzt waren wie übrigens auch seine musikalischen Neigungen.³⁸ Schließlich, um dies noch einmal zu sagen: er bestimmte die Gattungen und Untergruppen nicht nur nach den Daten des Textes, sondern auch nach der Situation und den ‚Trägern‘ des Gesangs.

Gräters Einsichten in das Wesen der mündlichen Überlieferung hatten darüber hinaus eine Reihe von Konsequenzen, die sich in dem zentralen Volkslied-aufsatz kaum oder gar nicht abzeichnen, die aber an anderer Stelle ausgebreitet wurden. Dies gilt beispielsweise für Gräters Überzeugung vom ‚Zersingen‘ der Volkslieder — dieser Begriff drängt sich auf, auch wenn er erst später von Görres geprägt wurde.³⁹ Schon in seiner ersten Publikation eines Volksliedes berührt Gräter dieses Problem. „Aus dem Munde des Landvolks um Schwäbisch-halle“ hatte er Text und Melodie des Liedes vom Grafen und der Nonne aufgenommen und abgedruckt.⁴⁰ Als er das Lied „schon zum Druck niedergeschrieben hatte“, fand er in Herders zweibändiger Sammlung ein Lied, das „im Grunde das nemliche mit dem hier mitgetheilten ist“. Ein Vergleich der Melodie ist ihm nicht möglich, da Herder sie bei seinem im Elsaß notierten Lied nicht veröffentlicht hat. „Der Text aber ist ganz verschieden, hier vollständiger, von einer anderen Wendung, vielleicht auch natürlicher, treu gewiß.“ Und daraus wird nun die Fol-

³⁵ Beim Lied „Jäger, bind Dein Hündlein an“ stellt er fest, daß es vermutlich auf Grund des letzten Wortes „sechshundertdreißig“ zum „Auszahlungsvers“ geworden ist (243 f.).

³⁶ „Auch bemerkte ich, daß das gegenwärtige Lied von der Nonne immer mit jener (ächt-deutschen) Ballade von dem Markgrafen zugleich erlernt wird. Wer das eine kann, kann auch das andere.“ Bragur 1. Bd. S. 268 f.

³⁷ Vereinzelt in Bragur, beginnend im 1. Band, S. 264; etwas häufiger in Idunna und Hermode. Heinrich Lohre: Von Percy zum Wunderhorn, S. 132 f., gibt eine entsprechende Aufstellung.

³⁸ Leo von Seckendorf beklagt in dem bereits zitierten Brief vom 18. Juli 1806, daß die Melodien in den drei ersten Bänden von Bragur „nicht richtig“ und „nur unvollkommen nach dem Gehör aufgesetzt“ sind — dies war aber wohl Gräters eigenes Werk; zumindest bezeugt er in Bragur 1. Bd. S. 271: „Die Melodie hat man hier, so gut ich sie ohne Kunstkenntniß auf meinem Claviere aufnehmen konnte.“ Gräters zwiespältiges Verhältnis zur Musik kommt in der „Amalie“ deutlich zum Ausdruck. Er verzichtet auf ein „Liebhaberconcert“, wohl vor allem, um in Amaliens Gesellschaft bleiben zu können, aber er fügt doch auch hinzu: „ich bin kein Musiksachverständiger“; und an Anfossis Oper „Die glücklichen Reisenden“ nimmt er, wie an allen italienischen Opern, deshalb Anstoß, weil alles „sich so ganz um die Musik“ drehte. Andererseits bemerkt er bei der Charakteristik des Professors Hausleutner: „Auch die Liebe zur Musik gibt einem Manne in meinen Augen schon wieder ein neues Recht auf Achtung und Freundschaft“ (vgl. Manuskript S. 62, S. 83—86, S. 101).

³⁹ 1831 im Nachruf auf Arnim. Vgl. Lutz Mackensens Nachwort zu J. Görres: Die deutschen Volksbücher. Berlin 1925, S. 333.

⁴⁰ Bragur 1. Bd. S. 264—270.

gerung gezogen: „Kenner werden in dieser auffallenden Verschiedenheit eines und des nemlichen Liedes neue Ursache finden, an der Urächtheit derjenigen Dichterwerke zweifeln zu müssen, die bloß durchs Gedächtniß erhalten, und durch mündliche Ueberlieferung auf unsre Zeiten gekommen sind.“⁴¹

Auch bei anderen Liedern werden Veränderungen registriert, und Gräter scheut nicht vor der Feststellung zurück, daß es sich im allgemeinen eher um Veränderungen zum Schlechten handelt. Allerdings liegt sein begründeter Zweifel an der „Urächtheit“ der Volkslieder immer wieder im Streit mit der Anerkennung ihres historischen Wertes — dies ist einer der Widersprüche, von denen noch die Rede sein soll. Ein lehrreiches Beispiel für seine Beschäftigung mit diesem Problemkreis bietet das Lied „Es hatt' ein Bauer ein junges Weib“, das er im 2. Band von Bragur mit der „gegenwärtigen Volksmelodie“ abdruckt.⁴² In einer Fußnote weist Gräter darauf hin, daß eine ältere Fassung des Liedes in Nicolais Almanach steht,⁴³ und zwar eine „bessere“ Fassung: „Der Text selbst hat sich in ein paar hundert Jahren wenig und das nicht zu seinem Vortheil verändert. Statt des Poßementirs⁴⁴ in der 3ten Strophe nehmen auch einige einen Officier.“ Gräter setzt dann, „einiger Liebhaber wegen“, die alten Lesarten unter den jetzigen Text. Über zwei Jahrzehnte später kommt ein noch älterer Text ans Licht. Er wird in dem „Frankfurtischen Archiv für ältere deutsche Litteratur und Geschichte“⁴⁵ veröffentlicht, das Gräter in „Idunna und Hermode“⁴⁶ bespricht. Der Zusammenhang des älteren Liedes mit dem Schwäbisch Haller Volkslied ist für Gräter „ein neuer Beweis, daß der Forscher die Lieder des Volks seiner Beachtung nichts weniger als unwürdig halten darf. Es sind nämlich die mündlich fortgepflanzten Stimmen der Vorzeit, die, Einmal das Herz der Menschen rührend, sich auf Jahrhunderte einen Altar des Gedächtnisses in ihm errichtet haben.“ Allerdings ist es kein reines, kein ganz treues Gedächtnis: Gräter sucht anhand des älteren Textes nachzuweisen, daß „die ganze Scene“ ursprünglich „in einen höheren Stand“ gehörte, daß der Bauernbursche ein Ritter war, und daß das „Heu“ an die Stelle eines alten Begriffes „Hee“ für „Hain“ getreten sei. Die neuere Lesart hindert ihn ganz und gar nicht an dieser Interpretation — denn „gibt es nicht mehrere Beyspiele, daß das Volk aus Mangel an Kenntniß veralteter Ausdrücke die Lieder der Vorzeit mit solchen Misgriffen verunstaltet hat?“

Gräter bezieht hier also eine Stellung, die sich schon in seinen frühen Schriften ankündigt; aber sie scheint nun, trotz dem Hinweis auf den historischen Wert der Volkslieder, kompromißloser und kritischer als zuvor. Man wird annehmen dürfen, daß hierbei eine gewisse Gegenposition zur Romantik bestimmend ist, wie sie vor allem Gräters Besprechung von Wilhelm Grimms Altdänischen Heldenliedern markiert. Gräter weist auf diese — anonym erschienene — Rezension im Zusammenhang mit seinen Überlegungen zu dem alten Lied ausdrücklich hin.⁴⁷ Tatsächlich geht er dort ausführlich und, wie mir scheint, mit trefflichen psychologischen Beobachtungen auf die Hintergründe der Veränderung von Liedern ein. Ausgangspunkt ist der degenerative Zusammenhang zwischen dem

⁴¹ Ebenda S. 270 f.

⁴² S. 112—116.

⁴³ I. Jg. 1777, Nr. 18.

⁴⁴ Bei Nicolai ist von einem jungen Reitersknecht die Rede, wie Gräter im Lesartenapparat nachweist.

⁴⁵ Herausgegeben von J. C. v. Fichard.

⁴⁶ Jg. 1816, S. 11 f. und S. 15.

⁴⁷ Ebenda (S. 12).

„alten eddischen Liede von Thrym“ und einem sehr viel jüngeren Lied, das „Tord von Meeresburg“ behandelt. Wilhelm Grimm hatte die Ähnlichkeit gesehen und bemerkt, man dürfe nicht glauben, daß das Volkslied „etwa nach der Edda bearbeitet sei, es ist so wenig als das Umgekehrte der Fall: die Idee einer solchen Abänderung ist gar nicht volksmäßig . . .“⁴⁸ Gräter sagt dazu: „Wenn Herr Gr.[imm] S. XIX behauptet, daß das Lied von Tord von Meeresburg nach dem alten Eddischen Liede von Thrym, dem Riesenkönig nicht bearbeitet sey, so ist Rec. vollkommen damit einverstanden; allein überhaupt, dünkt ihn, daß bey eigentlichen Volksliedern von irgend einer Bearbeitung nach irgend einem Vorbild, so weit Rec. aus 30jähriger Beobachtung urtheilen kann, nicht die Rede seyn könne, besonders bey Erzählungen. Eine Absicht zu verändern liegt gewiß nicht zum Grunde. Gedächtnißfehler sind es meistens, und dann, um im Gesang oder im Erzählen nicht stecken zu bleiben, eigene Erfindung aus Noth, die für das leider Vergessene substituiert wird. Die Mutter oder die Amme hat als Kind erzählen hören, und die Hauptgeschichte im Gedächtniß behalten. Man wird größer, und kümmert sich nicht mehr um die Ammenmärchen. Indessen verfließt manches Jahr, bis man selbst als Mutter oder Amme dem Kind oder Pflegling zur Beschwichtigung der Neugierde die alten Märchen aus früher Erinnerung wieder zu erzählen hat. Bücher und Urkundspersonen sind nicht da, um sich Rath zu erholen. Das Gedächtniß allein ist der Codex membranaceus. Aber der hat Löcher bekommen. Man flickt sie aus, so gut man kann. Was liegt dem Kinde daran, wenn es nur unterhalten wird. Und so läßt sich denn leicht erklären, wie aus Thor, dem Donnergotte, endlich durch viele Abwandlungen ein Ritter Tord von Meeresburg, aus dem Riesen Thrym ein Tölpel Graf, und aus dem listigen Gott Locke ein förmlicher Kammerdiener oder gar ein Bruder von Thor geworden ist.“⁴⁹

Eine zweite Ursache für die oft drastischen und raschen Veränderungen fügt Gräter noch an: „Man glaubt nicht, wie geschwind sich Sprache und Geschmack verändern.“ Er bemerkt dies deutlich an sich selbst, nachdem er sieben Jahre „durch Ueberladenheit von Pflichten anderer Art der Litteratur entsagen mußte“. Und er schließt weiter: „Nicht sieben, dreyßig Jahre dauert es oft, bis dieselbe Person, die in ihrer Jugend der Amme horchte, nun selbst die Erzählerin wird, dreyßig Jahre, bis die Mutter, die in ihrer Kindheit singen hörte, und mitsang, nun selbst ihr neugieriges Mädchen mit der Erinnerung ferner Tage ergötzt. Manches Wort ist abgekommen, mancher Reim reimt nicht mehr, oder wird von dem schärferen Ohre nicht mehr geduldet. Es werden daher auch in dieser Hinsicht Abänderungen beliebt.“⁵⁰

Zum Beweis für „beyde Wahrheiten“ führt er zwei Fassungen des Liedes „Es blies ein Jäger wohl in sein Horn“ an — die eine bei Herder, die andere in Bragur abgedruckt, also „kaum 20 Jahre aus einander“; er stellt die Abweichungen nebeneinander und resümiert: „Die hohen weiten Sprünge, von denen sich das schlaffe Gedächtniß nur noch des h o erinnerte, und daraus honette! Sprünge machte, die großen Hunde, die mir nicht beißen, statt mir nichts thun, und der Jäger, der durch einen grünen Busch reiten muß, statt daß er sein Hütchen wohl über den Strauß

⁴⁸ Kleinere Schriften I. Bd. 1881, S. 185 (= Altdänische Heldenlieder, Balladen und Märchen. Heidelberg 1811, S. XIX).

⁴⁹ Altdänische Heldenlieder von W. C. Grimm. Rezension in: Heidelbergische Jahrbücher der Litteratur, 6. Jg. 1813, S. 161—198; vgl. S. 190 f.

⁵⁰ Ebenda S. 191.

schwingt, das freylich mit den Gesetzen der Ideenassociation schwer aus dem bloßen Gedächtniß zu restituiren war, zumal da der Strauß selbst schon ein Gedächtnißfehler und eine Verbesserung um des Reims willen für das vermuthlich ältere Strauch zu seyn scheint, — diese wenigen, aus einem unzweydeutigen Beyspiel herausgehobenen Proben der allmählichen Abartung der Volkslieder von ihrer Urgestalt deuten klar genug auf den Weg hin, auf dem man weiter zu schließen hat; und wenn Hr. Gr.[imm] überzeugt ist, daß die Idee einer solchen Abänderung gar nicht volksmäßig sey! (S. XIX der Vorrede) so ist es offenbar, daß er das Volk und ihre Lieder noch gar nicht aus eigener Erfahrung kennt, und letztere bloß an dem Pulte zu studiren angefangen hat.“⁵¹ Der spöttische Vorwurf, den Gräter hier erhebt, wiederholt nur, was er schon bei der metrischen Behandlung der dänischen Lieder kritisierte: „Rec., der nun bald 30 Jahre das Volk in seinen ihm eigenen Gesängen beobachtet, mit Liebe beobachtet, oft mit wahrem Entzücken in der Stille des Waldes oder der Nacht ihm zugehört, und selbst in seiner Jugend manches herzliche Lied aus inniger Seele mit gesungen hat, konnte sich bey dieser ganz a priori gefaßten, aber eben darum auch sehr verunglückten Kunstreglung nicht enthalten, zu lächeln! — So geht es dem Gelehrten am Pulte!“⁵²

Dies war hart gesagt, und es ist nicht verwunderlich, daß Gräter von dem empfindlich getroffenen Wilhelm Grimm nicht weniger harte Gegentreffer einstecken mußte: In seinem „Sendschreiben an Herrn Friedrich David Gräter“⁵³ wies Grimm nicht nur nach, daß Gräter in seiner Kritik zahlreichen Irrtümern erlegen war, daß er Druckfehler gefunden hatte, wo keine waren, und daß er aus der Perspektive der gekränkten Eitelkeit geschrieben hatte — Grimm machte ihm auch seine inkonsequente, sich allzuoft in bloßen Ankündigungen und Versprechungen erschöpfende Arbeitsweise zum Vorwurf. All das mag nicht unberechtigt gewesen sein. Aber es erledigt keineswegs alle Einwendungen Gräters, und es ist sicherlich kein Zufall, daß Wilhelm Grimm auf die oben angeführte Kritik kaum oder gar nicht einging. Hier stand Grimm auf einem Grund, den er ebensowenig aufgeben wie verteidigen konnte: daß die Volkspoesie „gleichsam im Stand der Unschuld“ lebte, war die Prämisse, auf der die Brüder Grimm ihr großartiges Werk bauten, und über der Großartigkeit dieses Werkes übersah man lange Zeit, daß diese Prämisse nicht unanfechtbar war, und daß es nicht nur schnöde Mißgunst und mangelnder poetischer Sinn sein mußte, wenn ein Mann wie Gräter solche „dunklen“ Behauptungen in Frage stellte,⁵⁴ wenn er die prätendierte Naivität der Nachdichtungen eine „Widerlichkeit“ nannte,⁵⁵ und wenn er anstelle der pauschalen Anerkennung der Volkspoesie nüchtern und gewiß auch etwas überbetont auf den mangelhaften Kunstsinne des Volkes⁵⁶ und die daraus möglich werdende „wahrhaft pöbelhafte Verunstaltung“ von Liedern⁵⁷ hinwies. „Volkspoesie“ war für Wilhelm Grimm eine Naturform, war Ausdruck stets lebendiger Schöpferkraft, deren Ursprüngen man nicht nachforschen mußte und durfte — für Gräter dagegen waren beispiels-

⁵¹ Ebenda S. 193.

⁵² Ebenda S. 171 f.

⁵³ Kleinere Schriften, 2. Bd. Berlin 1882, S. 104—136 (= Drei altschottische Lieder in Original und Übersetzung aus zwei neuen Sammlungen. Heidelberg 1813, S. 17—50).

⁵⁴ „Es klingt freylich prächtig (wiewohl dunkel)“, sagt er von dieser Äußerung Wilhelm Grimms. Vgl. Rezension S. 193 f.

⁵⁵ Ebenda S. 174.

⁵⁶ Vgl. ebenda S. 172.

⁵⁷ Ebenda S. 194.

weise die Volkslieder gesellschaftlich und historisch bestimmte Realitäten. Man wird hier heute, bei allem Respekt für die Leistung der Grimms, die Beurteilungskriterien doch neu zu setzen haben; und auch Gräters Auseinandersetzung mit Jacob Grimm, so sehr sie durch Gräters in späteren Jahren kräftig aufblühenden Konkurrenzneid, seine kleinlichen Eitelkeiten und Ungeschicklichkeiten belastet war, wird man unter diesem Aspekt erneut zu überprüfen haben.⁵⁸

Eine weitere Folge aus der Einsicht in den historischen Charakter der Volksüberlieferung — der die letztlich unhistorische Auffassung der Brüder Grimm entgegenstand⁵⁹ — lag in der Anerkennung auch der jüngeren Jahrhunderte, zu der sich Gräter allmählich durchrang. In diesen Zusammenhang gehört nicht nur seine allgemeine Äußerung, daß es an der Zeit sei, das 17. Jahrhundert gerechter zu beurteilen, daß man lange genug „über das Böse dieses besagten Jahrhunderts gesprochen und geschrieben“ habe und nun „wohl auch an sein Gutes denken“ dürfe,⁶⁰ sondern auch seine geschickte Unterscheidung zwischen Altertum und Altertum: „Altertum“ nämlich im Sinne der „Vorzeit“, und „Altertum“ andererseits als eine Objektivation der Vergangenheit, auch wenn sie „nahe an unsere gegenwärtige Zeit“ heranführt.⁶¹ Der schrullig klingende Satz: „Alles, was nicht mehr neu, nicht mehr im Sinne und Geschmacke unserer Zeit ist, das heißen wir alt“⁶² — dieser Satz hat seinen guten Sinn und begründet Gräters Interesse an den Volksbräuchen und Volksüberlieferungen seiner Zeit. Er scheut nicht davor zurück, die Gegenstände aus der „Vorzeit“ herauszurücken; immer wieder versucht er die historische Zuordnung von Liedern und anderen Überlieferungen, für die bereits Beispiele angeführt wurden.

In enger Verbindung damit ist zu erwähnen, daß Gräter auch die schriftlichen Quellen für die Volkslieder in ihrer Bedeutung richtig einschätzte. Gerade weil er die Realitäten der mündlichen Überlieferung kannte, gerade deshalb sah er, wie wichtig schriftliche Aufzeichnungen im Prozeß dieser Überlieferung zu allen Zeiten waren. Ein einziges Beispiel dafür: Die bereits zitierte Beobachtung Gräters, daß zwei verschiedene Erzähllieder fast immer miteinander gesungen werden, ergänzt er durch einen Erklärungsversuch. „Vielleicht kommen beide aus Einer Provinz her, oder stehen auf irgend einem von den gewöhnlichen Volks-Lieder-Bogen beysammen.“⁶³ Grenzt die erste Hälfte der Erklärung noch an wenig kontrollierte genealogische Vermutungen, wie sie die Erforschung der Volkspoesie lange Zeit bestimmten, so ist die zweite von einer sachlichen Nüchternheit, die man nach Gräter lange Zeit vergaß, die aber doch wohl ihre volle Berechtigung hat. Gräter hat eine ganze Reihe von Volksliedern mündlich aufgenommen; aber

⁵⁸ Vgl. Briefwechsel zwischen Jacob Grimm und Friedrich David Gräter aus den Jahren 1810—1813. Herausgegeben von Hermann Fischer. Heilbronn 1877. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß die Beurteiler dieses Streits sich vorschnell in die Position des Denkmalpflegers begeben, und daß sie Gräters Angriffe als Schändung von Nationalheiligtümern verstehen. „Man errötet für Gräter, daß es bis zu diesem Ausgange kam“, heißt es selbst in der sonst sachlichen Darstellung von H. Lohre: Von Percy zum Wunderhorn, S. 100.

⁵⁹ Vgl. Verf.: Natur und Geschichte bei Wilhelm Grimm. In: Zs. f. Völk. 60. Jg. 1964, S. 54—69.

⁶⁰ Gräter macht diese Äußerung im Zusammenhang mit der Veröffentlichung von Gedichten Flemmings und Hofmannswaldaus in: Idunna und Hermode, Jg. 1813, Nr. 10.

⁶¹ Bragur 4. Band S. XVIII.

⁶² Ebenda.

⁶³ Bragur 1. Band S. 268 f. Anmerkung.

er macht auf der anderen Seite nirgends ein Hehl daraus, wo er solche aus Fliegenden Blättern oder aus alten Liederbüchern entnimmt.

Wie diese allgemeinere Rolle der schriftlichen Überlieferung, so schätzte Gräter auch die Leistungen und Wirkungen der poetischen Bearbeiter richtiger ein als viele seiner Zeitgenossen. Schon bald nach dem Erscheinen der Ossiangedichte war in England der Streit um die Echtheit entbrannt, und dieser Streit griff bald auch auf Deutschland über. Gräter nahm verschiedentlich beiläufig dazu Stellung; so merkte er etwa zu einem Ossianaufsatz des Hallenser Professors Rüdiger an: „Allein so gar arg hat es wohl Macpherson nicht gemacht ...“⁶⁴ Im folgenden Jahr führte er aus, was er in dieser fast burschikosen Wendung andeutet. Den Anlaß bot eine Übersetzung „Neu aufgefundene Gedichte Ossians“, die auf irische Lieder zurückging, welche M. Young gesammelt und veröffentlicht hatte.⁶⁵ Gräter stellte seine Besprechung⁶⁶ vor allem darauf ab, die „Verfahrungsart“ Macphersons mit Hilfe der von Young mitgeteilten Originale zu beurteilen.⁶⁷ Er erkannte, daß die Abweichungen vom Ton der „Originale“ — auch wenn dies nicht unmittelbar die Vorlagen Macphersons gewesen sein müssen — „mit der scharfsinnigsten ästhetischen Berechnung der poetischen Wirkung“ erfolgen: „Künstliche Verschleyerung des Historischen, um dem freyen Spiele der Phantasie durch Annäherung der Gegenstände keinen Abbruch zu thun, Benützung des Stoffes zur Rührung und Anziehung des theilnehmenden Herzens, Nachholung übergangener, Ausbildung nur hingeworfener und Sammlung zerstreuter Züge, Vermeidung der volksmäßigen lyrischen Wiederholungen, Ueberspringung der unpoetischen Nebeneideen, Unterdrückung des Ueberflüssigen und Erhöhung des Schönen“ — all das betrachtet er als „Eigenthum der Macphersonschen Malereyen, die erst jene sanfte Schwermuth, jene Hoheit der Bilder, jene erhabenen und rührenden Charaktere, und jenes feyerliche Dunkel, mit einem Worte, diejenige bewundernswürdige ästhetische Vollkommenheit des Ganzen hervorbringen, die uns bey der ebenso meisterhaften als schlaun Haltung des angenommenen antiken Tones getäuscht, an einem Barden auf der ersten Stufe der Cultur in Erstaunen gesetzt, und die schärfer sehenden bald zur Verzeiﬂung der Aechtheit genöthigt hat“.⁶⁸ Es ist unmöglich, hier das ganze verwirrte Ossian-Problem aufzudröseln. So viel aber darf gesagt werden, daß Gräter ganz offensichtlich auf dem rechten Wege war mit seinem doppelten Ziel: durch genaue Analyse sowohl die Echtheit des Vorwurfs wie das Geschick und „die Kunstkenntniß“ der Ausführung zu beweisen; und mehr noch: daß er bei der Scheidung alter und neuer Elemente eine glücklichere Hand bewies als die meisten seiner Zeitgenossen, von denen selbst ein August Wilhelm Schlegel manchen nur scheinbar naiven Ton den alten Versen zugeschrieben hatte,⁶⁹ während Gräter richtig erkannte, daß er den „feinsten Geschmack und die edelste Empfindung“ eines Zeitgenossen bezeuge.⁷⁰

⁶⁴ Bragur 3. Band S. 482 f. Anmerkung.

⁶⁵ Transactions of the Royal Irish Academy 1787, S. 43—119. Übersetzung: Frankfurt und Leipzig 1792.

⁶⁶ Allgemeine Literatur-Zeitung 1795, No. 139 vom 19. May.

⁶⁷ Ebenda S. 346.

⁶⁸ Ebenda S. 347.

⁶⁹ In seinem Aufsatz: Bürger. S. Gottfried August Bürgers sämtliche Werke. 1. Bd. Berlin o. J. S. 62—108. Hierzu kritisch Albert B. Friedmann: The Ballad Revival. Chicago 1961, S. 211.

⁷⁰ Rezension S. 347.

Die fast rückhaltlose Anerkennung der Leistung Macphersons signalisiert freilich ein Dilemma, das — mag es Gräter auch nur selten bewußt geworden sein — doch vorhanden war, und das zu den offenbar letztlich unvermeidlichen Widersprüchlichkeiten gehört, von denen jetzt noch die Rede sein soll. Es handelt sich um das ‚Naivitätsparadox‘, wie man es vielleicht schlagwortartig nennen könnte, um die Tatsache nämlich, daß eine Zeit, die der Naivität nachjagt, eben dadurch einen sentimentalischen Zuschnitt erhält, der zu immer neuen Retouches zwingt; jeder Aufbruch zu den Ursprüngen vergrößert so gewissermaßen die innere Entfernung zu ihnen. Es braucht kaum betont, braucht wenigstens nicht belegt zu werden, daß dieses Dilemma mindestens seit Rousseau und, wenn man so will, bis zum Natürlichkeitsfanatismus der Gegenwart ein Kulturproblem ersten Ranges ist. Weist man es also bei Gräter nach, so ist dies gewiß kein sehr spezifisches Charakteristikum; aber es muß doch genannt werden, da es ein Bestandteil der hin und wieder mit allgemeinen Worten getadelten Inkonsequenz des Forschers und Literaten Gräter ist. Es mag sein, daß wir, wie es wohl nicht selten bei der Konzentration auf das Werk eines Mannes der Fall ist, etwas zuviel zu verstehen und damit auch zu verzeihen suchen — aber ist es nicht möglich, daß ein ausgeprägteres Gefühl dieses Dilemmas — und mag es sich auch nur als Unbehagen ausgewiesen haben — Gräter gerade auch auf dem Gebiet der Volksliedforschung am unbefangenen und munteren Fortschreiten gehindert hat?

Etwas konkreter gesprochen: In der Einleitung seines Volksliedaufsatzes setzt Gräter, davon war schon kurz die Rede, eine rechte Volksliedersammlung von „lyrischen Blumenlesen“ ab (208 f.). Im Verlauf seiner Abhandlung spricht er dann aber auch davon, daß sich „noch manche schöne Blume für eine künftige classische Sammlung der Deutschen Volkslieder pflücken ließe“ (246). Gewiß, es sind hier verschiedene Blumen gemeint. Aber sie werden doch der gleichen Existenzform, werden dem Herbarium überantwortet, werden auf die gleiche Ebene gerückt. Damit wird das Dilemma manifest: Volkslieder sind nicht nach ihrer poetischen Schönheit zu bewerten — oder doch? Und lyrische Bemühungen haben nichts mit Volksliedern zu tun — oder doch? Anders gewendet: Volkslieder sind unmittelbar, unverderbt gewissermaßen, aus dem Volksmund aufzunehmen; wie aber, wenn sie dort schon verderbt sind, darf ihnen dann „aufgeholfen“ werden? Der Zwiespalt zwischen historischer Forschertreue und ästhetischem Bedürfnis wurde von Gräter sicherlich nicht so bewußt ausgetragen wie etwa im Briefwechsel zwischen Arnim und den Brüdern Grimm,⁷¹ aber eine Rolle spielte er gewiß auch für ihn, und während die Heidelberger Romantiker sich in vage Kompromisse retteten, die ihnen — jedem nach seiner Façon — das Fortwirken erlaubten, scheint sich bei Gräter doch eine gewisse Resignation ausgebreitet zu haben.

Schon im Vorbericht zum ersten Band von Bragur berührt er das Problem: „Nicht alles was alt ist, ist deswegen auch schön und gut und bewundernswerth und wichtig. Wir aber wollen nur das Vorzügliche sammeln und aufstellen; denn mit dem übrigen glauben wir ebenso wenig unsern Vätern als unsern Zeitgenossen einen lobenswürdigen Dienst zu thun. Man sieht aus dieser Aeüßerung leicht, daß auch selbst die Sammlung von Volksliedern ihre Grenzen hat. Wirklich haben wir in diesem ersten Bande aus etlichundvierzigen nur sechs, und auch unter diesen ein paar mit Anstand aufgenommen.“⁷² Zwar durchschaut Gräter die Relativi-

⁷¹ Vgl. Karl Eugen Gaß: Die Idee der Volksdichtung und die Geschichtsphilosophie der Romantik. Wien 1940.

⁷² S. 2. „Mit Anstand“ = mit Vorbehalten.

tät aller moralischen und zum Teil auch ästhetischen Bewertungen, wie aus seinem Volksliedaufsatz deutlich wird, wo er voraussieht, daß „der künftige Forscher über solche Unterdrückungen (die er einer unzeitigen Schaam oder anderen Vorurtheilen zuzuschreiben pflegt) nicht selten ungehalten wird“ (240 f.). Aber er vermag sich von seinen strengeren Maßstäben eben doch nicht zu lösen. Er operiert zwar, ähnlich wie Herder und wie die anderen Sammler, mit einer besonderen Ästhetik des Volksliedes, in der einerseits das schmelzend Gefühlvolle⁷³ und andererseits das Naive und Holzschnittmäßige⁷⁴ herausgehoben sind; aber er registriert nicht nur die Entstellungen, das „Zersingen“, sondern er trifft auch auf viele Lieder, bei denen er ganz gleich wie Lessing scheidet: So sagt er beispielsweise von einem Lied auf einem Druck des 16. Jahrhunderts, es sei „des Aufbewahrens in keiner Rücksicht werth, es ist auch kein Volks- sondern ein pöbelhaftes Lied, und darum über seinen Inhalt kein Wort!“⁷⁵

Der Begriff des Volksliedes war — und ist! — ganz offensichtlich zu v a g e und zu k o m p l e x, als daß sich von hier aus eine klare Linie ergeben hätte. Im August 1791 erhält Gräter einen Brief von seinem Freund Fülleborn, in dem dieser auf den ersten Bragurband eingeht. „Das Lied 277“, so schreibt er zu dem Jägerlied ‚Es blies ein Jäger wohl in sein Horn‘, „ist auch hier zu Lande sehr gebräuchlich, wiewohl wir keine eigentlichen V o l k s l i e d e r haben, aber Baurenlieder eine große Menge, und viele darunter recht drollig.“⁷⁶ Gewiß war Fülleborn kein besonderer Meister der Differenzierung; aber seine Unsicherheit ist doch allgemein charakteristisch. Worin lag der Unterschied zwischen „Volkslied“ und „Bauernlied“? War Volkslied der seriösere Begriff? Lag darin der Gedanke des Schichtenverbindenden, ja vielleicht des Nationalen? Ein Schweizer Beiträger schrieb Gräter auf dessen Frage nach Volksliedern aus der Schweiz, er „kenne so viel als nichts nationales“; lediglich den Appenzeller Kuhreihen erwähnte er als „ein uraltes National-Volkslied“.⁷⁷ Ganz sicher war dieser Gedanke des Nationalen auch Gräter alles andere als fremd. Aber er anerkannte, zumal in seinen späteren Jahren, auch fremde Einflüsse und Primate — so räumte er etwa ein, daß das bekannte „Sanft schlief Lisettchen auf dem Grase“ trotz der allgemeinen Verbreitung „kein deutsches Original“ sei, sondern auf ein französisches Lied zurückgehe, und er forderte in diesem Zusammenhang eine „Auseinanderschichtung der einheimischen und fremden“ Liedermusik.⁷⁸ Vor allem aber überkreuzte und durchmischte sich der Gedanke des Deutschen immer wieder mit dem Provinzialen und dem Lokalen, so daß das Nationale gewissermaßen nur *eine* „connotation“, eine mitschwingende Nuance in dem Begriff Volkslied war.

Wenn aber von Pöbelliedern die Rede ist — war damit eine einigermaßen umschreibbare soziale Vorstellung verbunden? Oder galt allgemein die Verbindung, die der Gräter zeitweilig eng verbundene Volksliedsammler Röther herstellte, als

⁷³ Vgl. etwa seine Anmerkung zum Gesang der Landmädchen, den er als „besonders traulich und schmeichelnd“ bezeichnet (Bragur 1. Band, S. 264 Anmerkung), oder die Anmerkung zu einem Liebeslied: „Dieses zärtliche Volkslied ist von der schmachtesten Melodie begleitet, und es dünkt mich, ich hätte noch kein ähnliches mit innigerer Rührung und tieferer Empfindung von Landmädchen singen hören als dies, welches ihre ganze Einbildungskraft zu erhitzen scheint.“ (Bragur 2. Band, S. 119 Anmerkung.)

⁷⁴ Vgl. Ueber die deutschen Volkslieder, S. 283.

⁷⁵ Bragur 1. Band S. 360 Anmerkung.

⁷⁶ Landesbibliothek Stuttgart Cod. Misc. Q 30, Nr. 42.

⁷⁷ Bragur 5. Band S. 175.

⁷⁸ Idunna und Hermode 181, S. 47.

er schrieb: „Die Singlust vermindert sich immer mehr bey dem Volke, wenigstens in den Gegenden, die ich kenne, und so muß manche schöne Feldblume (wie ich diese Lieder nennen möchte), weil ihr die pflegende Hand des Gärtners mangelt, unter dem rauhen Tritt des gelahrten und ungelahrten Pöbels dahinwelken, oder wenigstens verstümmelt und zerknickt werden.“⁷⁹ Wenn aber „Pöbellied“ eine ästhetisch-moralische Klassifizierung war, war dann nicht auch die Frage der „Echtheit“ auf diese Ebene gerückt, war dann die „Pflege“, die sich in dem Zitat Röthers ankündigt, nicht die notwendige Konsequenz? Man sieht: Der Ring schließt sich — an dieser Stelle tritt zum Beispiel Macpherson in sein Recht.

Gräter freilich scheint dem ‚pragmatischen‘ Gedanken einer ‚Liedpflege‘, der aufklärerische Bemühungen wie die Beckers und romantische wie die Arnims merkwürdig eng zusammenschließt, mißtrauisch gegenüber gestanden zu sein. Fast möchte man glauben, daß er sein Erlebnis des ganz und gar ‚un gepflegten‘, weitgehend elementaren und wirklich naiven Volksgesangs, wie es seinen Volksliedaufsatz mitbestimmt, nicht durch die Förderung von Volksliedern zweiter Hand verwässern und verraten wollte. Das „zweite Dasein“ der Volkslieder⁸⁰ kündigte sich an; aber Gräter mißtraute diesem zweiten Dasein offensichtlich. Es wäre nicht erstaunlich — so wohlfeil diese kaum widerlegbare oder beweisbare Mutmaßung auch ist, so sei sie doch ausgesprochen —, wenn Gräter in seiner Schule keine Volkslieder gesungen hätte, weil er das Volkslied über solche, wie ernst auch immer gemeinte Manipulationen stellte. Im ersten Bragurband stellt er jedenfalls den Volksliedern eine Vorbemerkung voran, in der er betont, daß er sie nicht zur Nachahmung, „nicht als Muster“ in seine Zeitschrift einrücke.⁸¹ Wozu dann? Er fährt fort: „Aber Volkslieder sind die getreuesten Bewahrer alter Sitten und alten Geistes; und darum finden sie hier einen Platz.“ Es wurde schon gezeigt, daß diese Überzeugung Gräters bald, und mit den Jahren offenbar immer mehr, ins Wanken geriet. Zwar versucht Gräter, am Wert der Volkslieder festzuhalten, indem er eine Art Trick anwendet, den man so charakterisieren könnte: Gerade die Degeneration, wie sie in der einzelnen Veränderung der Texte zum Ausdruck kommt, zwingt dazu, den Traditionen nachzugehen und sich an Hand von neueren und älteren Belegen zurückzutasten bis zu einer Stufe, auf der das Ganze noch Sinn, Farbe und Form hat. Aber es ist denn doch Degeneration, Wertminderung, Entstellung — und so bleibt Gräters Verhältnis zum Volkslied, soweit es aus den spärlichen späteren Zeugnissen sichtbar wird, zwiespältig.

Es ist auch nicht von der Hand zu weisen, daß für Gräter das Bewußtsein und die Überzeugung eine Rolle spielten, daß das Überlebte vergehen müsse. Dies mag sich merkwürdig anhören, da es auf einen Mann gemünzt ist, dessen Hauptinteresse ein Leben lang einer fernen Vorzeit galt, der mythischen Welt des Nordens. Und doch scheint sich mit diesem Interesse mindestens zeitweilig ein — in der allgemeinsten Bedeutung — progressiver Sinn, ein Gefühl für die Unvermeidlichkeit und Notwendigkeit des Weiterschreitens verbunden zu haben. Auch dieser *Zwiespalt* im Hinblick auf die Bewahrung und Erneuerung des Alten läßt sich nachweisen — an ein paar beiläufigen, aber nichtsdestoweniger aufschluß-

⁷⁹ Bragur 3. Band S. 479.

⁸⁰ Diesen Begriff hat Walter Wiora geprägt: vgl. Der Untergang des Volkslieds und sein zweites Dasein. In: Das Volkslied heute (= Musikalische Zeitfragen Bd. 7). Kassel-Basel 1959, S. 9—25.

⁸¹ Bragur 1. Band S. 263.

reichen Zeugnissen, die allerdings das Gebiet des Volksgesangs verlassen, die aber um des grundsätzlichen Zusammenhangs willen doch kurz erwähnt werden sollen.

Im Jahre 1792 weist Gräter in seinen bibliographischen Notizen auch auf ein Gesellschaftsspiel — ein Würfelspiel wohl — hin, das im Jahre vorher in Leipzig herausgekommen war: „Das teutsche Ritterspiel, nebst einem illuminirten Turnierplan“, das Gräter als langweilig charakterisiert, und dessen stattliche Komparserie und Szenerie aus „Zauberern, behexten Schlössern, Thürmen, gefangenen Fräulein, Brücken, Windmühlen und Eseln“ er ironisch aufzählt.⁸² Schließt man von diesem Zeugnis — und wohl keineswegs zu Unrecht — auf einen Mann, dem solch historisierender Folklorismus verdächtig war, so weist ein Zeugnis aus dem nächsten Bragurband⁸³ in die entgegengesetzte Richtung: Gräter druckt dort eine Nachricht ab, nach der bei der Geburtsfeier der regierenden Fürstin in Rudolstadt „ein altteutsches Turnier“ abgehalten wurde: „Das Costum aller Anwesenden, der Herolde, Knappen, Ritter, Damen etc. war so wohl bey dem Turnier als bey der Tafel altteutsch, und Abends wurde auf der Mummerey (Redoute) der Fackeltanz getantz.“ Dazu bemerken die Herausgeber — und selbst wenn der Nürnberger Häblein hier federführend gewesen sein sollte, so stimmte Gräter doch offenbar überein —, daß eine ausführliche Beschreibung dieses Festes „ein Actenstück von der Liebe für unser vaterländisches Alterthum und zum Theile selbst als Hülfquelle zur Kenntniß der teutschen Ritterzeit“ anzusehen sei, und „jeder Liebhaber des Alterthums“ werde „wünschen, selbst ein Zuschauer bey dieser Belustigung gewesen zu seyn“.

Der Widerspruch wiederholt sich im letzten „Journalisten“-Jahr Gräters. In der Zeitschrift „Idunna und Hermode“ von 1816 druckt er einerseits einen Bericht über einen „characteristischen Maskenball in Leipzig“ nach, der dort unter dem Thema einer „Götterversammlung in Asgard“ arrangiert worden war.⁸⁴ Gräter fügt an, der Artikel gereiche dem Verfasser „zu großer Ehre“, und er betont sein „großes Interesse“ an den Angaben. Bei dem eher schwindenden Interesse am Nordischen, das Gräter wahrzunehmen glaubte, war ihm offenbar auch diese Form der Verbreitung nicht gleichgültig und nicht zuwider. — Im gleichen Jahrgang der Zeitschrift findet sich aber auch die folgende, aufmerksam zu registrierende Randglosse, die mit ihrer Kritik möglicherweise auch den Leipziger Maskenball meint: „Die übertriebene Vorliebe für das Altteutsche bey unserer Mitwelt, die alles Fremde und Neue egoistisch ausschließt, fängt endlich an, auch bey den Regierungen Sensation zu erregen. Am 14 May entstand darüber in dem Leopoldstädter Theater zu Wien ein lebhafter Streit, und Briefen zufolge soll den Jünglingen in Wien die altteutsche Tracht von nun an untersagt seyn, und dieses Verbot sich auch auf die ganze Oesterreichische Monarchie ausdehnen.“⁸⁵ Es ist in unserem Zusammenhang nicht wichtig, welche realen Vorgänge diese Nachricht auslösten. Die Nachricht selbst ist merkwürdig genug: kehrt Gräter darin doch offenbar den eigenen früheren Bestrebungen den Rücken und distanziert sich von dem alteutschen Getue. Mag sein, daß er nur deshalb das ganze Theater kritisierte, weil er nicht mehr Regie darin führte. Vielleicht aber auch — und darauf weist gerade in dieser Zeit manches hin —, vielleicht wurde er zum Kritiker solcher historisie-

⁸² Bragur 2. Band S. 436 f. Nr. 19.

⁸³ 3. Band S. 517 f.

⁸⁴ S. 57 f.

⁸⁵ S. 88.

renden nationalen Bestrebungen, weil er die falschen Töne heraushörte, weil er sah, daß solche Restaurationen zur stagnierenden Restauration führten.

Es ist leicht möglich, daß hier nun manches wissenschaftlichen Überzeugungen und geistesgeschichtlichen Konstellationen zugeschrieben wurde, was in Wirklichkeit vor allem auch mit der unwilligen Gesamtstimmung Gräters, mit seiner Hypochondrie und wohl auch mit seiner inneren und äußeren Belastung als Schulmann zusammenhing — ein autoritäres Schulsystem zermürt ja nicht nur die Schüler. Aber grundsätzlich dürfte der Versuch legitim sein, die weitgehende Isolierung des in seinen jungen Jahren so leidenschaftlich kommunikativen und anregenden Mannes auch einmal durch seine Stellung „zwischen den Zeiten“ zu erklären und vor allem den tieferen Hintergrund mancher Inkonzonanz zu zeigen.

Als er sich 1812 nach langer Pause, in der er den „literarisch Todten“ gespielt hatte,⁸⁶ mit seinem achten Bragurband⁸⁷ wieder zu Wort meldete, verteilte er sein Lob an die jüngeren Vertreter der von ihm mit Interesse verfolgten Wissenschaften und sagte ihnen seinen Gruß. Am Schlusse dieser Aufzählung heißt es: „Einen freundlichen Handschlag endlich reiche ich dem edlen Achim von Arnim und seinem Getreuen, Clemens Brentano. Was für einen reichen Garten voll Blumen alter kindlicher Einfalt haben sie uns vor die Augen gezaubert! Wie vieles gerettet, wie vieles aus dem Dunkel der Vergangenheit hervorgezogen! und wie freundlich und anspruchslos uns das alles dargereicht! Möchten sie noch Ein Verdienst hinzufügen, genaue Nachweisungen auf ihre Quellen, und bey der mündlichen Aufnahme auch die Nachricht, wo? in welchem Lande? und aus wessen Munde?“⁸⁸ Man wird den Einfluß, den Gräter damals in der literarischen Welt hatte, nicht unterschätzen dürfen, und zumal Arnim, der Gräter nicht ganz wenig von seinen Schätzen verdankte,⁸⁹ dürfte Lob und leichten Tadel aufmerksam gelesen haben. Beides, Lob und Tadel, klingt aber doch wie der Gruß aus einer anderen Epoche — zumindest aus größerer zeitlicher Distanz, aus der Gräters Bruch mit den Brüdern Grimm geradezu als „Selbstbegräbnis“ bezeichnet werden konnte.⁹⁰

Wir wissen es nicht, ob die Zeitgenossen jenen Gruß an die Herausgeber des Wunderhorns wenigstens als eine Art Stabübergabe betrachteten oder gar nur als den Versuch eines Gscheiterten, sich in Erinnerung zu bringen und das eigene Werk dem näher zu rücken, was jetzt en vogue war. In die lebendigste Zone des Forschens und Wirkens drang Gräter jedenfalls nicht mehr vor. Die Zeit — war sie über ihn hinweggeschritten? Vielleicht ist es präziser zu sagen: sie war an ihm vorbeigegangen. Wenigstens im Bereich des Volksliedes stand er mit vielen seiner Beobachtungen und Überlegungen an einem anderen Weg der Forschung als demjenigen, der von den Romantikern und ihren Nachfolgern beschritten wurde. Aber der Eindruck ist wohl nicht ganz falsch, daß dies genau der Weg ist, auf den die Forschung später eingebogen ist und auf dem sie sich noch befindet. Deshalb lohnt sich der Rückblick auf Gräter — und seine Volksliedrhapsodie zumindest nimmt jede Peinlichkeit von dem Versuch, provinziale Erinnerung in größere Zusammenhänge zu fügen. Hier, auf diesem Feld, läßt sich der Forscher Gräter mit strengem Maßstab messen: ein hellwacher Beobachter, ein origineller Stilist, ein leidenschaftlicher Verfechter seiner Sache, ein mutiger Kritiker und ein kluger Kopf.

⁸⁶ Bragur 8. Band Vorrede.

⁸⁷ = Odira und Teutora (recte: Odina und Teutona) I = Braga und Hermode V.

⁸⁸ Ebenda S. XXI f.

⁸⁹ Vgl. hierzu H. Lohre: Von Percy zum Wunderhorn, S. 128—130.

⁹⁰ Ebenda S. 101.

Friedrich David Gräter und die zeitgenössische dänische Literatur

Ein Beitrag zur Geschichte der nordischen Studien in Deutschland

Von Wilhelm Friese

„Diese Dänenfreunde an der Donau sind in der That eine merkwürdige Erscheinung. Denn wie viel gehört nicht dazu, bis die Donauwellen mit den Gewässern des Kattegat sich mischen! Aber eben die Entlegenheit und Schwierigkeit erhöht das Verdienst, und wir Anwohner der Ostsee könnten uns dadurch beschämt fühlen.“ Diese Sätze sind einem Leserbrief entnommen, den die Zeitschrift „Die Druiden an der Donau“ in ihrer dritten Nummer im Februar 1828 abdruckt.¹

Nahezu anderthalb Jahrhunderte später dürfen wir die Worte jenes Schreibers wieder aufgreifen: „in der That eine merkwürdige Erscheinung“ sind die von der „Gesellschaft der Dänenfreunde“ herausgegebenen „Druiden an der Donau“. Unter diesem seltsam anmutenden Titel erscheint das letzte Zeitschriftenunternehmen, das der „Professor der Philosophie und der class. Literatur und Rektor des K. Württembergischen Landesgymnasium zu Ulm“ Friedrich David Gräter gegen Ende seines Lebens veranstaltet. Der Ring lebenslanger Bemühungen um die Aneignung und Verbreitung der skandinavischen Literaturen schließt sich: „Nordische Blumen“, Leipzig 1789, waren die erste Frucht des damals gerade 21jährigen Gräters gewesen, „Die Druiden an der Donau“ kommen im wesentlichen unter seiner Verantwortung kurz vor und nach seiner Pensionierung im Jahre 1826 heraus. Die intensive Beschäftigung mit den nordeuropäischen Sprachen und Literaturen — neben dem Isländischen gilt das Interesse besonders dem Dänischen — bleibt bei Gräter nie im Rahmen privater Gelehrsamkeit stecken, die Gründung der „Gesellschaft der Dänenfreunde“ und der Zeitschrift sind ein weiterer, der letzte Versuch in seinem Leben, der Mitwelt Kenntnisse von der nordischen Literatur zu vermitteln.

In der ersten (Januar 1826) und zweiten (Juli 1826) Nummer der „Druiden“ berichtet Gräter ausführlich in einem Artikel mit der Überschrift „Nyerups Besuch in Ulm, oder die Entstehung der Gesellschaft der Dänenfreunde an der Donau“ die Einzelheiten dieses Unternehmens.² Am 20. Juni 1821 besuchte Rasmus Nyerup (1759—1829)³, jener dänische Gelehrte, mit dem Gräter schon einige Jahrzehnte lang eine Korrespondenz über Fragen der nordischen Altertumsforschung und Mythologie geführt hatte, ihn für fünf Tage in Ulm. Gern hätte Gräter seinem Freund aus dem Norden anlässlich dieses Besuches „einen kleinen Dänenverein“ vorgeführt, „allein — doch was soll ich über die, mir obgelegenen Amtspflichten zu viele Worte verlieren! Genug, es war, vermöge der-

¹ Die Druiden an der Donau, Nr. 3 (1828), S. 46.

² Ebd. Nr. 1 (1826), S. 10 f.

³ Für Einzelheiten über Nyerup vgl. Dansk biografisk Leksikon I—XXVII, red. af P. Engelstoft og Sv. Dahl, Kopenhagen 1933—1944. — Die Angaben über Gräters dänische Zeitgenossen in diesem Aufsatz sind diesem Werk entnommen.

selben, platterdings unmöglich, vor der Ankunft meines Freundes noch irgend etwas auf eine, seiner würdige Art ins Werk zu setzen“, und so fügt er hinzu: „Ich verschwieg es ihm daher auch während seines Hierseyns.“⁴

Die erste Anregung zur Gründung einer Gesellschaft war schon, wie Gräter berichtet, einige Jahre vor Nyerups Besuch erfolgt: „Es war im October 1819, dass vier ausgezeichnete und höchstwissbegierige Jünglinge an dem K. Obergymnasium zu Ulm, die Herren Ludwig Bigendorf, Eduard Daumer, Gustav Hohbach, und Dietrich Hassler mir den Wunsch äusserten, auch mit der Sprache der Dänen bekannt, und in ihre Literatur eingeweyht zu werden. Ich entsprach ihrem Wunsche“, setzt er hinzu; die „höchstwissbegierigen Jünglinge“ wußten ganz gewiß um den Lieblingswunsch ihres Rektors. Bei der Suche nach weiteren Mitarbeitern und „Freunden der Dänischen Museen“ finden sie den Senator Theodor Nübling, Herausgeber des Ulmer „Bürgerblattes“ und des „Landboten“, dieser, der acht Jahre in Dänemark gewesen war und Dänisch sprach, wird Mitvorsteher der Gesellschaft.⁵ Die Vorarbeiten für die Gründung der Gesellschaft schließen erst einige Monate nach Nyerups Besuch in Ulm ab: „So ward dieselbe am 24. Oct. 1821, zwar ganz im Kleinen, aber von allen aus ungeheuchelter Liebe zu dem Dänischen Norden und aus herzlicher Verehrung für den ehrwürdigen Nyerup vorläufig gegründet.“⁶ In der folgenden Zeit werden Einladungen zum Beitritt ausgeschiedt, in Dänemark werden so angeschrieben: Professor Rasmus Nyerup, Professor Jens Møller (1779—1833), Doct. Jur. Jens Kragh Høst (1772—1844), der isländische Gelehrte Professor Finnur Magnússon (1781—1847), der Staatsrath, Dannebrog-Ritter und Geheime-Archivar Thorkelin (1752—1829), der Staatsrath und Dannebrog-Ritter Doct. Thorlacius (1775—1829), Professor Erasmus Müller (1776—1834) — all dies sind Männer, die Gräter von seinen nordischen Altertumsforschungen her bekannt sind, es sind Gelehrte, die in jenen Jahren auf diesem Gebiet der nordischen Philologie in Dänemark tätig sind.⁷ In Deutschland wird der Staatsrath von Weißer aus Stuttgart eingeladen. „Sobald nun diese Zustimmungen nach und nach in unseren Händen waren, wendeten wir uns am 13. Oct. 1822 unmittelbar an Se. Majestät den König, legten die Geschichte der Entstehung und die Absicht der Gesellschaft nebst dem

⁴ Die Druiden, Nr. 2 (1826), S. 23. — Vgl. Schwarz, I.: Friedrich David Gräter. Ein Beitrag zur Geschichte der germanischen Philologie und zur Geschichte der deutsch-nordischen Beziehungen (Nordische Studien, Herausgegeben von den Nordischen Auslandsinstituten der Universität Greifswald 17), Greifswald 1935, S. 27 und 97. Die Angaben in dieser gründlichen Dissertation zur Gründung der „Gesellschaft“, die die Verf. dänischen Quellen entnimmt, stimmen nicht. Die „Druiden“ kennt die Verf. offensichtlich nicht; denn weder im Text noch im Literaturverzeichnis werden sie erwähnt.

⁵ Vgl. Biedermann, R. M.: Ulmer Biedermeier im Spiegel seiner Presse. Ulm 1955 (= Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm, Heft 1). Der Verf. vermutet, da Th. U. Nübling auch ein führender Kopf der (1810) verbotenen Freimaurerloge war, die „Gesellschaft der Dänenfreunde“ könnte nicht nur sprachwissenschaftlichen Zwecken gedient haben, sondern auch eine Art geheimer Loge gewesen sein. S. 117—119. — Ganz abwegig ist der Gedanke nicht, die Bezeichnung „Druiden“ (weise Männer) könnte darauf anspielen. Durch die Zeitschrift läßt sich die Vermutung nicht belegen: In ihr finden sich nur sachgebundene Beiträge.

⁶ Die Druiden, Nr. 2, S. 24.

⁷ Vgl. Schwarz, a. a. O., Abschnitt IV, Gräter und die nordische Altertumskunde. Die Verf. gibt Einzelheiten über Gräters Beziehungen zu den dänischen Altertumsforschern.

Entwurf ihrer Statuten⁸ vor, und baten um allergnädigste Genehmigung. Durch höchste Entschliessung vom 11ten Nov. 1822 wurde hierauf von Sr. Königl. Majestät der Bitte des Vorstandes um Erlaubnis, zur Verbreitung der Kenntnis Nordischer Sprachen und Literatur, eine solche Gesellschaft der Dänenfreunde an der Donau errichten zu dürfen, willfährig entsprochen, und diese gnädigste Entschliessung uns durch ein Decret des Königl. Studienraths vom 18ten dess. auf die gemachte Eingabe eröffnet.“⁹

Die erste Nummer der Zeitschrift dieser Gesellschaft erscheint einige Jahre später unter dem bereits erwähnten Titel: „Die Druiden an der Donau. Ein zwangloses Blatt für Normannen und Germanen. Herausgegeben von der Gesellschaft der Dänenfreunde.“ Der Name „Druiden“ im Kopf der Zeitschrift ist für jene Zeit weniger eigenartig als es Lesern in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts erscheinen mag. An der Keltentheorie Philipp Clüvers (1580—1623),¹⁰ die Paul Henri Mallet (1730—1807) in seinen viel gelesenen Werken im 18. Jahrhundert gleichfalls vertritt¹¹ — ihr zufolge sind die „Kelten“ ein Kollektivname für Illyrier, Germanen, Gallier, Spanier und Britannier —, wird an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert noch weithin festgehalten. Sowohl bei den Kelten wie bei den Germanen finden sich nach dieser Lehre Barden und Druiden, der Name Druiden aber bedeutet in der galischen Sprache „weise Männer“, wie wir in einer Abhandlung Gräters nachlesen können.¹² In diesem Sinn ist gewiß der Name im Titelkopf der Zeitschrift gedacht: Als „weise Männer“ mögen sich die Mitglieder der Gesellschaft der Dänenfreunde bei ihrem Unternehmen, den Zeitgenossen eine diesen unbekannte Literatur vorzustellen, vorkommen.¹³

Die Herausgeber widmen die Zeitschrift als „Anti-Xenion“ den „würdigen Stiftern und Vorstehern des Norraena-Fornfraeda-Félags (Gesellschaft für nordische Altertumswissenschaft) Herrn Prof. E. Rask, Königl. Bibliothekar, Major von Abrahamson, Adjutant Sr. Majestät und Lieutenant Rafn, Lehrern bey der Land Kadet-Akademie“. ¹⁴ Das „zwanglose Blatt“, das in Ulm erscheint, ist leider nicht häufig herausgekommen: Nr. 1 kommt im Januar 1826, Nr. 2 im Juli 1826 und Nr. 3 im Februar 1828.¹⁵ In den „Personal-Nachrichten“ der dritten Nummer erfahren wir den Grund für das Nichterscheinen im Jahre 1827. Es heißt dort: „Der Vorsteher der Gesellschaft der Dänenfreunde, Pädagogarch des Donaukreises, Prof. D. Graeter, Rector des K. Landesgymnasium dahier und erster Professor desselben, wurde ... durch höchste Entschliessung Sr. Majestät des Königs vom 30sten Sept. 1826 in Gnaden enthoben, und in den Ruhestand versetzt ... Woh-

⁸ Ebd. S. 28. Die Verf. zitiert die Statuten nach „Einrichtungen und Gesetze der Gesellschaft der Dänenfreunde an der Donau“, Universitätsbibliothek Kopenhagen.

⁹ Die Druiden, Nr. 2, S. 25 f.

¹⁰ Vgl. Clüver, Ph.: *Germaniae antiquae libri III*, Leyden 1616.

¹¹ Vgl. Mallet, P. H.: *Monuments de la mythologie et la poésie des Celtes et particulièrement des anciens Scandinaves*, Kopenhagen 1756.

¹² Vgl. Bragur. *Ein Litterarisches Magazin der Deutschen und Nordischen Vorzeit*. Bd. II. Leipzig 1792, S. 46.

¹³ Hier sei angemerkt, daß eine wissenschaftliche Publikation unserer Zeit den Titel führt: „Nerthus. Nordisch-deutsche Beiträge“ (Bd. I. Düsseldorf-Köln 1964); der Name „Nerthus“ im Titel wirkt kaum weniger befremdlich als die „Druiden“ in Gräters Zeitschrift.

¹⁴ Näheres über die genannten Namen bei Schwarz, Abschnitt IV, S. 90 ff.

¹⁵ Diese Nummern der Zeitschrift sind im Besitz der Universitätsbibliothek Tübingen. Sign.: Ke VIII 43.

nungs-Veränderung, Translocation und neue Ordnung einer Bibliothek von 7000 Bänden, und einer zahlreichen Sammlung von Acten, Urkunden und Beyträgen für das nordische und teutsche Alterthum nahmen einen großen Theil des Jahres 1827 hinweg. Diesen und anderen damit verwandten Umständen ist die Unterbrechung der Druiden für 1827 allein zuzuschreiben.“¹⁶

Mögen „Die Druiden an der Donau“ auch kein langlebiges und bedeutendes Unternehmen gewesen sein, allein das Faktum ihrer Gründung und Existenz ist Grund genug, nach Aufgabe und Zweck dieser Zeitschrift zu fragen. Eine Antwort darauf erhalten wir in der ersten Nummer in einem „Dänemark“ überschriebenen programmatischen Aufsatz: „Die Druiden an der Donau“ wollen dem deutschen Publikum die zeitgenössische dänische Literatur vorstellen. „Keine Lobschrift auf dieses edle Land — dazu ist unsre Kenntniss und unsre Feder zu schwach. Nur Gerechtigkeit, nur Wahrheit wollen wir“, beginnt der Verfasser (Gräter) seinen Artikel; nach einem Hinweis auf die wirtschaftliche Unterstützung, die deutsche Dichter, z. B. Klopstock und Schiller, in Dänemark erhielten, fährt er fort: „Sollte eine Schwesternation, die mit so inniger Theilnahme Deutschlands auffliegenden Genius bewunderte und festhielt, nicht selbst Erzeugnisse der Kunst hervorgebracht haben, die der Unsterblichkeit würdig, und mithin des Studiums aller unbefangenen Kunstfreunde, und noch mehr der teutschen Brudernation werth in hohem Grade sind? . . . Wir sind unzufrieden, hier nicht aus dem reichsten Stoffe ein concentrirtes Meistergemälde unseren Lesern darbiehen zu können. Dazu gehört mehr Kraft, mehr Zeit, wenigstens eine freyere Muse . . . Ganz unbekannt ist freylich die teutsche Literatur mit Dänemarks Schätzen nicht . . . von dem Dramatiker Ewald haben uns zwar seine heroische Traueroper: *Der Tod des Gottes Balder*, ein Cramer und Münter in teutschen Versen zu kosten gegeben, aber noch erreichen diese Uebersetzungen lange nicht das Musikalische des Originals; und die von seinem Rolf Krage, seinem Fischer und seinen Hagestolzen nicht die Schönheit und Kraft desselben. Wessels sämtliche höchst geniale Stücke aber sind der teutschen Lesewelt noch gänzlich unbekannt, so wie die große Zahl herrlicher poetischer Producte, die in dem letzten Jahrzehend des 18ten und in den beiden ersten des 19ten Jahrhunderts jenen frühern Meisterstücken der Dänischen Muse gefolgt sind, und von welchen wir in den künftigen Blättern dieser Zeitschrift reden werden. Dem teutschen Jünglinge und der teutschen Jungfrau, die mit ungemessener Begierde alle neuen, in- und ausländischen Romane verschlingen, ist die gesammte Dänische Literatur bis jetzt noch nichts, als ein Nebelflecken.“¹⁷

Dem „unbefangenen Kunstfreund“ und einem in- und ausländische Romane verschlingenden Publikum möchte Gräter mit Hilfe dieser Zeitschrift einen Zugang zur dänischen Dichtung verschaffen, er will interessierten Lesern eine literarische Landschaft erobern helfen, die weithin unbekannt ist. In diesem Bemühen, die zeitgenössische Literatur der nördlichen Nachbarnation einer breiteren Leserschaft vorzustellen, verspüren wir den vom Geist der Aufklärung mitgeprägten Pädagogen Gräter: Eine jede der von ihm zeit seines Lebens herausgegebenen Zeitschrift will „Unterhaltungsblatt“ und zugleich „Belehrungsblatt“ sein.¹⁸ Er, der als Herausgeber und Übersetzer altnordischer Literatur einige Jahrzehnte

¹⁶ Die Druiden, Nr. 3, S. 47.

¹⁷ Die Druiden, Nr. 1, S. 4 ff.

¹⁸ Vgl. Idunna und Hermode. Eine Alterthumszeitung. Dritter Jahrgang, 1814 (Vorrede).

lang tätig gewesen ist,¹⁹ will sich nun für die Verbreitung der „modernen“ dänischen Poesie in Deutschland einsetzen.

Sehen wir uns die erschienenen Exemplare der Zeitschrift daraufhin an, ob und wie weit sie ihr selbst gestelltes Ziel erreichte, so werden wir leider enttäuscht. Wohl wird die erste Nummer mit einigen Versen von Adam Oehlenschläger (1779—1850), dem bedeutendsten Dichter Dänemarks in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts, eröffnet, doch sind diese Zeilen, die das Verbindende zwischen den Deutschen und Dänen betonen, nicht mehr als eine Art Leitspruch für die Zeitschrift:

Da Odins Stamm sich in zwey Aeste theilte,
Ward doch die Wurzel unsrer alten Sprache
Und die Gesinnung, Denkart unsrer Herzen
Nicht mitgetheilt; und darum gebührt es sich,
Daß sich Normannen und Germanen lieben.

Dies aber bleibt das einzige Mal, daß Oehlenschlägers Name in der Zeitschrift erscheint; nicht nur dies, auch sonst werden Werke der dänischen Dichtung von literarischem Rang nicht vorgestellt. Die wenigen gedruckten Beispiele sind kaum als repräsentativ für die dänische Literatur jener Zeit zu bezeichnen. Aus dem Dänischen sind Lieder von F. Høegh Guldberg (1771—1852) übertragen,²⁰ der Übersetzer Gräter mag in den steifen Versen der akademischen Gelehrtenpoesie dieses literarhistorisch unbedeutenden Poeten manches ihm Vertrautes und Verwandtes entdeckt haben. Von deutschen Dichtungen finden sich ins Dänische übersetzt: Klopstocks „Vaterunser“ von F. Høegh Guldberg und Goethes „Kennst du das Land, wo die Citronen blühen“ von K. L. Rahbek. Im dänischen literarischen Leben jener Jahre war Knud Lyhne Rahbek (1760—1830) eine bedeutsame und einflußreiche Persönlichkeit. Für eine Reihe von Jahren war er Professor für Ästhetik, später für dänische Sprache und Literatur an der Universität Kopenhagen; er betätigte sich journalistisch und besorgte die Herausgabe dänischer Literaturwerke.²¹ Mit dem später noch zu nennenden Chr. Pram gibt er die Monatszeitschrift „Minerva“ heraus; allein veröffentlicht er die Halbwochenzeitschrift „Den danske Tilskuer“, eine Art dänischer „Spectator“: In diesem Blatt erscheint auch die Übersetzung eines Gedichts von Gräter („Teutona und Swea und Dana“) im Jahre 1802.²² Anmerkungen Gräters zu einer Abhandlung des Professors Rahbek im „Tilskueren“ (Nr. 61, 1793) über die deutsche und dänische Literatur finden sich unter der Überschrift „Fra en Literator i Tydskland“ in den „Efterretninger om udenlandsk Literatur“.²³ Zu Rahbeks Zusammenstellung und Vergleich der deutschen und dänischen schönen Literatur meint Gräter u. a.: „Soll ich Ihnen

¹⁹ Schwarz, a. a. O., behandelt diesen Teil der nordischen Studien Gräters sehr ausführlich, besonders in Abschnitt IV, Gräter und die nordische Altertumskunde, S. 90 ff.

²⁰ Der Sterbende, Nr. 2, S. 26 f. Dänisches Nationalied, Original und Übersetzung, Nr. 2, S. 28 ff.

²¹ Zusammen mit R. Nyerup und H. F. Abrahamson veröffentlicht er: Udvalgte Danske Viser fra Middelalderen I—V, Kopenhagen 1812—1814. Mit Nyerup gemeinsam verfaßt er die erste dänische Literaturgeschichte: Bidrag til den danske Digtekunsts Historie I—VI, Kopenhagen 1800—1828.

²² Vgl. F. D. Gräters gesammelte poetische und prosaische Schriften, Heidelberg 1809, S. 169 f. — Vgl. „Verzeichnis der von Gräter herausgegebenen Schriften und solcher, deren Herausgabe er wünschte“, Gräters Nachlaß, Württ. Landesbibliothek Stuttgart, Sign.: cod. misc. 4° nr. 30 d.

²³ Tredie Bind (Januar—April 1794), S. 372—377. — Die Übersetzung der nachfolgenden Zitate aus diesem Artikel Gräters stammt vom Verf.

meine wahre Meinung über die dänische und deutsche schöne Literatur sagen, so glaube ich, daß die Deutschen wohl noch keinen Homer haben, ein solcher kann erst dann kommen, wenn ein und derselbe Kopf Klopstocksche Kraft und Wielandischen Geist in sich vereint, daß aber in der dänischen schönen Literatur bis heute weder ein Klopstock noch ein Wieland aufgetaucht ist. Ich habe aufs neue Baggesens Jugendarbeiten durchgelesen, und gern gebe ich zu, daß er Wielandischen Humor besitzt, aber es fehlt doch einiges, um ein Wieland zu sein. Mit der Zeit kann er es werden ... Ich möchte meinen, Ihre Nation könnte es in der Dichtkunst so weit bringen, daß sie die deutsche übertrifft. Doch will man unparteiisch urteilen, so ist dies gewiß noch nicht der Fall. — Gern gestehe ich zu, daß die dänische Literatur sich vielleicht in den dramatischen Werken mit der deutschen messen kann, doch weiß ich nicht, ob sie bereits so original und so vortrefflich ist, daß sie schwer in die Waagschale der Nationen fällt. Ebenfalls finden sich in der lyrischen Dichtkunst, insbesondere in der neueren Zeit, gewiß sehr viele vorzügliche Arbeiten in der dänischen Literatur, doch was will dies besagen, so lange sich die dänischen Dichter nicht in einer bestimmten Weise so auszeichnen, daß alle Menschen mit Geschmack und Gefühl zugeben müssen, daß sie nie zuvor so etwas Ausgezeichnetes gelesen haben und daß es mit dem Vortrefflichsten, das sie jemals auf der Erde gesehen haben, gleichrangig sei ... Vielleicht währt es nicht lange mit Dänemark, ja, vielleicht ist es schon im Gang, daß sich die dänische Nation, wenn das 19. Jahrhundert heraufkommt, über die kultivierten Nationen Europas erhebt. Möchte es sich nur an seine eigene Kraft halten und uns dann einmal, wenn es in Blüte steht, einen neuen griechischen Parnas schenken, diese Erwartung dürfen wir nach den ersten Knospen der nordischen Dichtkunst sicherlich hegen.“

Gräter hat, wie man sieht, gute Verbindungen zu den literarisch interessierten Kreisen des damaligen Dänemarks. Gewiß beabsichtigt er, diese Beziehungen zum dänischen Geistesleben für seine Zeitschrift auszunutzen; in der zweiten Nummer (S. 30) kündigt er sogar den Druck eines „Dänischen Museums“ an, der Platzmangel in den „Druiden“ mache dies erforderlich — dieses Unternehmen aber zerschlug sich.

Fragen wir nach den Gründen für die kurze Lebensdauer der Zeitschrift, so müssen wir diese wohl vor allem in wirtschaftlichen Schwierigkeiten suchen. Viele Leser werden „Die Druiden an der Donau“ kaum gehabt haben, selbst dann nicht, wenn wir annehmen dürfen, daß sie von mehr als den 18 deutschen und 14 dänischen Mitgliedern, die die „Gesellschaft der Dänenfreunde“ nach einer Mitteilung in der zweiten Nummer (Juli 1826, S. 26) zählt, gelesen wurde.²⁴ Keinesfalls aber erleidet das Unternehmen aus Mangel an mitteilenswertem Stoff Schiffbruch; denn daß Gräter sich in der dänischen Literatur seiner Zeit auskennt, belegen jene wenigen und knapp gehaltenen Notizen und Anmerkungen, die wir verstreut in seinen gedruckten Abhandlungen und in seinem Nachlaß finden.²⁵

*

Namen dänischer Dichter seiner Zeit erwähnt Gräter in Aufsätzen und Beiträgen seiner von 1791 bis 1816 mit Unterbrechungen herausgegebenen Zeitschrift

²⁴ Mit Schreiben vom 4. Januar 1826 hat die Gesellschaft „Umland zum Ehrenmitglied aufgenommen“. Vgl. Uhlands Briefwechsel, Hg. J. Hartmann, Stuttgart und Berlin 1911—1916, Bd. II, S. 241.

²⁵ Gräters Nachlaß befindet sich im Besitz der Württ. Landesbibliothek Stuttgart. Sign.: Cod. misc. 4° 30.

ten „Bragur“, „Braga und Hermode“, „Odina und Teutona“ und „Idunna und Hermode“. Gelegentlich des Abdrucks seiner bereits 1792 entworfenen „Ideen über die Brauchbarkeit der Nordischen Mythologie für die redenden und zeichnenden Künste“ kommt er so auf Baggesen und Oehlenschläger, „der nunmehrigen Zierde des dänischen Parnasses“, zu sprechen;²⁶ an anderer Stelle nennt er Oehlenschläger den „dänischen Shakespeare“,²⁷ oder er weist hin auf die „herrlichen Dichtungen von Ewald und Oehlenschlägers Baldur der Gute“.²⁸ Die Veröffentlichung der Übersetzung einer von Jens Møller verfaßten und bei der Universität Kopenhagen eingereichten Preisschrift „Wäre es der schönen Literatur des Nordens zuträglich, wenn die alte nordische Mythologie eingeführt und von unseren Dichtern statt der griechischen allgemein angenommen würde?“, die 1801 in der dänischen Zeitschrift „Minerva“ erschienen war, bietet Gräter wiederum eine Gelegenheit, sich zur zeitgenössischen dänischen Dichtung zu äußern.²⁹ Gewiß bringt Gräter diese Arbeit nur deshalb, weil sich der Autor, der spätere Theologieprofessor und ein Mitglied der „Gesellschaft der Dänenfreunde“ (vgl. S. 96), in seiner Abhandlung einige Male auf Gräters Aufsätze über die nordische Mythologie in den 90er Jahren bezieht.³⁰ Im Rahmen des vorliegenden Aufsatzes gilt unsere Aufmerksamkeit jedoch weniger Møllers Arbeit als den Fußnoten Gräters, die sich auf die dänische Literatur beziehen. So fügt er zum Beispiel, als Møller das 1785 erschienene Heldengedicht in 15 Gesängen „Stærkodder“ von Christen Henriksen P r a m (1756—1821) erwähnt, in einer Fußnote hinzu: „Wird uns wol irgend einmal ein poetischer Kopf der Teutschen mit einer würdigen Verteutschung dieses dänischen Meisterstücks beschenken? Schon sind es Jahre, daß Pram's Stärkodder erschien, und noch kennt ihn Teutschland nicht! Für Odin und Teutona würde eine solche Uebertragung eins der erfreulichsten Geschenke sein!“³¹ Gräters überschwengliche Worte gelten einem zu jener Zeit in Dänemark sehr geschätzten Werk, in dem der Dichter einen altnordischen Stoff benutzt, um ganz im Geist der Aufklärung ein aktuell vaterländisches Anliegen — die Einheit Dänemarks und Norwegens — zu verkünden. Bedeutend kritischer als in diesem gedruckten Lobpreis einer Dichtung, deren unmittelbares Modell Wielands romantisches Heldengedicht in 14 Gesängen „Oberon“ (1780) ist, schreibt Gräter Jahre zuvor in einem Brief an Nyerup über Prams Epos: „Ich habe seinen (Prams) Stärkodder abermals bedächtigt durchgelesen und stellenweise übersetzt — aber Stärkodder kann in Deutschland sein Glück nicht machen . . . Bei Pram greifen die Räder nicht ineinander, die Charaktere sind mehr äußerlich als innerlich gezeichnet und nicht festgehalten, das Ganze zu einformig und zu monotonisch, kein Schatten und Licht in Situationen, Gruppierungen, Ton, Farben, Sprache . . . die nordischen Götter sind doch wahrlich nicht glücklich benützt und eingeführt, die Mythen und Charaktere in den alten Dichtern nur soso aufgefaßt und gar nicht dem Grundgebäude

²⁶ Odina und Teutona. Ein neues literarisches Magazin der Teutschen und Nordischen Vorzeit. Breslau 1812, Vorrede, S. XXVI.

²⁷ Literarische Beylagen zu Idunna und Hermode auf das Jahr 1816, Nr. 10, S. 38.

²⁸ Gräter, F. D.: Versuch einer Einleitung in die nordische Alterthumskunde I, Dresden 1829, S. 13.

²⁹ Odina und Teutona, S. 46 ff. — Für Einzelheiten zu dieser Schrift vgl. auch: Springer, O.: Die nordische Renaissance in Skandinavien (Tübinger germanistische Arbeiten 22), Stuttgart-Berlin 1936, S. 58 ff.

³⁰ N. F. S. Grundtvig macht Møller gerade dies zum Vorwurf, daß er sich auf einen Deutschen beruft. Vgl. Schwarz, S. 98.

³¹ Odina und Teutona, S. 97.

gemäß und nach dem Vorteil der Kunst ausgebildet.“³² Diese kritischen Worte werden der Dichtung mehr gerecht: Die Einwände Gräters werden im Laufe der Zeit durch die dänische Literaturwissenschaft bestätigt.³³

Zu Möllers Abhandlung wird erneut eine Fußnote durch Gräter notwendig, als Johannes Ewald (1743—1781) heroisches Singspiel „Baldrs Død“ (gedruckt 1775 erschienen) genannt wird. „Dieses kleine niedliche Büchlein verdiente in der Bibliothek jedes Deutschen von Geschmack zu stehen“, setzt er hinzu.³⁴ Aus dem Nachlaß wissen wir, daß er dies Buch in seiner Bibliothek besaß; mehr als einmal hat er sich eingehend mit diesem Werk befaßt und seine Überlegungen niedergeschrieben.³⁵ In einem Entwurf „Über den Gebrauch der Nordischen Mythologie. (Ein Anhang zu den Briefen über den Geist der nordischen Dichtkunst und Mythologie) Neunzehnter Brief“ kommt er, nachdem er den fiktiven Adressaten daran erinnert hat, daß er ihm schon früher die Geschichte von Balder nach der Edda erzählt habe, auf das Stück Ewalds zu sprechen.³⁶ Der Dichter habe seinen Zweck verstanden, die vorgefundenen Mythen weise benutzt und treulich ausgeführt: „Und ob er gleich die Walkyren einführt“, so fügt er hinzu, „so sind sie gleichwohl nichts weniger als die Dea machina — weder sie noch das Orakel bewirken den Ausgang sondern der Held. Auch die Charaktere sind ganz aus den Sagen der Vorzeit geschöpft.“ Richtige Beobachtungen stehen neben falschen in diesen Sätzen. In Ewalds Singspiel wird der Tod Balders durch diesen selbst herbeigeführt, der Held „bewirkt den Ausgang“ des dramatischen Geschehens: „Das erste Gesetz meines Schicksals ist Liebe.“ Gräter bemerkt völlig richtig: „Das Spiel (wird) durch Leidenschaften motiviert.“ Unrecht aber hat er, wenn er glaubt, die Charaktere des Dramas seien aus der „Vorzeit geschöpft“; denn der Held der Tragödie zum Beispiel steht Racines Phèdre und Goethes Werther weit näher als dem Gott der nordischen Mythologie: Dieser bürgerlich-sentimentale Balder hat kaum noch etwas mit der Gestalt aus der Edda gemein.³⁷ Gräter, der sich in Abhandlungen immer wieder für den Gebrauch der nordischen Mythologie in der Dichtung einsetzt, dabei aber stets betonend, daß die nordische Mythologie vorerst nur als Zweck und nicht als Mittel der Darstellung künstlerischer Ideen zu verwenden sei, vermag nicht zu erkennen, daß für Ewald die nordische Götterwelt nur ein Mittel für die dramatische Gestaltung seiner Ideen ist. Die Position Gräters als Kritiker zeitgenössischer dänischer Dichtung schält sich noch deutlicher heraus, als er sich ein weiteres Mal mit Ewalds Werk auseinandersetzt. Einer Teilübersetzung von

³² Brief an Nyerup vom 6. 3. 1794. Zitiert nach Schwarz, a. a. O. S. 97 f. Briefe Gräters an Rasmus Nyerup sind im Besitz der Universitätsbibliothek Kopenhagen.

³³ Vgl. Jansen, F. J. Billeskov: Danmarks Digtekunst II, Kopenhagen 1947, S. 139. — H. M. und W. Svendsen: Geschichte der dänischen Literatur, Neumünster-Kopenhagen 1964, S. 167. — Vgl. auch Springer, O., S. 37 f.

³⁴ Odina und Teutona, S. 88.

³⁵ Vgl. Bragur, Bd. II (1792), S. 34 f. In einer Nachschrift zu seiner Übersetzung von Sayers „Die Niederfahrt der Göttin Freya“ verweist er auf Ewalds Stück, er bedauert, nicht „genügend Raum“ für eine ausführliche Darstellung zu haben. Die handschriftlichen Entwürfe und Skizzen in seinem Nachlaß, nach dem ich im folgenden zitiere, mögen Vorarbeiten dafür gewesen sein.

³⁶ Zu J. Ewald vgl. die ausführliche Darstellung bei Magon, L.: Ein Jahrhundert geistiger und literarischer Beziehungen zwischen Deutschland und Skandinavien 1750 bis 1850. I. Band: Die Klopstockzeit in Dänemark. Johannes Ewald. Dortmund 1926. Über „Baldrs Død“ S. 449 ff.

³⁷ Vgl. Jansen, Danmarks Digtekunst II, a. a. O. S. 213 ff. — Springer, O., Die nordische Renaissance, S. 21 ff.

„Balders Tod“³⁸ stellt er u. a. die folgenden Worte voran: „Der Verf. hat die Geschichte genommen, wie sie Saxo Grammaticus im dritten Buche anführt, nämlich die Eifersucht zwischen Baldern und Hothern wegen der schönen Nanna.“ (Gräter verweist hier auf seine „Nordische Blumen“, S. 280: In einem Aufsatz „Ueber die Walkyren“ bringt er Saxos Erzählung von Balder, Hother und Nanna zusammen mit einigen kritischen Anmerkungen zu dessen Walküren-Auffassung.) „... Hier kommen zwey Umstände dem Dichter zustatten, nämlich die Eifersucht zwischen Balder und Hother, und dann die Theilnehmung der Walkyren. Obgleich in meiner Abhandlung der Irrthum des Saxo dargestellt ist, und die Nymphen von denen er spricht, Schutznornen und nicht Walkyren sind, so hat doch der Dichter dem Geschichtsschreiber nachgeholfen, und die Walkyren sind bey ihm, was sie seyn solln. Zudem motivieren diese beyden Umstände die ganze Handlung wie sie sich sonst vielleicht aus keiner anderen Art motivieren ließ, und sind dadurch der Fabel des Stücks ganz wertvoll geworden.“

Wenn Gräter in der Eifersucht und den Walküren Hauptmotive des heroischen Singspiels sieht, so gilt dies nur, um sein Wort wieder aufzunehmen, für den ersten „Umstand“, nicht aber für die Walküren, die er, Kenner der nordischen Mythologie, als Schlachtgöttinnen sieht, diese haben im Drama jedoch nur den Namen mit den nordischen mythischen Wesen gemeinsam und spielen nur eine untergeordnete Rolle: Die Modelle für die Walküren fand Ewald in den Hexen von Shakespeares „Macbeth“. Gräters Urteil über das Stück des dänischen Dichters wird nahezu ausschließlich bestimmt durch die Antwort auf die Frage: Wie verhält sich das Dargestellte zu den Erzählungen in der Edda Snorris; denn Saxo — Ewalds Hauptquelle — ist für Gräter „ohne dies nicht der Mann, auf den man sich verlassen könnte“.³⁹ So darf es nicht wunder nehmen, wenn er etwas beckmesserisch Ewald vorwirft — die Bemerkung findet sich in einer Fußnote zu der von Hother gebrauchten Anrede: „Ha verliebter Halbgott, verzeih' ich störe dich —“ —, daß er seinen Helden Balder einen Halbgott und nicht einen Gott nenne, dem Gegenspieler Hother komme der Name eines Halbgottes zu.⁴⁰

Eine von seinem Gesichtspunkt aus befriedigendere Darstellung der nordischen Mythologie findet Gräter in der 1785 erschienenen Verserzählung Jens Baggesens (1764—1826) „Poesiens Oprindelse“ oder „Odins Rejse til Dovre“.⁴¹ „Wie gern wollte ich“, schreibt er einmal, „um unterhaltender zu seyn, dem unter uns noch zu wenig bekannten dänischen Dichter, Herrn Baggesen seine komische Erzählung vom Ursprung der Dichtkunst, in welcher dies Sujet mit wahrer Wielandischer Laune bearbeitet ist, nacherzählen.“⁴² Der Nachahmung von Wielands

³⁸ Vgl. Golther, W.: Die Edda in deutscher Nachbildung, in: Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte, N. F. Bd. 6 (1893), S. 281. Nach Golther sind im Bardenalmanach für 1802, S. 31 ff., zwei von Gräter übersetzte Stücke des Singspiels abgedruckt. Den Bardenalmanach habe ich leider nicht einsehen können, ich vermute, daß die gedruckten Abschnitte der im Nachlaß vorliegenden handschriftlichen Übersetzung entsprechen. — Der „Bardenalmanach der Deutschen für 1802“, Neustrelitz 1802, wurde von F. D. Gräter und K. L. A. H. von Münchhausen herausgegeben.

³⁹ Gräter, Ueber die Walkyren, in: Nordische Blumen, Leipzig 1789, S. 280.

⁴⁰ Ewalds dänische Zeitgenossen brachten zum Teil ähnliche Kritik vor: so erschien einigen Nanna zu frech und nicht schamhaft genug; Luxdorph, der Präsident der „Gesellschaft zur Förderung der schönen und nützlichen Wissenschaften“, schreibt: „Ewalds ‚Balders Tod‘ gelesen, — non sani hominis.“ Zitiert nach Springer, O., S. 30.

⁴¹ In: Baggesen, J.: Comiske Fortaellinger, Kopenhagen 1785.

⁴² Nordische Blumen, a. a. O. S. 312.

„Comischen Erzählungen“, 1765, in J. Baggesens Dichtung — bei dem dänischen Dichter tritt an die Stelle der griechischen die nordische Mythologie — steht Gräter gewogener gegenüber als dem Ewaldschen Singspiel; denn „mythische Sujets sind überhaupt der dramatischen Dichtart nicht günstig“,⁴³ ihnen ist die „lyrisch-epische Dichtart und die komische Erzählung“⁴⁴ gemäß; vor allem aber, und dies fällt besonders ins Gewicht, hält sich Baggesen enger an die altnordische Fabel. Die Erzählung über den „Ursprung der Dichtkunst“ kennt Gräter aus Snorris Edda, in der von der Heimholung des Dichtermeths nach Asgard durch Odin berichtet wird, sie ist ihm auch bekannt aus einigen Strophen der Hávamál in der älteren Edda. Er selbst hat nach der Reseniusschen Ausgabe der Hávamál Odins Raub des Suttungstranks und sein Liebesabenteuer mit Gunnlöda in freier Anordnung der Strophen übersetzt.⁴⁵

*

Die mythische Erzählung von Odin und der Riesentochter Gunnlöda reizt auch Gräter zu einem poetischen Versuch, von dem einige Partien in Wielands „Neuem teutschen Merkur“ erschienen sind.⁴⁶ Im Nachlaß findet sich das Manuskript — nebst Entwürfen und Skizzen — dieser komischen Verserzählung unter dem Titel: „Odin und Gunnlöda. Eine nordische Göttergeschichte in zwölf Gesängen.“⁴⁷ Einige von den etwa 600 Versen des ersten Gesangs — weiter ist er nicht gelangt — mögen als Kostprobe folgen. Der Prolog beginnt mit den Worten:

Vor ein halbdusend tausend Jahren
Da war noch eine andre Zeit!
Als noch im Himmel Götter waren —
Ich denke mirs im Geist wie heut!

Im Prolog erfahren wir, daß der Isländer Saemund dem König Magnus — einer Gestalt aus Prams Dichtung, wie Gräter durch eine Fußnote erläutert — eine Geschichte erzählen soll, um diesem eine lange Winternacht zu verkürzen. Saemund bietet ihm „ein Märchen vom alten Norden“ an:

Hm! Hm! Könnt seyn, daß so ein Schnak von Antiquität
Mich auch einmal kurzweilen thät!

meint darauf der König, und nach einem kurzen Hinweis Saemunds auf Odins Liebesabenteuer mit Gunnlöda endet der Prolog mit den Worten:

Schon recht! fiel hier Sir Magnus ein:
Das mag eine schnak'sche Geschichte seyn!
Nur schreitet gleich zum Werk, und sagt
Mir alsobald die Mähr von jener schönen Nacht!

⁴³ Bragur II (1792), S. 34.

⁴⁴ Bragur VII (1802), S. 95.

⁴⁵ Nordische Blumen, S. 317 ff. (In dem Aufsatz: Zwey entdeckte Lieder, S. 305 ff.)

⁴⁶ Der neue teutsche Merkur, Hg. C. M. Wieland, April 1805, S. 264—273, Odins Reden an die Götter, Vers 162—257; 460—528.

⁴⁷ Dankenswerterweise machte mich Herr stud. phil. Roland Narr auf das Fragment im Nachlaß Gräters aufmerksam. Schwarz, S. 96, meint, das Gedicht sei verschollen. — Nachlaß: Cod. misc. 4° 30 b (XX, XXI).

Und somit hebt der erste Gesang der nordischen Göttergeschichte an:

Als Odin in dem edlen Rathe
Der Götter einst auf seinem Throne saß —
Fuhr Saemund fort — Es wäre Schade,
Wenn ich das Abenteu'r, davon Ihr die Gnade
Mich zu vernehmen habt, nicht von dem grünen Gras
Begänne, worinnen damals im väterlichen Sprengel,
G u n n l ö d a, schön wie der May, und freundlich wie ein Engel,
Hochaufgeschürzt in aller Unschuld saß,
Und für den Hochzeittag zu einem Busenstengel
Narcissen und Viole las.

Ob etwa nur ein reizendes Gesicht,
Ein Auge, dessen Gluth in aller Herzen zündet,
Ein Purpurmund, der schweigend spricht,
Ein Blick, der kommt und überwindet,
Ein Lockenhaar, das leicht sich um den Nacken flicht,
Ein Busen, der im Niederbücken
Hervor aus seidnen Fesseln bricht,
Der Zauber war, der Götter zu berücken
Vermocht hat: oder ob nachlässiglich bedeckt
Die Riesin andern Stoff zu Lust und Liebe reichte,
Und was man sonst in Drapperie versteckt,
Und Eva nach dem Fall mit Blättern zugedeckt,
Ein zu erhobenes Knie dem Aug des Gottes zeigte,
Das weiß die Muse nicht.

Kurz Odin, der sich eben,
Um von der Menschen Thun den Göttern Nachricht zu geben,
Auf Lidskialf, den Zauberthron, gesetzt,
Die Länder überschaut, und jetzt
Auch auf das Plätzchen hinunter schielt,
Wo just das schöne Kind mit ihren Blumen spielt,
Weiß nicht, wovon ihm alle Nerven beben.
Sein weißes Rabenpaar
G e d ä c h t n i s und V e r s t a n d,* ist plötzlich fort, er sieht
Und hört sonst nichts; ein junges Feuer glüht
Durch alle Adern ihm, und seinen Lippen entflieht
Ein lautes Ach!

Die Götter, die jetzt in pleno zusammengekommen,
Erschrecken darob, und seufzen heimlich nach:
„O Himmel, was hat wohl unser Papa vernommen!“
Doch eitler Wahn!

Den Herrn der Welt ficht jetzt kein Unglück an:
Die Liebe seufzt in ihm, er glüht nach dem Entzücken,
Die schönste Sterbliche an seine Brust zu drücken. (Vers 1—42)

Nach einigen Überlegungen gelangt Odin zu dem Schluß, im Augenblick
Gunnlöda noch nicht zu erobern; einer seiner zurückkehrenden Raben raunt ihm
ins Ohr:

„Wer warten kann, erhält mit Ruhm die Braut!“
„Ja wohl! ich muß itzt die Begierde zähmen,
(Spricht Odin bey sich selbst) und von dem holden Kind,
So schwer's mir wird, für heute Abschied nehmen!
Also auf Wiedersehen!
Du magst noch eine Zeit in deiner Unschuld gehn,
Doch bist du wahrlich viel zu schön,
Als daß ich dich, die einem Gott zum Lohne

* Munnin und Huginn (Fußnote Gräters).

Für die Regentenlast gebührt,
 Dem alten, bärt'gen Riesensohne,
 Der bald dich im Triumph in seine Kammer führt,
 Könnst' ohne Steuer zugestehn:
 Und hat nicht meine Obermacht
 Das alte Priesterrecht, das Recht der ersten Nacht?
 Vielleicht, du schönes Kind, bist du auch gar, (wer weiß!)
 Es werth, dich in den Himmel zu versetzen;
 Zum mindesten taugst du mehr, als einen Mann von Eis
 So ohne Dank mit deinem Reiz zu letzen!
 Nur eine Nacht mit dir! den Himmel gäb ich hin
 Samt allen Frau'n nebst meiner Königin!
 Allein wie fang ich's an? denn meinen Herrn Collegen
 Im Cötterrath ist nicht zu trau'n:
 Auch sie sind klug, und pflegen
 Nach schönen Mädchen selbst zu schau'n.
 Noch mehr als sie hab' ich das schöne Geschlecht zu fürchten!
 Zwar meine Königin, die keine Juno ist,
 Und mich nach einer Diversion
 Von solcher Art noch immer zärtlich küßt,
 Und inniger liebt als vor, drückt schon
 Ein Auge zu! Allein die andern erwürgten
 Mich auf dem Platz', oder machten mich toll,
 Und schriean mir die Ohren voll:
 „Wie? was? der oberste Gott! verehrt von allen Göttinnen,
 Der, wenn er will, befehlen kann!
 Und so sich wegzuerwerfen! der Universalgalan
 Des Himmels! Pfuy! Ein so kluger Mann!
 Und so! da kömmt man noch von Sinnen!“
 Und Freya, das liebe, gute Kind,
 Die keinen liebt als mich; den Bruder ihrer Gefühle
 Mich nennt, und mir nur zu gefallen sinnt,
 Die weint sich die Augen blind!
 So monologt er fort. Allein nun rückt man die Stühle
 Vor Ungeduld — — — und Odin rafft sich geschwind
 Zusammen; denkt, dichtet und überlegt, so lange bis er endlich
 Den Plan zum schönsten Spiel gewinnt (Vers 70—114)

Odins Plan läuft darauf hinaus, die Götter zu überreden, ihn als Gesandten zu Gunnlöda zu schicken; er hofft, allen auftauchenden mißlichen Situationen gewachsen zu sein. Zuvor jedoch soll Hermodur die Lage auskundschaften und den Göttern einen Bericht erstatten. Der zweite Gesang soll — nach der Skizze in Gräters Nachlaß — folgendermaßen beginnen: „Gunnlöda träumt in dem ihr von Odin verliehenen Schläfe, daß ein Gott in der Gestalt eines schönen Jünglings ihr erscheine, sie liebe, und sie bitte, doch ja nicht dem alten Riesen ihre Hand zu geben.“

Die angeführten Verse mögen als Kostprobe aus der über den ersten Gesang — die Zeilen 400—800 sind nur als Brouillon vorhanden — nicht hinausgekommenen „nordischen Göttergeschichte“ genügen. In burlesker Weise gestaltet Gräter seine komische Verserzählung: Als höchst menschliche Wesen, mit allen Schwächen der menschlichen Natur, erscheinen die Götter. Redlich bemüht er sich, die scherzend galante und frivole Art der Wielandischen „Comischen Erzählungen“ nachzuahmen; doch fehlt seinen Versen sowohl das raffiniert Erotische wie auch die spielerische Anmut der Dichtung seines Landsmanns. „Odin und Gunnlöda“ weist mehr brav-bürgerliche, mitunter auch hausbacken-philiströse Züge auf. Die parodierenden und satirischen Elemente in den Gedichten Wielands und selbst

Baggesens tauchen nicht auf, gleichfalls wird der Leser vergeblich nach dem überlegenen Ironischen in der deutschen Vorlage Gräters suchen. Unmittelbares Modell dieser derb-frivolen Burleske ist wohl die dänische Dichtung: die Anfangszeilen des Prologs, Odins Blick über die Welt von seinem Sitz Lidskialf, die Herren Kollegen des Götterrats, die Schilderung der weiblichen Reize Gunnlödens: all dies konnte Gräter in Baggesens „Poesiens Oprindelse“ finden.⁴⁸ Mehr als ein reizendes Nebenprodukt seiner nordischen Studien sind diese Verse wohl nicht: Die unvollendet gebliebene „Göttergeschichte“ ist eine rokokohafte Arabeske an seinem Gesamtwerk.

Mit einem anderen poetischen Unternehmen sollte Gräter mehr Glück haben als mit der Verserzählung „Odin und Gunnlöda“, die zeit seines Lebens nur in Auszügen erschienen ist. Seine 1793 geschriebene Dichtung „A m a l i e. Ein Obelisk“ wurde von J. K. Høst ins Dänische übersetzt und in dessen unterhaltendem Wochenblatt „Euphrosine“ veröffentlicht.⁴⁹ Andere ins Dänische übertragene Arbeiten Gräters wurden in Høsts literarisch orientiertem Blatt „Efterretninger om udenlandsk Literatur“⁵⁰ bzw. in der mehr belehrenden Zeitschrift „Ei blot til Lyst“⁵¹ gedruckt. Wiederum wird bestätigt, was bereits in einem anderen Zusammenhang festgestellt worden ist: Gräter ist nicht unbekannt in literarischen und journalistischen Kreisen des zeitgenössischen Dänemarks.

*

Viele Jahrzehnte hindurch beschäftigt sich Gräter intensiv mit den nordischen Sprachen und Literaturen; wenn ihm, wie er einmal schreibt, auch nur die Stunden der Erholung von seinem Amtsberuf dafür zur Verfügung standen,⁵² so hat er doch nicht wenig Bewundernswürdiges geschaffen. Die Verdienste des „unermüdsamen“ Gräter⁵³ auf dem Gebiet der nordischen Studien erkennen seine dänischen Zeitgenossen an: Er wird Mitglied der Gesellschaft für Nordische Altertumskunde (Det kgl. nordiske Oldskriftselskab) und der Skandinavischen Literaturgesellschaft (Det skandinaviske Litteraturselskab).⁵⁴ Der Erforschung der nor-

⁴⁸ Vgl. Jens Baggesens danske Vaerker. Udgivne af Forfatterens Sønner og C. J. Boye. Bd. I, Kopenhagen 1827, S. 43–84. — Hier sei ein Brief Gräters vom 6.3.1794 (zitiert bei Schwarz, S. 17) an Nyerup erwähnt, in dem er u. a. schreibt, er habe „Odin und Gunnlöda“ nach 1787 begonnen, erst später habe er Baggesens Dichtung kennengelernt. Meine Darstellung braucht nicht dem zu widersprechen. Der Einfluß von „Poesiens Oprindelse“ ist an einigen Stellen so offenkundig, daß ich vermute, Gräters Manuskript im Nachlaß ist das Ergebnis eines erneuten Versuchs, den mythischen Stoff dichterisch zu gestalten — aber dieses Mal nach der Lektüre der Baggesenschen Dichtung. Gräters Vertrautsein mit Baggesens Werk zeigt auch seine Übersetzung von „Ymers Dannelselse“ (Nye blandede Digte, Kopenhagen 1807, S. 298–302) unter dem Titel „Die Erschaffung Ymers“ in: Gräters gesammelte poetische und prosaische Schriften, Heidelberg 1809, S. 251 ff. Unter den Titel setzt Gräter die Worte: „Aus des Dichters schriftlicher Mittheilung.“

⁴⁹ Euphrosine, Et Tidskrift for Damer, I. Bind, Kopenhagen 1796, S. 90–94. Vgl. „Verzeichnis der von Gräter herausgegebenen Schriften“.

⁵⁰ Ebd. — Vgl. Fußnote 23.

⁵¹ Ebd.

⁵² Gräter, F. D.: Versuch einer Einleitung in die nordische Alterthumskunde, S. I f.

⁵³ So nennt ihn Jens Möller in: Historiske Calender. In deutscher Übersetzung zitiert unter „Schriften aus dem Norden“, in: Literarische Beylagen zu Idunna und Hermode auf das Jahr 1816, Nr. 10, S. 38.

⁵⁴ Über die Bedeutung der Skandinavischen Literaturgesellschaft vgl. Andersen, V.: Det Attende Aarhundrede, in: Illustreret dansk Litteraturhistorie II, Kopenhagen 1934, S. 980.

dischen Mythologie, der altnordischen Dichtung und der dänischen Folkeviser⁵⁵ hat Gräter die meiste Zeit seiner „Lieblingsstudien“, wie er seine nordischen Studien nennt,⁵⁶ gewidmet. Die Ergebnisse seiner Arbeit veröffentlicht er zumeist in „Bragur“, dem „Litterarischen Magazin der Deutschen und Nordischen Vorzeit“, dieser ersten „ausschließlich der deutschen Philologie und Volkskunde gewidmeten Zeitschrift“.⁵⁷ Auf ähnliche Weise versucht er auch, die „Kenntnis der dänischen Sprache und Literatur“⁵⁸ unter dem gelehrten und interessierten Publikum zu verbreiten. Sein Vorhaben, „Briefe über die schöne Literatur der Dänen“ in Wielands „Teutschem Merkur“ zu veröffentlichen, gelangt leider nicht zur Ausführung.⁵⁹ Wie sehr ihm aber die Verbreitung der „Meisterwerke der Dänischen Muse“ am Herzen liegt, machen die Gründung der „Gesellschaft der Dänenfreunde“ und die Herausgabe der „Druiden an der Donau“ deutlich: Eine „ungeheuchelte Liebe zu dem Dänischen Norden“ steht hinter diesen beiden Unternehmen. Gräters „Druiden an der Donau“ sind nach vielversprechendem Anfang gescheitert, gleichwohl darf und sollte die deutsche Nordistik — hier nicht verstanden als ein Teilgebiet der älteren Germanistik oder der Germanischen Altertumskunde — diese Zeitschrift nicht vergessen.

„Die Druiden an der Donau“ haben sich als erste Zeitschrift in Deutschland das Ziel gesetzt, die zeitgenössische dänische Literatur vorzustellen, dies nicht nur in Form von Aufsätzen und Abhandlungen, sondern auch durch den Abdruck von Originaltexten und Übersetzungen, durch die Einführung einer Art Bibliographie („Neueste Schriften aus Dänemark und Norwegen“), in der Neuerscheinungen angemeldet und kurz besprochen werden. Selbst der Anzeigenteil, in der Druck-erzeugnisse der Gesellschaft für Nordische Alterthumskunde zu Kopenhagen zur Subskription angeboten werden, steht im Einklang mit dem wissenschaftlichen Charakter der Zeitschrift. Die nur kurze Lebensdauer der „Druiden“ erscheint in einem anderen Licht, wenn wir uns vor Augen halten, daß es ähnlichen Unternehmen in Deutschland bis in die jüngste Zeit hinein nicht viel besser ergangen ist. Die in Greifswald vom Nordischen Institut der Universität herausgegebene „Nordische Rundschau“, die „in gediegenen wissenschaftlichen, doch allgemeinverständlichen Aufsätzen aus deutscher und nordischer Feder Kenntnis des Nordens verbreiten . . . sollte“, erschien in den Jahren von 1928 bis 1938.⁶⁰ Wie Leopold Magon, einer ihrer Herausgeber von 1930 bis 1938 schreibt, wandte sich die Zeitschrift an den Wissenschaftler und den interessierten Laien, ohne dessen tätige

⁵⁵ Roos, C.: Die dänische Folkeviser in der Weltliteratur, in: Forschungsprobleme der vergl. Literaturgeschichte (Hg. K. Wais), Bd. I, Tübingen 1951, S. 79—100.

⁵⁶ Gräter, Versuch einer Einleitung in die nordische Alterthumskunde, S. II.

⁵⁷ Moser, H.: Uhlands schwäbische Sagenkunde und die germanistisch-volkskundliche Forschung der Romantik (Schwäbische Beiträge zur Philologie und Volkskunde 1), Tübingen 1950, S. 7.

⁵⁸ So heißt es u. a. in den Statuten der Gesellschaft der Dänenfreunde, vgl. Schwarz, S. 28.

⁵⁹ Die „Briefe“ plant Gräter nach einem Brief vom 8. 2. 1796 an Wieland, vgl. Schwarz, S. 19.

⁶⁰ Vgl. Magon, L.: Die Geschichte der nordischen Studien und die Begründung des Nordischen Instituts, in: Festschrift zur 500-Jahr-Feier der Universität Greifswald, Bd. II, Greifswald 1956, S. 268. — Noch kurzlebiger war die „Deutsch-Nordische Zeitschrift“, die nur in 2 Jahrgängen (1928/29) erschien. Vgl. Meyen, F.: Die nordeuropäischen Länder im Spiegel der deutschen Universitätsschriften 1885—1957 (Bonner Beiträge zur Bibliotheks- und Bücherkunde 4), Bonn 1958, S. XVII.

Hilfe die Zeitschrift sich nicht hätte halten lassen.⁶¹ Wie man sieht, hat sich in den 100 Jahren, die zwischen dem Erscheinen der „Druiden an der Donau“ und der „Nordischen Rundschau“ vergangen sind, nicht viel geändert.

*

Carl Roos nennt Gräter unter Hinweis auf dessen altnordische Studien und die Übersetzung einiger Folkeviser den ersten deutschen „Nordisten“,⁶² mit ähnlichen Argumenten belegt Ernest Tonnelat seine Feststellung, Gräter sei „le grand-maître des études scandinaves en Allemagne“.⁶³ Am Schluß meiner Erörterungen über „Gräter und die zeitgenössische dänische Literatur“ seien diese Äußerungen des dänischen und französischen Germanisten aufgegriffen: Dürfen wir Gräter als den „Bahnbrecher“⁶⁴ der deutschen Nordistik bezeichnen?

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts bilden die altnordische Sprache und Literatur den Schwerpunkt der nordischen Forschungen, die im Rahmen der „germanischen Philologie“ betrieben werden — eine Praxis, an der die deutschen Universitäten lange Zeit festgehalten haben.⁶⁵ Gräters Studien und Veröffentlichungen aber, so fragmentarisch, unvollkommen und unbefriedigend sie vielleicht aus unserer Sicht erscheinen mögen, beschränken sich nicht auf das Altnordische und die nordische Mythologie, sie gelten ebenso der mittelalterlichen Folkevise und der zeitgenössischen Dichtung Dänemarks. Seine „Lieblingsstudien“ umspannen den gesamten Forschungsbereich der nordischen Philologie oder Nordistik, d. h. der Wissenschaft von den nordischen Sprachen und Literaturen; diese Weite seiner Studien läßt ihn unter den deutschen Gelehrten, die sich gegen Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts mit dem Nordischen befassen,⁶⁶ eine Sonderstellung einnehmen: Friedrich David Gräter darf mit Recht der erste Nordist Deutschlands genannt werden.

⁶¹ Magon, Die Geschichte der nordischen Studien, S. 268.

⁶² Roos, Die dänische Folkevise, S. 90. — Roos, der sich auf die Arbeit von I. Schwarz stützt, sind in seinen Angaben über Gräter einige Fehler unterlaufen. So gründete Gräter die „Gesellschaft der Dänenfreunde“ nicht anläßlich von Nyerups Besuch in Schwäbisch Hall.

Vgl. auch Roos, C.: Die nordischen Literaturen in ihrer Bedeutung für die deutsche, in: Deutsche Philologie im Aufriß, Bd. III, 2. überarb. Aufl. Berlin 1962, Sp. 376.

⁶³ Tonnelat, E.: Les Frères Grimm. Leur Oeuvre de Jeunesse. Paris 1912, S. 162.

⁶⁴ Roos, Die nordischen Literaturen in ihrer Bedeutung für die deutsche, Sp. 376.

⁶⁵ Magon, Die Geschichte der nordischen Studien, S. 260. — Meyen, Die nordeuropäischen Länder. In der Einleitung umreißt der Verf. kurz die Geschichte der nordischen Studien an den deutschen Universitäten.

⁶⁶ Genannt seien die Brüder Grimm und Friedrich Heinrich von der Hagen. Zu Gräters Verhältnis zu den Brüdern Grimm vgl. Schwarz, S. 114 ff.; v. d. Hagen lieferte Beiträge für „Idunna und Hermode“ und korrespondierte mit Gräter über altnordische Probleme, vgl. Schwarz, S. 112 ff. Als a. o. Professor für deutsche Sprache und Literatur in Breslau hält v. d. Hagen als erster an einer deutschen Universität im Wintersemester 1812/13 eine Vorlesung über ein nordisches Thema: Die Völsungasaga. Vgl. Meyen, Die nordeuropäischen Länder, S. XV.

Friedrich David Gräter und die Komburger Stiftsbibliothek

Von Ulrich Sieber

Die Komburg zeigt heute noch in den Resten des architektonischen Bestandes, die aus ihrer Blütezeit auf uns gekommen sind, das typische Bild des Benediktinerklosters: die Gottesburg. Die Verdienste des Benediktinerordens um die Erhaltung und Pflege des antiken Kulturgutes, sein großer Anteil am mittelalterlichen Geistesleben ist bekannt. Es ist keine Übertreibung, zu sagen, daß kein Benediktinerkloster denkbar ist ohne eine gutausgestattete Bibliothek.

Von der Bibliothek des Benediktinerklosters Komburg sind nur noch Spuren erhalten. Karl Otto Müller hat 1952 eine Urkunde veröffentlicht,¹ die uns einen Katalog eines Teiles der Komburger Bibliothek gibt. In der Prozeßurkunde fordert der Prokurator der Komburg vor dem Archidiakon in Würzburg oder seinem Offizial die Verurteilung der Witwe Guta Veldner zur Herausgabe von Büchern, kirchlichem Gerät und Meßgewändern, die ihr zur Aufbewahrung gegeben worden waren und deren Auslieferung sie verweigerte. Der Ausgang des Prozesses ist nicht bekannt. Die von Müller veröffentlichte Urkunde führt 63 Bände auf: zumindest einen beträchtlichen Teil der Klosterbibliothek. Müller hat erfolglos versucht, in diesem Katalog aufgeführte Bücher in den aus Komburger Besitz in die Württembergische Landesbibliothek gelangten Beständen nachzuweisen, er gelangte daher zu der Ansicht, daß die Bücher damals gegen eine Abfindung in den Besitz der Veldnerin gelangt und von dieser dem Kaplan der von ihr gestifteten sogenannten Veldnerkapelle übergeben worden seien. In diesem Fall wären sie wohl nach der Reformation zerstreut oder vernichtet worden. Wolfgang Irtenkauf² ist es dagegen gelungen, wenigstens eine Handschrift, ein Epistolar, aus diesem Katalog zu identifizieren: die Handschrift Cod. bibl. quart 28³ der Württembergischen Landesbibliothek. Von den 63 Bänden des von Karl Otto Müller entdeckten Katalogs ist also nur eine einzige Handschrift mit einiger Sicherheit unter den 43 Komburger Pergamenthandschriften aus der Zeit vor 1320 zu identifizieren. Mindestens 20 dieser Handschriften haben nun nachweislich in dieser Zeit noch nicht zur Komburger Bibliothek gehört. Daraus folgt, daß die sicherlich beträchtliche Bibliothek, die das Kloster in seiner Blütezeit besaß, zum größten Teil in den Wirren des Bauernkrieges und wohl vor allem durch die Verwahrlosung des Klosters in seiner Spätzeit untergegangen ist. Es wäre eine lohnende, aber nicht ganz einfache Aufgabe, aus dem Besitz der Württembergischen Landesbibliothek den Rest des ältesten Komburger Bestandes herauszuschälen und zu versuchen, in anderen

¹ Karl Otto Müller, Ein Bücher- und Kirchenschatzverzeichnis der würzburgischen Benediktinerabtei Komburg von 1320, *Herbipolis jubilans, 1200 Jahre Bistum Würzburg. Festschrift zur Säkularfeier der Erhebung der Kiliansreliquien.* — Würzburger Diözesangeschichtsblätter 14/15, Jg. 1952/53, S. 309—319.

² Wolfgang Irtenkauf, Über die alte Bibliothek der Comburg. — *Der Haalquell* Jg. 13, 1961, S. 67.

³ Zum Komburger Lektionar vgl. Karl Löffler, *Schwäbische Buchmalerei in romanischer Zeit, 1928*, S. 7 ff., und Freerk Valentien, *Untersuchungen zur Kunst des 12. Jh. im Kloster Komburg 1965* (Phil. Diss. Freiburg. 1963), S. 127 ff.

Bibliotheken früher Kymburgische Handschriften festzustellen. In diesem Zusammenhang würde es zu weit führen, auf diese Fragen näher einzugehen.⁴

Die Württembergische Landesbibliothek besitzt etwa 130 Handschriften, die durch die Säkularisation der Kymburg in ihren Besitz gelangten. Der größte Teil dieser Handschriften wurde jedoch erst nach der Umwandlung des Benediktinerklosters in ein Chorherrenstift im Jahre 1488 für die Kymburg erworben. Eine Reihe tatkräftiger Dekane hatte das Stift im 16. Jahrhundert wirtschaftlich wieder emporgebracht und auch die Bibliothek vermehrt. Erasmus Neustetter, der bedeutendste dieser Dekane, war ein großer Büchersammler. Seine wichtigste Erwerbung war die Bibliothek des bayrischen Adligen Oswald von Eck.⁵ Eck war der Sohn des bayrischen Kanzlers Leonhard von Eck. Von seinem Vater hatte er die weitberühmte Bibliothek geerbt. Leonhards Mutter stammte aus der Familie Halder, auf die Besitzeinträge in einigen Bänden weisen. Leonhards Frau war die Witwe des Humanisten Dietrich von Plieningen, aus dessen Nachlaß vor allem Handschriften Rudolf Agricolas in die Ecksche Bibliothek kamen. Der Lehrer Oswald von Ecks war der Historiker Johann Thurmair von Abensberg, genannt Aventin. Die Originalhandschrift seiner Annalen gelangte später in den Besitz seines Schülers. Diesen Bücherschatz vermehrte Eck noch durch Käufe. Er scheint im Gegensatz zu seinem Vater ein stiller Bücherliebhaber gewesen zu sein und von der väterlichen Tatkraft und Rücksichtslosigkeit nichts geerbt zu haben. Wegen seiner Hinneigung zum Luthertum kam er in Schwierigkeiten.⁶ In vieler Hinsicht ist die Parallele zu Ulrich Fugger, dem berühmten Büchersammler, unverkennbar.⁷ Ecks wirtschaftliche Lage verschlechterte sich im Lauf der Zeit stark. Gegen Ende seines Lebens mußte er seine Bibliothek veräußern. 1572, kurz vor Ecks Tod, erwarb sie Erasmus Neustetter zunächst als Privatbesitz. Nach Neustetters Tod kam seine ganze Bibliothek an das Chorherrenstift Kymburg. Die Stiftsbibliothek erhielt somit den Charakter einer Privatbibliothek eines vornehmen und gebildeten Bücherliebhabers.

Einen Katalog der „Bibliotheca Eckiana“ hat 1919 Karl Löffler veröffentlicht.⁸ Der Katalog in der Bayrischen Staatsbibliothek⁹ war schon viel früher bekannt und wurde zunächst auf den Luthergegner Johann Eck bezogen, obwohl der Anteil an theologischer Literatur in der Eckschen Bibliothek auffallend gering ist. Erst Hartig hatte entdeckt, daß es sich um die Bibliothek von Leonhard und Oswald von Eck

⁴ Zwei Miniaturenhandschriften des 12. Jh., ein Missale und ein Psalterium, heute in London (BM. Ms. Arundel 156) und in München (Clm 7915 Kaisheim 15), sind vielleicht auf der Kymburg entstanden. Hanns Swarzenski, *Die lat. illuminierten Handschriften des XIII. Jahrhunderts an Rhein, Main und Donau*, 1936 (Textbd.), S. 146–148.

⁵ Otto Hartig, *Der Katalog der „Bibliotheca Eckiana“* — Beiträge zur Geschichte der Renaissance und Reformation. Joseph Schlecht zum 60. Geburtstag, 1917, S. 162 ff. Wilhelm von Heyd, *Die Historischen Handschriften der Königlichen öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart*, Bd. 1, S. VII und 182.

⁶ Siegmund Riezler, *Geschichte Baierns*. Bd. 4, 1899, S. 524 f., 533.

⁷ Zu Fugger vgl. Paul Lehmann, *Eine Geschichte der alten Fuggerbibliotheken*. 2 Bde., 1959. 1960. (Studien zur Fuggergeschichte Bd. 12 und 15.)

⁸ Karl Löffler, *Die „Bibliotheca Eckiana“* — Zentralblatt für Bibliothekswesen, Jg. 36, 1919, S. 195–210. Wo dies möglich ist, setzt Löffler zu jeder Nummer des Katalogs die Nummer bei Gräter und die heutige Signatur. Außerdem: Johanne Autenrieth, *Ältere und neuere Handschriftenkataloge aus dem Umkreis der Stuttgarter Handschriftensammlung*. In *libro Humanitas. Festschrift für Wilhelm Hoffmann*. Stuttgart 1962, S. 176 f.

⁹ „Index Librorum manuscriptorum Bibliothecae Eckianae“, Clm 425.

handelt. Jedoch schon Löffler hat gesehen, daß der Katalog auch von Neustetter anderswo gekaufte Handschriften sowie Stücke aus altem Komburger Besitz auführt.¹⁰ Löffler vermutete, daß der Katalog erst nach Neustetters Tod um 1600 entstanden ist, als man versucht hat, die alte Ecksche Sammlung aus den Komburger Beständen zusammenzustellen. Dadurch würde sich die Tatsache erklären, daß Stücke, die nie in Ecks Besitz waren, aufgenommen sind, andererseits Bücher, die durch Einträge als Eckscher Besitz nachgewiesen sind, fehlen.

Im frühen 17. Jahrhundert brach die Sammeltätigkeit auf der Komburg ab. Der letzte Dekan, der sich für die Bibliothek eingesetzt hat, war Dr. Konrad Ludwig Zobel von Giebelstadt, 1614—1619. Von ihm berichten die Aufzeichnungen des Chorvikars Wacker, daß er neben einigen Bücherkäufen vor allem das 1830 abgerissene Bibliotheksgebäude¹¹ im Westen der Stiftsanlage zwischen dem Kosthaltereibau und dem großen Vikarienbau errichtet habe.¹² Er hat auch den Konventsbeschluß durchgesetzt, daß jährlich 100 fl. für Bücher zu verwenden seien. In den Wirren des hereinbrechenden Dreißigjährigen Krieges hatte dieser Beschluß keine Bedeutung mehr. In einem Sammelband der Bayrischen Staatsbibliothek hat sich ein Bibliothekskatalog der Komburg aus der Zeit um 1600 erhalten.¹³ Auf diesem Stand ist die Bibliothek im wesentlichen geblieben. Gerade im 18. Jahrhundert, als das Bibliothekswesen einen gewaltigen Aufschwung nahm, blieb die Bibliothek der Komburg von diesem Aufschwung unberührt. Keiner der berühmten Bibliotheksreisenden des 18. Jahrhunderts hat die Komburg besucht. Außer dem Gymnasialrektor im nahen Hall, Friedrich David Gräter, hat kaum ein Gelehrter die Bibliothek gekannt. Außer Gräter waren einige Pfarrer aus der Umgegend wohl die einzigen Benutzer.

Dem beschaulichen Dahindämmern des Chorherrenstifts machte die Säkularisation ein jähes Ende.¹⁴ Der Reichsdeputationshauptschluß vom 18. Februar 1803 gestand dem Herzog von Württemberg als Ersatz für seine Verluste auf dem linken Rheinufer und als Entschädigung für den erlittenen Kriegsschaden neben einigen Reichsstädten und anderen geistlichen Besitzungen das Stift Komburg zu. Jedoch bereits in den letzten Monaten des Jahres 1802 hatte Württemberg von seinen neuen Landen Besitz ergriffen: Das Besitzergreifungspatent wurde am 23. November publiziert.

Die provisorische militärische Inbesitznahme des Stifts fand am 4. Oktober, die Huldigung für Württemberg am 26. November 1802 statt. Durch Reskript vom 12. Januar wurde das Stift aufgehoben. Das Chorgebet wurde verboten, das Silber

¹⁰ An einem Beispiel (Cod. math. 4° 33, Gräter Nr. 116, Bibliotheca Eckiana Nr. 88) hat Wolfgang Irtenkauf die Entstehung auf der Komburg nachgewiesen: Vom Kalender der Comburg im 12. Jahrhundert. — Der Haalquell Jg. 13, 1961, S. 21 f.

¹¹ Staatsarchiv Ludwigsburg B. 381, Bü. 345. In einem Verzeichnis der Stiftsgebäude für Zwecke der Feuerversicherung wird das Bibliotheksgebäude als einstöckig und mit dem Kosthaltereibau und dem großen Vikarienbau durch Gemäuer und Dach in Verbindung stehend bezeichnet. Vgl. auch: Hermann Müller: Geschichte des Ritterstifts Komburg. — WJB 1901, S. 129.

¹² Index rerum memorabilium a D. Gerardo Wackero 1675. Württ. Landesbibliothek Cod. hist. fol. 516, 42r: Hic librorum ac literatorum utique amantissimus bibliothecam construxit Comburgensem. Gräter (Über die Merkwürdigkeiten der Comburger Bibliothek H. 1, S. 11) schwankt, ob „Construxit“ bedeute, er habe das Gebäude errichtet, oder nur, er habe die Bibliothek in Ordnung gebracht.

¹³ Chm Cat. 2.

¹⁴ Matthias Erzberger, Die Säkularisation in Württemberg von 1802—1810, 1902, insbes. S. 207 ff.

und die Paramente nach Ludwigsburg abtransportiert. Von allen Stiftern und Klöstern, die durch die Säkularisation an Württemberg kamen, hatte die Komburg den reichsten Silberschatz.¹⁵ Daher hatte man mit seiner Sicherstellung auch besondere Eile. Das Silber wanderte größtenteils in die Münze in Ludwigsburg. Die Bibliothek, die keinen leicht zu realisierenden Wert darstellte, blieb zunächst unbeachtet.

Die erste Spur einer Beschäftigung mit der Bibliothek ist ein Bericht¹⁶ des Hofkommissärs Kausler¹⁷ an den Staatsminister von Normann¹⁸ vom 24. Februar 1805, in dem er, anscheinend als Antwort auf eine Frage Normanns, aus dem Gedächtnis erklärt, auf der Komburg seien etwa 130 Handschriften, „worunter mehrere Scriptorum rerum medii aevi, wo ich nicht irre, ein Chronicon Hirsaugiense, Aventinus etc. und besonders auch einige mir vorher unbekannte Scriptorum rerum boiarum waren“. Neben einer Historia Naturalis und hebräischen Codices, die sich später als Drucke herausstellten, erwähnt Kausler noch mehrere Inkunabeln, die bisher völlig unbekannt seien, und eine schöne Sammlung von Venediger Ausgaben der klassischen Autoren.

Normann richtete nun eine Anfrage¹⁹ an Gräter, den er wohl zumindest seit seiner im Vorjahr erfolgten Ernennung zum Rektor des Gymnasiums in Schwäbisch Hall kannte. Gräter antwortete umgehend und ausführlich.²⁰ Er habe die Bibliothek zwar benutzt, könne aber ohne Hilfsmittel und aus dem Gedächtnis nicht viel sagen. Er bittet um Einsicht in die Kataloge: den alten, den er selbst noch gesehen hatte, und den neuen, von dem nach Auskunft des Steuereintreibers Bilfinger²¹ ein Exemplar für den König und eines für die Landvogtei angefertigt worden sei.²² Er versäumt auch nicht die Gelegenheit, dem früheren Bibliothekar der Komburg „Mangel an wirklicher Literatur- und Handschriftenkunde“ nachzuweisen. Viele Bände seien falsch aufgestellt. Die Titel auf den Rückenschildern versteckten oder entstellten zum Teil den Wert und Inhalt der Handschriften. So zum Beispiel verberge sich unter dem Titel „Versus belgici“ der Reineke Fuchs. Gräter er bietet sich, an Hand des alten und des neuen Katalogs „eine Auswahl seltener Werke nach ihrem innern Gehalt und typographischen oder handschriftlichen Wert zu würdigen“ und dann weitere Befehle zu erwarten.

¹⁵ Franz Xaver Mayer, Der Kirchenschatz der Stiftskirche in Comburg. — Archiv für christliche Kunst 14, 1896, S. 61—63; Valentien.

¹⁶ St. A. Ludwigsburg D 10, B. 74.

¹⁷ Christian Kausler, zu der Zeit Oberamtmann in Eßlingen. Das Churfürstlich-Württembergische Adreß-Buch auf das Jahr 1805, S. 333, bezeichnet ihn als J. U. C. (Juris utriusque candidatus), Mitglied der vaterländischen Gesellschaft der Ärzte und Naturforscher Schwabens.

¹⁸ Philipp Christian Friedrich Freiherr, später Graf von Normann, zu Ehrenfels und Maßhalderbuch, ist u. a. dirigierender Staatsminister für die neuwürtt. Lande. Ebenda S. 69.

¹⁹ Konzept St. A. Ludwigsburg D 10, B. 74.

²⁰ Ebenda. Reinschrift, datiert vom 18. März 1805.

²¹ Amand Bilfinger, Steuereintreiber des Stabsamts Komburg. Adreßbuch 1805, S. 318.

²² Ein Exemplar im Besitz der Württ. Landesbibliothek, HB XV, 125. „Genaues Bücher Verzeichnuß, welche sich in der Kurfürstlichen Württembergischen Bibliothek im Ritterstifte zu Komburg vorgefunden. Aufgenommen, geordnet, verfertigt und Sr. Kurfürstlichen Durchlaucht gewidmet von Allerhöchst Dero unterthänigst treu gehorsamsten Vicarius und Bibliothekar Krapf.“

Der Minister entschloß sich, die Bibliothek selbst zu besichtigen.²⁵ Am 7. Mai kam er auf die Kumburg. Weder der Bibliothekar, der frühere Chorvikar Krapf,²⁴ der auf Urlaub war und sich nach einer Stelle umsah, noch ein Exemplar des alten oder neuen Katalogs war vorhanden. Der Stellvertreter Krapfs, der Chorvikar Pfrang, war hilflos. Gräter hatte an den Bibliothekar der Zentralbibliothek in Ellwangen, Schübler, geschrieben und um den Katalog gebeten, doch dieser hatte Gräter den Katalog verweigert, da er in allerhöchstem Auftrag wegen der Dublettenversteigerung in Stuttgart Vergleichen anstellen müsse.

Bald nach der Schaffung von Neuwürttemberg am 1. Januar 1803 wurde in Ellwangen eine Zentralbibliothek geschaffen.²⁵ Ihr Leiter wurde der frühere Bürgermeister der Reichsstadt Heilbronn, Regierungsrat Christian Ludwig Schübler. In Ellwangen sollten die Bibliotheken aller aufgehobenen geistlichen Anstalten zusammenkommen. Im März 1805 war von Stuttgart aus starker Druck auf Schübler ausgeübt worden, Dubletten auszusondern. Man wollte in Stuttgart in der jetzt so genannten „großen kurf. Bibliothek“ billig Bücher beziehen, vor allem aber für die auf 1. Juni in Stuttgart angesetzte Dublettenversteigerung auch Material aus Ellwangen erhalten. An dieser finanziellen Frage scheint der Kurfürst persönlich stark interessiert gewesen zu sein. Schüblers Eile wird so verständlich. Das gute Verhältnis Gräters zu Schübler scheint unter diesen sachlichen Differenzen jedoch nicht gelitten zu haben.

Gräter trug sein Anliegen dem Minister vor und erhielt den Auftrag, mit seinen Untersuchungen zu warten, bis der Katalog eingetroffen sei, inzwischen aber nachzuforschen, ob die Bibliothek der Kumburg Aufschluß über die Geschichte des württembergischen Hauses im 10. und 11. Jahrhundert biete. Normann selbst wie auch der Geheimrat Spittler²⁶ hätten selbst schon Nachforschungen darüber angestellt.

Gräters Suche nach Quellen über eine Frage, in der wir erst seit 3 Jahrzehnten klarer sehen, blieb vergebens. Am 20. Juni endlich tauchte eine Abschrift des Katalogs auf der Kumburg auf. Steuereinnehmer Bilfinger sandte ihn Gräter sofort, zugleich mit der Hiobspost, daß an Schübler der Befehl ergangen sei, die Kumburger Bibliothek nach Ellwangen abzutransportieren. Der erste Transport sei bereits abgegangen, für den zweiten Transport sei bereits das Verzeichnis eingetroffen.

Für Gräter hätte der Abtransport der Bibliothek das Ende seiner Pläne bedeutet. Er versuchte sofort, die Durchführung der Transporte zu verhindern. Durch Vermittlung des Hofkammerdirektors Parrot²⁷ wandte er sich an Schübler, jedoch

²³ St. A. Ludwigsburg D 10, B. 74.

²⁴ Die Chorvikare hatten an Stelle der adligen Chorherren den Gottesdienst und Chordienst mit Breviergebet zu versehen. F. X. Mayer, Die Chorvikare in Kumburg — Diözesanarchiv von Schwaben Jb. 23, 1905, führt weder Krapf noch Pfrang auf. Nach Akten im Staatsarchiv Ludwigsburg, E 209, 16, wurde Krapf 1807 Pfarrer in Obergrinsbach (Kr. Künzelsau). Nach Berichten vom Jahr 1809 war der ehemalige Subcustos Pfrang als einziger der noch verbliebenen Chorvikare noch einigermaßen in der Seelsorge verwendbar. Ein „edler, guter Mann“, sei er bereits betagt. Seine mit schwacher Stimme abgelesene Predigt erreiche die Herzen nicht. Gerühmt werden dagegen seine Kenntnisse in der Baumzucht.

²⁵ Wolfgang Irtenkauf, Die Ellwanger Zentral- und Universitätsbibliothek 1803—1818. Ellwangen 764—1964, Beiträge und Untersuchungen zur Zwölfhundertjahrfeier. 1964, S. 583 ff.

²⁶ Ludwig Timotheus Spittler, gest. 1810, der bekannte Historiker.

²⁷ Johann Ludwig Parrot, Vicedirektor der kf. Hofkammer. Adreßbuch 1805, S. 108.

ohne Erfolg. Es kam statt einer Antwort die dringende Bitte an Bilfinger, den Transport abgehen zu lassen, und überdies noch die Anweisung, alle Handschriften einpacken zu lassen. Erst durch eine Abschrift des Befehls Normanns an Gräter ließ sich Schübler umstimmen. Die Handschriften blieben fürs erste auf der Kumburg, von dem bereitstehenden Transport konnte Gräter Bücher, die ihm wertvoll erschienen, zurückhalten.

Am 2. Juli konnte Gräter mit seiner Arbeit beginnen.²⁸ Mit dem Chorvikar Krapf ging er die zum Transport bereitliegenden Bücher durch und wählte mehrere Inkunabeln aus, die auf der Kumburg zurückbleiben sollten. Am 3. Juli faßte er seine Eindrücke in den begeisterten Worten zusammen: „Die Comburger Bibliothek hat mich aufs neue in Bewunderung gesetzt. Jedes Buch beynahe, das man herauszieht, ist eine Merkwürdigkeit entweder der Literatur oder der Typographie. Diese Bibliothek sollte daher nicht zum Supplement, sondern zur Grundlage einer Centralbibliothek gemacht werden.“ Nicht ohne dem Krapfschen Katalog zu bescheinigen, er sei „nicht nur ohne alle Literatur Kenntniß, sondern selbst ohne alle bibliographische gemacht“, wendet sich Gräter dagegen, daß nach diesem Katalog von Schübler Bücher ausgewählt und nach Ellwangen transportiert werden. Die Ellwanger Bibliothek bekomme alles durcheinander und manche Merkwürdigkeit, die aus den elenden Titeln des Katalogs nicht erraten werden könnte, bleibe stehen. Er schlägt vor, die Transporte einzustellen, den alten und vollständigen Katalog, den angeblich niemand hat, zu beschaffen, und dann Fach für Fach durchzugehen und dann abzutransportieren. Handschriften und Inkunabeln, welche letztere in der ganzen Bibliothek zerstreut stehen, sollen zuerst bearbeitet werden. Gräter ist der Meinung, das beste wäre, wenn die Stiftsvikare, „die auf Gottes Erdboden nichts zu tun haben, unter gehöriger Leitung und Aufsicht einen räsonnirten Catalog der Bibliothek verfassen“. Dies wäre eine treffliche Vorarbeit, und dann erst könnten Transporte ohne Schaden erfolgen.

Dieser wohlbegründete Vorschlag kam dem Minister und wohl auch dem ungeduldligen Kurfürsten anscheinend ungelegen. Am 3. Juli 1805²⁹ schrieb Gräter dem Minister, er erwarte ihn auf der Kumburg, um ihm die Merkwürdigkeiten der Bibliothek zeigen zu können. Es kam jedoch noch viel höherer Besuch: Kurfürst Friedrich in Person.

Bei dem Besuch des Kurfürsten³⁰ am 29. Juli in Schwäbisch Hall legte Gräter ihm etwa 100 ausgewählte Handschriften, Inkunabeln und frühe Drucke vor. Der Kurfürst geruhte, Gefallen an den Büchern zu finden, und beauftragte Gräter, ihm am nächsten Tage eine Auswahl unter dem Gesichtspunkt der Geschichte der Buchdruckerkunst noch näher zu erklären. Besonderen Wert legte Gräter auf italienische Klassikerausgaben. Auch bei den Handschriften wählte er vorzugsweise lateinische Klassiker und einige Humanisten, von den deutschen Handschriften nur die berühmte, einige Jahre zuvor von ihm entdeckte Handschrift des Reineke Fuchs aus.

Der Kurfürst schien lebhaft interessiert zu sein und unterhielt sich längere Zeit über Entstehung, Geschichte und Wert der Bibliothek mit Gräter, der ihm einen kleinen Aufsatz darüber vorlegte.

²⁸ Protokoll vom 2. Juli. St. A. Ludwigsburg D 10, B. 74.

²⁹ Ebenda.

³⁰ In den „Merkwürdigkeiten der Comburger Bibliothek“ schildert Gräter den Besuch ausführlich.

Das Resultat des Besuchs war der Entschluß, die Bibliothek der „großen Churfürstlichen Bibliothek“ in Stuttgart, wie sie jetzt im Unterschied zu der Kurfürstlichen Bibliothek in Ellwangen genannt wurde, als Geschenk zu überlassen. Vom 1. August datiert das in Ludwigsburg ausgefertigte Drekret ³¹, in dem der Oberlandesregierung in Ellwangen mitgeteilt wird, daß der Kurfürst sich bewogen sehe, „die wegen ihrer merkwürdigen Inkunabeln und Originalhandschriften, auch sonstigen Werken, sehr interessante Comburger Bibliothek“ nach Stuttgart bringen zu lassen. Der Bibliothekar Petersen³² wird beauftragt, die Bibliothek unter besonderer Zuziehung des Rektors Gräter von Hall zu übernehmen und den Transport nach Stuttgart zu veranlassen.

Damit war von der Politik, die ganzen neuwürttembergischen Bibliotheksbestände in Ellwangen zu konzentrieren, abgegangen worden. Die Verschmelzung der altwürttembergischen und der neuwürttembergischen Landesteile war vom Kurfürsten zu dieser Zeit schon geplant. Am 1. Mai 1805 endete die neuwürttembergische Verwaltung.

Am 5. September kam Petersen in Hall an. Am folgenden Tag fuhr Gräter mit ihm auf die Kumburg. Zunächst wurde noch versucht, ausgeliehene Bücher einzutreiben.³³ Bei der Aufbewahrung der Empfangsscheine für verliehene Bücher muß heillose Unordnung eingerissen sein. Allein zwei Quittungen zweier inzwischen verstorbener Pfarrer machten etwa 100 Bände aus. Immerhin gelang es durch einen öffentlichen Aufruf, zahlreiche Bände, auch solche, für die keine Scheine vorhanden gewesen waren, wieder beizubringen.

Die Ansichten Petersens und Gräters über den Wert der Bibliothek gingen stark auseinander. Petersen erklärte, außer den Handschriften seien kaum 50 Bände da, die die Stuttgarter Bibliothek nicht besäße. Gräter dagegen meinte, auch wenn die Bibliothek ein Werk schon besitze, jedoch in einer anderen Ausgabe, wäre die Erwerbung ein Gewinn für sie. Er wies darauf hin, daß Randbemerkungen berühmter Gelehrter ein bestimmtes Exemplar besonders wertvoll machen konnten und daß es überhaupt kaum möglich sei, ohne einen Vergleich zweier Exemplare zu sagen, welches wertvoller ist. In jedem Fall seien Inkunabeln wohl stets ein geschätztes und willkommenes Geschenk.

Schon aus Petersens Haltung bei der Säkularisation gewinnt man den Eindruck, daß er durch den Zuwachs, den die Stuttgarter Bibliothek auf diese Weise erfuhr, nicht sonderlich erfreut war. Auch Löffler in seiner Geschichte der Landesbibliothek berichtet über die Säkularisation:³⁴ „Das ganze Verhalten der Bibliothek bei der Angelegenheit macht den Eindruck großer Zurückhaltung.“ Außer den Handschriften hatte Petersen nur die wichtigsten Inkunabeln und frühe Drucke mitgenommen. Mitten in die Arbeit an den Inkunabeln platzte die Nachricht von neuen kriegерischen Verwicklungen. Der dritte Koalitionskrieg war ausgebrochen. Die Auswahl wurde daher in höchster Eile vorgenommen, und manches Wertvolle blieb auf der Kumburg zurück. Ein anderer Teil war ja bereits nach Ellwangen abgegangen. Ein weiterer Teil, an Zahl, wenn auch nicht an Bedeutung der größte, blieb somit auf der Kumburg zurück. Noch 1821 kamen Bücher von der Kumburg

³¹ St. A. Ludwigsburg D 1, Bd. 26, Rubr. 56.

³² Johann Wilhelm Petersen, 1779—1815 Bibliothekar.

³³ Bericht Gräters an Normann. St. A. Ludwigsburg D 10, B. 74.

³⁴ Karl Löffler, Geschichte der Württembergischen Landesbibliothek. 50. Beiheft zum Zentralblatt für Bibliothekswesen. 1932, S. 72.

nach Stuttgart.³⁵ Insgesamt zählte die Bibliothek bei ihrer Säkularisierung etwa 3500 Bände.

Gräters Bekanntschaft mit der Komburger Bibliothek ist älter als seine Tätigkeit bei ihrer Säkularisation. Seit Erasmus Neustetters Tod war die Bibliothek kaum mehr vermehrt worden. Gräter war der erste Gelehrte, der nach langer Zeit wieder die Bibliothek besuchte und benutzte. 1796 ging er die Handschriften durch. Im Intelligenzblatt der Allgemeinen Literaturzeitung³⁶ kündigte er Nachrichten über einige alte deutsche Handschriften an und berichtete einstweilen über 7 lateinische Handschriften: Pliniusbriefe, Cicero de officiis, zwei Handschriften der Satiren Juvenals, zwei der Komödien Terenz' und eine Sammelhandschrift, die unter anderem Vergils Bukolika und Laktanz enthält.

Gräters Aufgabe bei der Sichtung gab ihm den Anstoß zu eingehender Beschäftigung mit der Komburger Bibliothek. Die Frucht dieser Arbeit ist in vier Gymnasialprogrammen³⁷ niedergelegt. Im ersten berichtet Gräter über seine Tätigkeit bei der Inventarisierung und über den Besuch des Landesherrn und gibt dann eine kurze Geschichte der Bibliothek, bei der er sich auf eine „authentische Chronik“ aus der Bibliothek selbst stützt. Bei dieser Chronik handelt es sich um die Aufzeichnungen,³⁸ die der Komburger Chorvikar Gerhard Wacker (gest. 1675) verfaßte. Gräter erkannte, daß die Komburger Bibliothek „aller Wahrscheinlichkeit nach schon von den ehemaligen Benediktinern gegründet“ worden sei, während er früher behauptet hatte:³⁹ „Die Bibliothek zu Comburg ist gerade, wie es höchstwahrscheinlich ist, zu der Zeit gegründet worden, da nach einer langen mönchischen Finsterniß die Wissenschaften wieder emporkamen, die Buchdruckerkunst erfunden und die classische Literatur der Griechen und Römer durch sie in kurzem wieder über ganz Europa verbreitet wurde.“ Er erkannte auch als erster die Herkunft eines großen Theils der Bibliothek aus dem Besitz des Oswald von Eck, schätzte aber diesen Teil etwas zu gering ein. Er nahm an, daß die Handschriften Plieningens und Agricolas durch den Dekan Eitel Treutwein in die Bibliothek kamen, der nur ein Jahr Dekan der Komburg war und der unter anderem auch das Amt des Propstes in Neuhausen bei Worms bekleidete, wo auch Pliening selbst Kanonikus war, während wir heute wissen, daß diese Handschriften durch die Gattin Leonhards von Eck, die Witwe Plieningens, in den Besitz der Familie Eck kamen. Gräters Vermutung, daß durch den Juristen Eitel Treutwein viele juristische Werke in die Bibliothek der Komburg gelangten, hat viel für sich und ist wohl stichhaltig. Ecks Verhältnis zu seinem Lehrer Aventin schildert Gräter ausführlich und richtig.

Auf diese Geschichte der Bibliothek folgt eine „Allgemeine Ansicht der Bibliothek“, d. h. eine Übersicht über die Fächer, nach denen die Bibliothek auf-

³⁵ Ebenda, S. 141. Ein von dem Bibliothekar Schott 1812 angefertigtes Verzeichnis der Komburger Handschriften in ihrer Verteilung auf die Fächer der Stuttgarter Bibliothek: Württ. Landesbibliothek HB XV 122.

³⁶ Intelligenzblatt der Allgemeinen Literatur-Zeitung Nr. 153, 19. November 1796.

³⁷ Friedrich David Gräter, Über die Merkwürdigkeiten der Comburger Bibliothek. Ein Programm an der Jahresfeyer des glorreichen Geburtsfests Seiner Churfürstlichen Durchlaucht Friedrichs des Zweyten ... Den 6. November 1805. Hall. Die Fortsetzungen erschienen am 1. Jan. 1806, zu den Herbstprüfungen am 26. Sept. nachträglich am 3. Okt. und schließlich zum Geburtstag des inzwischen König gewordenen Friedrich am 6. Nov. 1806.

³⁸ Württ. Landesbibliothek Cod. hist. fol. 516.

³⁹ In einem undatierten Schriftstück St. A. Ludwigsburg D 10, B. 74.

gestellt war und die sich von dem allgemein üblichen Schema kaum unterscheidet. Die einzelnen Fächer waren mit Buchstaben bezeichnet, bis auf die „Protestantes“, die keines Buchstabens für würdig erachtet worden waren und die zu Zeiten des Stifts unter Verschuß standen. Der größte Teil der Handschriften war in der Gruppe S „Manuscripta“ vereinigt; ein halbes Dutzend war in anderen Fächern verstreut, weitere 6 Handschriften, darunter kostbare liturgische Bücher, die vorher wohl nicht in der Bibliothek, sondern in der Sakristei gestanden hatten, trugen überhaupt keine Signatur. Von den Handschriften, 144 Nummern, von denen einige fehlten, gibt Gräter ein Kurzinventar, wobei er sich auf das gemeinsam mit Petersen angefertigte Übergabeverzeichnis stützt. Hierauf greift er einige Handschriften besonders heraus: neben einigen Manuskripten klassischer Autoren vor allem seine große Entdeckung, die altniederländische Handschrift des Reineke Fuchs.⁴⁰

Im dritten und vierten Heft gibt Gräter eine Übersicht über die Inkunabeln und über einige frühe Drucke. Die Inkunabeln standen im Gegensatz zu den Handschriften über alle Fächer verstreut. Gräter beschreibt zuerst die nach Stuttgart abgegangenen Inkunabeln, dann die noch auf der Kumburg zurückgebliebenen.

Die Aufnahmen der Handschriften und der Inkunabeln waren, wie es unter dem Zeitdruck auch nicht anders sein konnte, nicht übermäßig genau. Gräter ging auf die äußere Form der Handschriften und auf die Abfassungszeit überhaupt nicht ein. Andererseits zeigte er jedoch große bibliographische und literaturgeschichtliche Belesenheit. Auch seine Kenntnisse über die Geschichte des Buchdrucks standen durchaus auf der Höhe der Zeit. Wenn man heute manche der Ansichten Gräters — zum Beispiel über das Material der Typen, mit denen die frühen Drucke gefertigt sein sollten — nicht mehr teilt, so darf man nicht übersehen, daß diese Wissenschaft damals noch jung war und in den anderthalb Jahrhunderten seither große Fortschritte gemacht hat.

Neben den deutschen Handschriften, für die ein Zeitalter der Hochschätzung heraufzog, legte Gräter seiner Herkunft als Philologe gemäß besonderen Wert auf die Klassiker und Humanistenhandschriften. Auch bei den frühen Drucken schätzte er die italienischen und französischen Klassikerausgaben in einem für uns Heutige reichlich hohen Maß. Die verhältnismäßig geringe Einschätzung der mittelalterlichen Miniaturenhandschriften und der liturgischen Bücher überhaupt liegt ganz im Zuge der Zeit. Wir brauchen nur daran zu erinnern, daß Laßberg noch vier Jahrzehnte später karolingische Prunkhandschriften verschleuderte. So weit ging Gräter keineswegs. Besonders hohes Alter der Handschriften wußte er schon um der Schrift willen zu schätzen. Hierdurch hob er sich vorteilhaft von der Mehrheit seiner Zeitgenossen ab. Bei der Säkularisation waren liturgische Handschriften fast überall unwillkommen. In vielen Ländern ging man sogar so weit, sie ganz abzulehnen. Was nicht verkauft werden konnte, wurde vernichtet. Gräter jedoch verzeichnete auch diese Handschriften, wenn auch ohne sonderlichen Enthusiasmus. Der Blick für die besonderen Möglichkeiten, diese Handschriften für die Kirchengeschichte fruchtbar zu machen, die zum Teil erst in unserem Jahrhundert wieder genutzt werden, war auch in katholischen Kreisen seit der Aufklärungszeit völlig geschwunden. Daß ihn auch Gräter nicht hatte, daraus kann ihm in keiner Weise ein Vorwurf gemacht werden.

⁴⁰ Württ. Landesbibliothek Cod. poet. fol. 22.

In jedem Fall unterscheidet sich die Säkularisation der Komburger Bibliothek vorteilhaft von der der meisten anderen Bibliotheken. Hier war ein bedeutender Sachkenner am Werk, während in den meisten anderen Fällen die Bücher von Fuhrleuten auf Wagen geladen und abtransportiert wurden. Große Teile gingen auf diese Weise verloren. Die Bücher mußten zudem in der Regel Jahre, oft Jahrzehnte auf ihre Bearbeitung warten. Als ein Beispiel unter vielen sei das Vorgehen bei der Wiblinger Bibliothek herausgegriffen. Als die Bibliothek in Stuttgart auf Drängen des Ministeriums eine Auswahl aus den Wiblinger Beständen an Hand des Katalogs traf, wurde etwa ein Drittel in Wiblingen nicht mehr aufgefunden. Der Pfarrer, der die Sache zu besorgen hatte, berichtete,⁴¹ „die Bücher seien seither zum großen Teile in der ‚Makulatur‘ gelegen, die wie Heu und Stroh in einem Zimmer auf einen Haufen geworfen schlecht verwahrt war, so daß jeder forttragen konnte, was er wollte. Andere Bücher seien schon kurzerhand nach Tübingen gegeben worden, da die Stuttgarter Bibliothek sie nicht verlangt habe.“

Jedenfalls ist der Fall der Komburg der einzige in Württemberg, wo der Bibliothek auf diese Weise ein Denkmal gesetzt wurde und ihre Bestände festgehalten wurden, ehe sie in dem größeren Ganzen aufgingen. Die Gräterschen Programme leisten bis auf den heutigen Tag gute Dienste, zumal es für manche der Bestände, in denen die Komburger Handschriften aufgegangen sind, keine gedruckten Kataloge gibt. Erst 1912 bzw. 1931 wurde durch die verdienstvollen Arbeiten Karl Löfflers ein Gleiches für Weingarten und Zwiefalten unternommen.⁴²

Im Jahre 1812 druckte Gräter seine Arbeit, natürlich ohne die auf die Haller Schulfeiern bezüglichen Teile und auch ohne das Verzeichnis der Inkunabeln, in seinem „Bragur“ unverändert ab.⁴³ Die Veröffentlichung bereicherte er um einen Abdruck der Komburger Handschrift des Reineke Fuchs: *Van den vos reynaerde*.

Zuletzt beschäftigte sich Gräter 1814 mit der Komburger Bibliothek. Im Jahre 1806 hatte ihm Schubler Notizen zukommen lassen, die ihm nun wieder in die Hände gerieten. 1814 erschienen in „Idunna und Hermode“⁴⁴ Gräters „Nachrichten über eine ältere Benutzung der Stiftsbibliothek zu Comburg“. Gräter teilt darin aus gedruckten Briefen des niederländischen Juristen und Philologen Franciscus Modius an Erasmus Neustetter, seinen Bruder Sebastian Neustetter und dessen Sohn Johann Christoph Stellen mit, aus denen hervorgeht, daß Modius auf der Komburg war und die Bibliothek für seine Studien und Klassikereditionen benützt hat. Paul Lehmann hat später über das gleiche Thema gearbeitet⁴⁵ und auf sehr mühsame, aber fruchtbare Weise Bibliotheksgeschichte vom Benutzer her aufgeheilt, d. h. er hat aus Stellen im Werk des Modius und aus verschiedenen anderen Nachrichten rekonstruiert, welche Bibliotheken Modius benützt und aus welchen Handschriften er geschöpft hat. Auf diese Weise konnte auch auf die Bibliotheksgeschichte der Komburg manches Licht geworfen werden. Gräter jedoch bleibt der Ruhm, auch hier der erste gewesen zu sein.

⁴¹ Löffler, S. 141.

⁴² Karl Löffler, Die Handschriften des Klosters Weingarten, 1912, 41. Beiheft zum Zentralblatt für Bibliothekswesen, und Karl Löffler, Die Handschriften des Klosters Zwiefalten, 1931, Archiv für Bibliographie, Buch- und Bibliothekswesen, Beiheft 6.

⁴³ Bragur. Ein literarisches Magazin der Deutschen und Nordischen Vorzeit Bd. 8, 1812 = Braga und Hermode Bd. 5 = Odira und Teutona Bd. 1.

⁴⁴ Idunna und Hermode Jg. 3/4, 1814/15, Literarische Beilage Nr. 5.

⁴⁵ Paul Lehmann, Franciscus Modius als Handschriftenforscher, 1908, Quellen und Untersuchungen zur lat. Philologie des Mittelalters Bd. 3, H. 1.

Zum Stuttgarter Gräter-Nachlaß

Von Roland Narr

Die folgenden Seiten sind nicht als ein Beitrag zu Gräter und seinem Schaffen gedacht, wie es die vorhergehenden waren; sie sind nur für Leser geschrieben, für deren Arbeit im Stuttgarter Nachlaß die eine oder andere nützliche Aussage steht; es wird daher von jeder erläuternden Anmerkung abgesehen,¹ so reizvoll es im einzelnen wäre, einer Spur durch sämtliche Zeugnisse (z. B. der wissenschaftsgeschichtlichen Frage über quellentreue Wiedergabe, der Interpretationsmethode und dem Verhältnis von reiner Wissenschaft und Wissenschaftsanwendung) nachzugehen. Es böte sich auch an, die Zeitstimmung zu erfassen; wie oft beklagen sich etwa die Briefschreiber über die Zerrissenheit in der Vielfalt der Geschäfte, raisonnieren über die Bücherschwemme, über die teure Post. Einen Großteil in den Briefen machen Berichte über die Gesundheit aus — alles Fragen, deren Beantwortung man freilich nicht primär gerade im Gräternachlaß sucht. Aber warum nicht auch in ihm?

Um den Informationswert des Beitrages zu erhöhen und andererseits die Hinweise nicht in einem Wust von Einkleidungen zu verstecken, wird es im folgenden nötig sein, immer wieder kommentarlos aufzuzählen, was sich im Stuttgarter Nachlaß in der Württembergischen Landesbibliothek befindet.

Dieser besteht aus fünf Pappkästen, von denen drei (Cod. misc. 4° 30 b, c, d) seit längerem mit Inhaltsverzeichnissen versehen sind, die allerdings nur mit Vorsicht benutzt werden sollten: Als läßlich mag es dabei noch erscheinen, wenn es sich bei Cod. misc. 30 d, Nr. VIII nicht um einen Beitrag von Douce und Warton zu den *Gesta Romanorum* handelt, sondern um eine ausführliche Kritik von deren Thesen zur Entstehung dieser Sammlung von Erzählungen, die vermutlich Johann Joachim Eschenburg zugeschrieben werden darf (vgl. Meusel, G. T. Bd. 13 S. 346). Irreführend ist es aber, wenn in Cod. misc. 30 c sich hinter dem im Verzeichnis als „Brief von Degen“ (Nr. 125) genannten Schriftstück Konzepte des jungen Gräter an Johann Friedrich (?) Degen, Christian Gottfried Böckh und an Wilhelm Friedrich Hufnagel verbergen, die nicht gerade belanglos sind.

Bei zwei weiteren Kästen (noch ohne Signatur) wurde nun neuerdings der Versuch einer relativ detaillierten Inhaltsangabe gemacht. Insgesamt handelt es sich bei diesen Kästen weniger um größere, zusammenhängende Manuskripte als vielmehr um eine bunte Mischung von Auszügen und Zuschriften vieler Mitarbeiter und interessierter Leser der Gräterschen Zeitschriften. Über die Kriterien der Ordnung, die hier versucht wurde, gibt eine Vorbemerkung zum Katalog Auskunft. Hier seien nur die großen Themenbereiche genannt:

¹ Vgl. dazu den biographischen Beitrag, den „Besuch bei Amalie und ihrem Gatten“, und die jeweiligen Anmerkungen dazu.

Kasten I:

- a) Mittelhochdeutsches, Minnesang etc., Übersetzungen aus dem Mittelhochdeutschen, die meist schon in Gräters verschiedenen Periodika gedruckt sind; doch sind es oft Varianten zum Gedruckten. Übersetzer waren dabei außer Gräter: vor allem Friedrich Haug, Joseph von Hinsberg, Johann Gottfried Hermes.
- b) Dichtungen aus dem nordischen Sagenkreis, ebenfalls meist ungedruckt (Drucknachweis vgl. Katalog). Mitarbeiter sind: Gräter, Karl Gottlieb Lappe, ... von Halm, Valerius Wilhelm Neubeck und ein unbekannter Autor.
- c) Schriften zum Themenkreis „Nordische Mythologie“, von Gräter, zu einem kleinen Teil offenbar ungedruckt, bzw. im Druck ganz umgeschrieben. Mitarbeiter sind: Jens Møller, Finn Magnusson und Erich Trautwein.
- d) Historisch-philologische Schriften zur Forschung in Großbritannien.
- e) Bibliographie zur nordischen Mythologie von Gräter.
- f) Rezensions-Magazin von Gräter, besonders Rezensionen in der Allgemeinen Literatur-Zeitung (ALZ) (hier oft sark redigiert!).

Kasten II enthält vor allem Altertumsforschung (im weiten Gräterschen Sinn):

- a) Deutsche Volkslieder, Schwänke etc., von Gräter, Friederike Böckh, A. Elwert, Johann Heinrich Häblein, (vermutlich) Christian Karl Ernst Wilhelm Buri und von einem Unbekannten abgeschrieben oder gesammelt.
- b) Volkslieder in dänischer Sprache und „Teutsche Lieder“, in die dänische Sprache übersetzt von Hiort, Frankenau, K. L. Rahbeck und Johann Clemens Tode; darunter befindet sich auch eine Übersetzung von Bürgers „Lenore“ durch Jens Imanuel Baggesen.
- c) Lieddichtungen von Andreas P. Andersen (hier hat sich Gräter offenbar eines Plagiats schuldig gemacht: Das Lied „Gesang von Kapitän Abrahamson“ erscheint in den „Lyrischen Gedichten“ unter dem Verfassernamen Gräter; hier stammt es aus der Feder Andersens — mit einem verräterischen Zettel von Gräter dabei!), Johann Jakob Thill, Tripplin, Karl Ludwig August Heino Freiherr von Münchhausen, J. Carl Andolin Ruß (?), Gustav Hohbach (Schüler Gräters, aus Ulm) und von Friedrich Haug — von diesem ein relativ umfangreiches Material, das nur teilweise als gedruckt nachgewiesen werden konnte; besonders viele Nachdichtungen aus dem Minnesang befinden sich darunter (siehe oben).
- d) Sprachforschung, Beiträge Gräters (z. B. nicht nachgewiesen: „Woher der Titel: Ehren, zB. in Ehren Sebalduß u. s. w. komme?“), F. Haugs, G. Hohbachs, Johann Christoph von Schmidts, W. Bäumleins und eines unbekannten Verfassers.
- e) Familienalterthümer, von Gräter, veröffentlicht in Idunna und Hermode (1816, Nr. 4, 6, 7).
- f) Alterthümer der Baukunst, von Gräter, meist veröffentlicht.
- g) Verschiedenes, so z. B. ein Kinderspiel, etwas über Speisen etc.; alle Manuskripte veröffentlicht.
- h) Die nächste größere Rubrik ist etwas vage überschrieben mit: „von biographischem Interesse“, „anakreontische Dichtung“ und „Dichtung im nordischen Kostüm“. Es handelt sich dabei zum Beispiel um Gedichte, die

Gräter möglicherweise zu Hochzeiten verfaßt hat, etwa: „Ein Hymenäus auf die Closter und Stellwagische Verbindung.“ Auch das in der Biographie erwähnte Kosakengedicht (S. 30) und eine Briefnotiz an Henriette Schütz-Danovius vom 15. 2. 1798 gehören hierher.

Bei den „Dichtungen im Nordischen Kostüm“ (so die Aufschrift eines leeren Deckels im Nachlaß) wären besonders zu nennen: Detlef Friedrich Bielefeld, Karl Christian Traugott (Teuthold) Heinze.

- i) Weitere Beiträge liegen vor: von Karl Gottlob Rössig (über Buchstaben und über den gerichtlichen Zweikampf), von Bernhard Joseph Docen, Christian Ludwig Schübler und von unbekannten Verfassern. Dazu gehören u. a. eine Gedichtsammlung, ein historisches Lied in 137 Abschnitten „Offenbarungen für das Jahr 1795“, Fragmente zum nordischen Sagenkreis und ein umfangreiches Fragment zur Städtgeschichte.
- k) Fremdsprachliches: u. a. ein dänisch/lateinischer Text mit Vermerk von Herrn Christian Fr. Pfeffel von Kriegelstein, Zweibrücken, dänische Abschriften, Beiträge von Finn Magnusson, Eric Torm und R. N. (= Nyerup?).
- l) Im übrigen handelt es sich um Anfragen die Periodica betreffend: z. B. von Johann Karl Höck u. a. (darunter von einem Unbekannten über die „Waldenburger Fasnacht“, Idunna und Hermode 1814 Nr. 40, S. 157 f.).

Im folgenden nun eine ebenfalls geraffte Inhaltsangabe der schon früher katalogisierten Kästen.

Cod. misc. 4° Nr. 30 b:

- a) Aufsätze zur nordischen Mythologie von Gräter, weitgehend gedruckt.
- b) Collectaneen zur Geschichte von Schwäbisch Hall.
- c) Collectaneen zu Werk und Leben Fr. C. Fulda's.
- d) Odin und Günnloda (vgl. auch Aufsatz von W. Friese, S. 104).
- e) Mein Besuch bei Amalien und ihrem Gatten (vgl. Edition S. 131).
- f) Eine Anekdote, Wieland betreffend.

Cod. misc. 4° Nr. 30 d:

- a) Bibliographische Angaben zu Gräter, von ihm selbst;
- b) Briefe von und an Gellert (Vorwort dazu);
- c) Nachgelassene Schriften von Johann Joachim Eschenburg, darunter die oben erwähnte Abhandlung über „Gesta Romanorum“;
- d) Beitrag von Professor Carl Christian Rafn über nordische Literatur;
- e) Verschiedene Texte und Liedabschriften, darunter zwei Pergamentblätter mit mhd. Liedertexten und ein Fragment aus einem alten schweizerischen Schauspiel über das Leiden Christi.

Cod. misc. 4° Nr. 30 c:

Briefnachlaß. In diesem Teil des Nachlasses liegt gewissermaßen von Gräter selbst die Inhaltsangabe vor:

„Briefe denkwürdiger verstorbener Männer u. Frauen an F. D. G.“, mit einem chronologischen Verzeichnis von Briefen zwischen 1786 und 1799; dabei liegt ein Zettel, von anderer Hand beschrieben: „Briefe, welche Hr. Hoffmann in Stuttgart in Verlag nehmen wollte, es gieng aber zu lang mit dem Abschreiben darauf, und so blieben sie liegen.“

Wie es scheint, blieben sie weitgehend bis heute liegen. Außer den Briefen von Jacob Grimm, die Hermann Fischer edierte,² nennt auch Wilhelm Frels³ den Stuttgarter Nachlaß, gibt aber die Briefe im einzelnen nicht an. Irmgard Schwarz zitiert einige Briefe von Christian Felix Weiße und den von Friedrich v. d. Hagen, der laut ihrer Schrift in „Germania“ 22, S. 127, abgedruckt sein soll.⁴ Gräter selbst hat in den Zerstreuten Blättern einige Briefe veröffentlicht;⁵ sicher hat er dabei eine für seine Person positive Auswahl zur Edition bestimmt, denn daß es nur ein Bruchteil der empfangenen Briefe sein kann, zeigen schon die Angaben gegenüber Fülleborn nur zu deutlich. Gleichwohl spiegeln sie neben Reflexen auf die Person Gräter ein Bild wider von den Anfängen seiner wissenschaftlichen Beziehungen, so vor allem die mit dem Norden durch C. F. Weiße, die mit Wieland durch R. Z. Becker. Es läßt sich natürlich nicht mit Sicherheit ausschließen, daß noch eine größere Anzahl gedruckt worden ist.

Von den über hundert Briefen seien nun einige näher ins Blickfeld gerückt:

Die Briefe aus dem Hause Böckh, vom Vater (8—12) und der Tochter Friderike (13 a, b), zeichnen sich durch besondere Herzlichkeit aus: „Tecum vivere amem; Tecum obeam lubens!“ lesen wir hier (9). Der junge Gräter scheint mit seinem wissenschaftlichen Elan den alten Böckh mitgerissen zu haben. Der *Greis* setzt sich im Brief mit Gräters akademischen Lehrern auseinander, schmiedet Pläne für Bragur, will das „Winsbeke Lehrgedicht“ hervorkramen; und eine Würdigung der ersten Bragurveröffentlichung gipfelt in einer Bewunderung für Gräters gewandten Stil. Wohl von seiner Tochter Friderike versichert er, sie werde zum Dank für „ein Nöthchen“ „ferner nach alten Volksliedern fahnden“.⁷ (11)

Der letzte Brief (21. 11. 1791) (12) ist überschattet vom Tode Schubarts, Böckhs Schwager. Böckh hatte ihm noch kurz vorher „von unserer projectirten Herausgabe eines Magazins für die nordische u. altdeutsche Litteratur“ Mitteilung gemacht, bedauert allerdings Gräter gegenüber, „daß der Mann so sparsam in seinen Briefen ist“. (9) Indessen hatte ja Böckhs Vermittlung zu Schubarts Lobeshymne auf Gräter sicher zu einem guten Teil beigetragen.⁸

Hat sich Böckh von Gräter enthusiastisieren lassen, so verweist „der alte Gleim“ (so die Briefunterschrift!) auf sein Alter. Seine eigenen Geschäfte verhinderten die Mitarbeit an Bragur. Gleichwohl leitet er seinen knappen Brief mit einem Lobe ein, das Gräter stolz an seinen Freund Georg Gustav Fülleborn mitteilt: „Wäre vor dreißig Jahren, lieber Herr Gräter, ein Gräter gewesen, o, wie wären wir weit!“⁹ (49)

Es ist überraschend, in wie vielen Briefen Gräter als Pionier auf neuen wissenschaftlichen Pfaden gepriesen wird: Böckh, Bäumlein (4, 5 a), Trautwetter (101), ein Christian Adolph Pescheck aus Zittau (79) äußern sich in diesem Sinn. Aller-

² Hermann Fischer, Briefwechsel zwischen Jakob Grimm und Friedrich David Gräter aus den Jahren 1810—1813, Heilbronn 1877.

³ Wilhelm Frels, Deutsche Dichterhandschriften von 1400 bis 1900, Leipzig 1934.

⁴ Irmgard Schwarz, Friedrich David Gräter, Nordische Studien, Greifswald 1935, S. 154, Anm. 128, und S. 11—14: Nr. 113, 114, 115 und einige weitere Briefe sind erwähnt.

⁵ In den Zerstreuten Blättern II, von Forster: Nr. 29/30 (S. 412 und 414), Uz: Nr. 108—111, S. 413, 422, von Suhm: Nr. 106, S. 417/418; und in den Zerstreuten Blättern I, von Klopstock: Nr. 64, S. 342—344.

⁶ Siehe Brief Gräters an Fülleborn vom 13. 7. 1800; vgl. Biographie S. 18.

⁷ Vgl. dazu die Volksliedersammlung von ihr in unsigniertem Kasten II, Nr. 2.

⁸ Siehe Chronik 1791, II. Halbjahr, S. 525 f.

⁹ Siehe Brief Gräters an Fülleborn . . . , vom 4. 5. 1796.

dings hält man, unzufrieden mit den Zeitläuften, die Stunde noch nicht für gekommen, wo die Altertumsforschung richtig gewürdigt wird. Gleim schiebt die „Kälte, mit welcher Braga aufgenommen“ wurde, in einem Brief an Gräff (50) auf die damalige Stimmung, die „fatalste, die wohl je gewesen ist“, und stimmt ein Credo auf das zukünftige Preußen an.

Carl Philipp Conz (18/19) dagegen macht den mangelnden Geschmack der Zeitgenossen — „das Publikum, das am liebsten mit Ritterromanen, Geistergeschichten, schaaalen Komödien, und Kalendern u. d. sich verköstigen läßt“ — dafür verantwortlich, daß die Fulda'schen Schriften nicht gedruckt wurden oder daß seine eigene Würdigung Rudolph Weckherlins so schwer unterzubringen ist.

Der Fulda'sche Nachlaß macht auch Friedrich Christian Franz (31—32b) Kummer. Dieser hat im übrigen weiteren Grund zur Klage: Die Carlsschule wird aufgelöst; wo heute unterrichtet wurde, wiehern morgen Pferde; die neue Anstellung ist unsicher, der aufgeklärte Benedikt Maria von Werkmeister geht, und der offenbar reaktionäre Riedmüller kommt zurück. Franz gedenkt auch der verstorbenen Marianne Ehrmann und deutet die von ihm schon früher bemerkte akute Gefahr einer Geisteskrankheit bei ihr an. Die ärgerlichen Bemerkungen über den säumigen Johann Wilhelm Petersen, wieder im Zusammenhang mit Fulda, hat Gräter gestrichen.

Diese eigenartige Gepflogenheit Gräters begegnet des öftern. Wenn er selbst abschreibt, redigiert er durch Auslassungen; so besonders bei Briefen von Meusel. Bei Abschriften von fremder Hand streicht er entsprechend. So muß man bei Rüdigerbriefen etwa die „besten Wendungen“ mühsam rekonstruieren.

Im Briefwechsel mit Johann Georg Meusel wird deutlich, daß Gräter versucht hat, über diesen an die Universität Erlangen berufen zu werden. Dies gelang ihm aber nicht, und Meusel rät nun Gräter eindringlich, sich mit seinem Los, der Schulstelle in Hall, zufrieden zu geben; es sei doch ein recht positiver Anfang (66—68). In diesem Zusammenhang wäre auch ein Brief Joh. Heinrich Häßleins zu nennen, der Gräter ob seiner Empfindlichkeit und Unzufriedenheit eine regelrechte — taktvolle — Moralpredigt hält (55).

Der oben kurz schon erwähnte Joh. Christian Christoph Rüdiger äußert sich — wie auch Meusel in seinen kurzen Briefen — über den „Fall Bahrdt“. Er betont in diesem Zusammenhang immer wieder, daß trotz erlassener Censurverordnung noch kein Buch indiziert worden sei; Rüdiger glaubt an einen günstigen Einfluß Semlers bei dem preußischen Ministerium, vor allem was den Religionserlaß (das Wöllnersche Edikt 1788) anbelangt. Ausführlich läßt er sich über die preußische Reglementierung aus:

„Eine seltsame Erscheinung im Winter war ein Königlich Preussischer Catechismus für alle Lutherischen Schulen. Es soll eine Jugendarbeit von Dieterich seyn, die er selbst verwirft. Die Facultäten mußten über die Rechtgläubigkeit respondiren, und die hiesige hat mancherley — — — von Papismus u. d. g. daraus zusammengeklaut. Überhaupt war alles sehr altmodig, z. B. von Eingebung der Bibel aus ihr selbst, Dreyeinigkeit aus Mose und den Psalmen bewiesen, Gnadenwohlthaten, sogar eine ganz neue, die Verherrlichung u. s. w. . . . Die Dogmatik solle überall über Baumgarten gelesen werden . . .“ (89, Sept. 1789)

Den Hauptteil seiner Briefe nehmen seine Bemerkungen zur internationalen Sprachvergleichung ein — zu deren Fortschritt er übrigens die Herrnhuter Mission einsetzen möchte — eine Vielzahl neuerscheinender Idiotiken und Grammatiken werden besprochen. — Kleine Details, die doch dem Fachmann einiges bedeuten mögen, fallen ab; so spricht er ohne weiteres vom „Märchen“ Elenore, das

Bürger als Vorlage gedient habe (nicht, wie etwa Gräter oder auch Voß, von einer Ballade). Im übrigen machen die Briefe dem Leser durch den teilweise burschikos-jargonhaften Stil Spaß: Rüdiger, „der vom bösen Geist der Hypochondrie“ arg Geplagte, gibt sich ansonsten als unbeschwerter Zeitgenosse. So macht er etwa keine kritischen Anmerkungen zu Gräters Idiotikon, sondern er hat das Manuskript „mit seiner Brühe übergossen“, er berichtet nicht von Veränderungen an der Universität, sondern er „plaudert vor“. Die Schilderung seines Hauswesens ist zu schön, um übergangen zu werden: Er preist seine Frau, Minna, die er, da sie von einem Offizier geschieden ist, gegen den Willen der Verwandtschaft heiratete, und schreibt frisch hintereinander weg:

„Ich habe zwey Töchter, eine von meiner Frau, die leider Fräulein [d. h. wohl adelig] ist, und eine eigene; nun seit December noch eine, auch halte ich Hühner, Enten, Schweine, angorische Kaninnchen u. d. g. Ferner hat sich auch meine Figur geändert, ich trage Bergwerksuniform [als Haalbeamter] braun mit gelben Aufschlägen, Unterkleidern und Portépée und meine Frau meint, ich wäre darin schon stärker geworden, ich glaub' es aber nicht, vielleicht will sie nur ihre Pflege ... preisen. Übrigens bin ich auch Professor und Magister geworden, wie Sie vielleicht aus den Zeitungen wissen ...“ (90)

Am umfangreichsten sind die ebenfalls schon oben erwähnten Briefe von C. F. Weiße; obgleich schon bei I. Schwarz im Zusammenhang zitiert, dürften sie doch als Zeitdokumente von Interesse sein. Vor allem ein Gedanke wird immer aufs neue umkreist: die „Kälte, womit Deutschland seine Dichter liest“ (116). Was nimmt es da Wunder, wenn die Deutschen vom Ausland her nur als „Compilatoren und heavy folio-Writers“ angesehen werden. Der „genius seculi“ ist entweder auf „Olla potrida“¹⁰ gerichtet, oder hängt der Geschmack „itzt ganz an trockenen Wissenschaften“. Beides ist den Gräterschen Bemühungen abträglich, denn: „tritt vollends eine Epoke der speculativen Philosophie ein, so ist es um die Liebhaberey der Dichtkunst geschehen; denn mit dem Raisonnement hört die Empfindung auf“ (116). Freilich darf solches Klagen nicht antiaufklärerisch interpretiert werden, denn in den gleichen Briefen legt Weiße ein Bekenntnis zu Werkmeister ab, preist Böckhs pädagogische Schriften mit den Worten: „Wenn unsere junge Nachwelt nicht aufgeklärt und besser als ihre Vorwelt wird, so liegt es wahrlich nicht an Mangel von Hülfsmitteln“ (117). Im übrigen enthalten die Weiße-Briefe u. a. Bemerkungen über Lavater, Franziska, Ramler, Adelung und Herder; er stellt die Frage nach Denkmälern von Zollikofer und Prediger Hahn in Hohenheim und äußert sich abfällig über Erduin Julius Koch. Weiße geht auch auf persönliche Sorgen Gräters ein; er verlacht dessen Plan, Hagestolz zu bleiben, wenn er auch in bezug auf die Ehe fortfährt: „und der Dornen gibt es meistens mehr als der Rosen, mit denen sie ein Anakreontischer Dichter durchflieht“ (122).

Ehe hier auf Briefe von Adolf Heinrich Friedrich Schlichtegroll näher eingegangen wird, sei noch einmal betont, daß es sich um eine subjektive Auswahl handelt, die hier vorgestellt wird: Für den Nordisten z. B. wären die Briefe von Bäumlein mit einem Manuskript über Gott Irmin (4—5 c), von Heideloff (57—58 b), von Rösch (86—88) (die Runenschrift betreffend), von Stäking (104 a, b) und Schübler (99—100) nicht ganz belanglos. Wer sich dem Freundschaftskult im 18. Jahrhundert widmet, freut sich an den überschwänglichen Briefen Meyniers (70—77). Zur Biographie Marianne Ehrmanns wären neben den schon ausdrücklich erwähnten die Briefe von Consbruch (17) und die von Dominikus von Brentano heranzuziehen (14).

¹⁰ Potpourri, buntes Allerlei.

Zu den bedeutenderen Dokumenten gehören aber zweifellos die drei Briefe Schlichtegrolls (92—93 b und Abschriften davon; 123, 124). Nicht nur, daß hier Einblick gewährt wird in die Arbeit am Nekrolog (Gräter soll z. B. Marianne Ehrmann ein Denkmal setzen, wird dazu wiederholt aufgefordert, Ludwig Schubart soll endlich einen Beitrag für seinen verstorbenen Vater liefern . . .). Es sind vor allem der innige, begeisterte Einsatz für das Humanum und die tolerante Schlichtheit bei aller Distanz des heutigen Lesers bestechend. Zu einem Nekrolog auf P. Beda Mayr OSB, einen „Ireniker der Aufklärungszeit“, bemerkt Schlichtegroll:

„Der Nekrolog hat verhältnißmäßig nur sehr selten Gelegenheit, unseren deutschen Katholischen Brüdern zu zeigen, daß er brüderlich gegen sie denkt, u. daß in seiner geweihten Erde allen Konfessionen eine ruhige Grabstätte offen steht.“ (93 a)

Der Brief Schlichtegrolls vom März 1794 mag ob seiner Dichte kommentarlos hier eingerückt werden:

G. d. 5. Merz 94. (92)

Ich danke Ihnen aufrichtig für den Herzenserguß in Ihrem Briefe; ich weis gar wohl liebster Freund, daß unter manchen unserer allzuverfeinerten Zeitgenossen, die ich deswegen nicht schlecht oder unmoralisch nenne, solche lebhaftes Aufwallungen und Äußerungen oft einen kritischen Seitenblick erhalten, und daß man sie deswegen jezt seltnr sieht und hört, als sie selbst vor 20 Jahren noch in den Werken unserer guten Schriftsteller erschienen. Aber ich billige diese Stimmung nicht. Die Brücke vom Denken zum Handeln ist die belebte, hohe Empfindung; wer noch eine Moral oder besser, noch gute und vernünftige Handlungen unter den Menschen wünscht, und gleichwohl nur philosophische Betrachtungen über diese Dinge, und nicht auch Belebung dieser Betrachtungen durch gegenseitige Mittheilung, Andacht, Gebet, und andre ascet. Mittel, statuirt, der erscheint mir als ein Mensch ohne Kenntniß des Menschen, dieser sinnlich-geistigen Composition, und wird durch seine frostige Lehre ein wirklicher Feind der Menschen und ihrer Glückseligkeit. Drum seyn Sie mir drey-mahl willkommen mit Ihrer Wärme für das Glück der Menschen durch Tugend! Wer in unsern Jahren nicht w a r m ist für diese Gegenstände, was soll der thun, wenn einst so alles kälter in uns wird?

Die Erwähnung Ihrer Freunde, und zwar derer, die mit Ihnen Tugend und Sittlichkeit für das höchste Gut, für das einzige, wahrhaften Werth gebende Besitzthum des Menschen halten, war mir höchst willkommen. Ich nenne Ihnen dafür einige derer, die ich so erfunden habe. B e c k e r, mit dem ich seit 6 Jahren in der genauesten Verbindung lebe; und über den ich Ihnen nichts zu sagen brauche. L e n z in Celle, mit dem ich in Jena und Göttingen auf einer Stube gewohnt habe, und seit der Zeit unsrer Trennung (87) regelmäßig wöchentlich Briefe mit ihm wechsle, eine edle reine Seele, den seine gründliche Gelehrsamkeit in Philologie und Philosophie nicht gleichgültig gemacht, hat gegen das, was manche dieser gelehrten Herrn so verächtlich mit dem Namen p o p u l ä r bezeichnen, dem ein braver Landprediger und dessen Verfahrungsart, nützlich zu seyn, ein eben so wichtiger Gegenstand der Aufmerksamkeit und Freude ist, als eine neue Bearbeitung des Homers oder Horaz, so sehr er diese letzte schätzt, der alles sein Wissen auf das Moralische hinrichtet, und dessen Freundschaft mit mir am meisten darauf gegründet ist, daß wir in dieser Ansicht der Dinge so übereinstimmen, und uns seit 10 J. immer diesem Gesichtspunkt treu erfunden haben. Eine kleine — Figur, aber in ihr die Seele eines Sokrates! Immer heiter, gleich gestimmt, mäßig, fleißig, beißend über Thorheiten, entschieden streng gegen Laster und Unrecht, sanft und duldend gegen Schwäche. — Mit ihm wieder zusammen leben zu können, ist einer meiner angelegentlichsten Wünsche. Ich habe Versuche gemacht, ihn hieher zu bringen, ich würde mit Freuden mein Einkommen mit ihm getheilt und den Gedanken an Verheirathung noch aufgeschoben haben, aber er ist zu gebunden durch Freundschaft an das Wichmannsche Haus, in welchem er jezt lebt. B ö t t i g e r, Ober Conh. R. in Weimar, ein Polyhistor im ehrenvollen Sinn des Worts, und dabey ein reiner Freund alles Guten und der Tugend. H e n n i k e, Collab. an unserm Gymnas., Prof. S c h m i d t in Jena, der Kant. Philosoph.

Mir ist eingefallen, daß wir durch solche Mittheilung derj. Menschen, denen Tugend und Sittlichkeit das Oberste Ziel des Bestrebens ist, das realisiren, was H e r d e r in s. Br. über Humanität, den B u n d d e r H u m a n e n nennt! — Sie erwähnen die

FMrey, m. Lieber! Seit Anfang dieses Jahres sind unsre Arbeiten der Zeitumstände wegen auf einige Jahre eingestellt, u. — so viel Hoffnung ich mir auch zu Zeiten machte — ich traure nicht darüber. Es ist ein Koloß von ungleichartigen Theilen zusammengesetzt. Auch stimme ich dem bey, was Herder loc. cit. über geheime Gesellschaften als dem Geist der Zeit nicht mehr angemessen sagt. Ein solcher Zirkel, wie er durch unsere gegenseitigen Mittheilung entsteht, eine solche unsichtbare Kirche, ist etwas vollkommeneres und gesäuberteres. Hier schleicht sich sogleich kein schlechter ein, oder er ist von selbst wieder excludirt, wenn er so handelt, daß mehrere von uns nicht mehr so von ihm denken, wie wir von Menschen mit edlem, rein — gutem Willen denken und urtheilen! Kenne und spreche ich auch gleich die Leute nicht, die Sie mir nennen, Sie die nicht, die ich Ihnen nenne, so wissen wir doch, einander aufs Wort glaubend, daß da und dort ein solcher für Tugend lebender und zu sterben bereiter Mensch ist, und das ist schon sehr viel. In vorkommenden Fällen wenden wir uns mit Zuversicht an einander; jeder liebt das, was der eine oder der andere drucken läßt, mit anderm Auge, und versteht, daß das nicht moralischer Jargon, sondern höchster, herrschender Gedanke des Menschen ist. Fülleborn und Abicht und Amalie sind meinem Herzen nun so verwandt, daß wir, sähen wir uns, in den ersten Stunden vertrauter seyn wollten, als zwey FreyMrer es in Tagen werden, vertrauter, über das höchste Interesse des Menschen, über die Gegenstände, gegen die alles andere gering ist! —

Ich freue mich mit Theilnahme, daß der Brand für Sie bloß Schrecken geblieben ist; für Leute unserer Art, die so manches Unersetzbare in ihren Papierschranken verwahren, Collectanéen, Briefe von Freunden f. f. ist es ein unbeschreibliches Unglück, seine Wohnung und was darin ist, durch Brand zu verlieren, ein Unglück, das mit dem gänzlichen Verluste des Vermögens, wo doch am Ende blos Bequemlichkeiten verloren gehen oder eine Zeitlang eingestellt werden müssen, nicht zu vergleichen ist.

Leben Sie wohl, und wenn Sie an Ihre Freunde denken, so denken Sie auch an mich.

Ihr
festverbundener,
Fr. Schlichtegroll.

Oben war von Gräter als wissenschaftlichem Pionier die Rede; auch Ludwig Theobul Kosegarten (65) beklagt den Mangel an nordisch-germanistischen Hilfsmitteln, und sowohl Weiße als auch Rüdiger bedauern, daß auf Herders Anraten der wissenschaftliche Apparat zu den „Nordischen Blumen“ unterschlagen wurde. Das Bewußtsein, am Anfang zu stehen, drückt sich auch plastisch in der Schlußbemerkung der Vorrede zu „Ungedruckte und zerstreute Briefe an Christian Fürchtegott Gellert“ aus, „zum ersten Male gesammelt, kritisch verglichen, und mit einer Vorrede begleitet. Von dem Herausgeber“ (Cod. misc. 30^d Nr. VII). Es handelt sich darum, ob die Briefe von Rabener zu den Schriften Rabeners oder Gellerts gehören, und Gräter entscheidet:

„Allein hier kommt es freylich wieder auf die Natur solcher Briefe an, und mich dünkt, der Briefwechsel zwischen den Schöpfern und ersten Bildnern unsers Geschmacks gehöre eigentlich weder zu den Werken des einen noch des andern, sondern sollte, als ein Archiv für die Geschichte des goldenen Zeitalters unserer Literatur betrachtet, sorgfältig gesammelt und kritisch geordnet, in einem ganz eigenen Werke aufgestellt werden.“

Gleichwohl ist es gerade diese Vorrede, die an der wissenschaftlichen Treue, an dem wissenschaftlich kritischen Bewußtsein zweifeln läßt.

Hier soll nicht auf den Inhalt dieser Sammlung eingegangen werden. Es handelt sich, wie Gräter dokumentiert, außer dem Brief an Archivdiakonus Mack in Creilsheim um schon gedruckte Briefe. Doch kritisiert Gräter die mangelhafte Edition und gibt, sich auf die Gellertbriefe an Mack beziehend, zu bedenken, daß auch weniger bekannte Leute dann von Interesse sind, wenn sie einen entsprechenden Briefpartner haben und der Inhalt „wegen der freymüthigen Urtheile über Cronegk, Nicolai, Mendelsohn und Cramer“ oder „der vergleichenden Cha-

rakterisierung Cramers, Schlegels und Giseke's Predigertalenten“ von Bedeutung für die Zeitgeschichte ist. Dann kommt er auf die Veränderungen, die er vorgenommen hat, zu sprechen. Der Aufklärer Gräter obsiegt über den Wissenschaftler:

„Um den Kunstrichtern die Beurtheilung meiner Wahl zu erleichtern will ich hier von jeder Art einige Beyspiele anführen. In dem Briefe an Ferber sagt Rabener:

„Kurz, lieber Ferber, ich bin so bettelarm wie ein Poete.“ Dafür setzt Herr Weiße:

„Kurz, lieber Ferber, ich bin so nackigt wie ein Gratulant.“ Daß es Dichter gibt, die nicht bettelarm sind, ist wohl begreiflich, und daß eine solche Stelle zu Neckereyen Anlaß geben kann, auch; aber das Bild, welches Rabener von Gelegenheitspoeten hernahm, scheint mir gleichwohl bey weitem treffender und schicklicher als die doch nur symbolische Nacktheit der Gratulanten zu seyn, die überdieß eine noch größere Ausnahme, als die Armuth der Poeten, leiden dürfte. Indessen erhellt aus dem Beyworte „bettelarm“, was man für einen Schlag Gratulanten darunter versteht, und ich habe also, um von den Musensöhnen diesen Schimpf abzuwenden, und die Gratulanten wenigstens nicht bis auf die Haut auszuziehen, von beyden das Bessere aufgenommen, und gesetzt:

Kurz, lieber Ferber, ich bin so bettelarm wie ein Gratulant.“

Mag dieses Beispiel noch zur Belustigung beitragen, so hat der Umschlag vom Wissenschaftlichen zum Politischen, wenn das hier so unproblematisch gegeneinander abgesetzt werden darf, zwar auch genug der belustigend skurrilen Züge, doch ist es einem bei der naiven Deuschtümelei gleichermaßen unbehaglich. Freilich müssen diese Daten als etwas hilflose Reflexe auf die machtpolitische Depression in Deutschland betrachtet werden, und es wäre unsinnig, sie einfach nur in bezug zu einem deutschen Provinzdenken zu sehen.

Wenn Fr. Haug¹¹ sich darüber ausläßt, „daß er schlechterdings nichts zu [Gräters] Absichten tauge“ — nämlich nordische Gottheiten bildlich darzustellen, und das mit einem kleinen reizenden Bildchen zu demonstrieren versucht, so darf man zweifellos mit dem humorigen Haug schmunzeln. Wenn es aber gefeiert wird, daß Klopstock in einer Ode¹² die griechische Mythologie mit der nordischen vertauscht, wundert man sich. Hebt man schließlich einen Zipfel vom „Nordischen Kostüm“, so wird klar, daß sich darunter ein freilich unreflektiertes politisches Programm verbirgt.

In diesem Zusammenhang soll noch eines Mitarbeiters Gräters gedacht werden: des außer Zweifel arglosen Karl Christian Traugott (auch Teuthold) Heinze (1765—1813). Ihm, dem eifrigen Redakteur von Idunna und Hermode, setzt Gräter eben dort¹³ ein freilich bescheidenes Denkmal:

„Am 29sten Julius vorigen Jahres vollendete mein liebenswürdiger, langjähriger Freund Karl Teuthold Heinze, der bis an seinen Tod sich der Redaktion der vorstehenden, zu Breslau von mir herausgegebenen Alterthumszeitung mit großem Eifer unterzogen hatte, zu Reinerz in Schlesien, sein Leben ... Hermode verdankt ihm seine erste sinnbildliche Darstellung, und Idunna wird seiner feurigen Liebe für sie und alles Teutsche und Vaterländische vielleicht dereinst den Apfel der Verjüngung und eines unvergänglichen Andenkens reichen. Gr.“

(„Gräter“ — warum nicht „Godwin“, wie er sein Gedicht „Der blinde Barde Teutobert bey der Schlacht auf dem Lxxthale“ im „Bardenalmanach für die Teutschen“ unterzeichnet?)¹⁴

¹¹ Nr. 31 a, VII Hjalmar's Todesgesang nach dem Dänischen von Lappe, inliegend Brief von Haug.

¹² Braga und Hermode III, 2, Abt. S. 231 in Brief Leo von Seckendorffs (98 a).

¹³ Idunna und Hermode, 1814, Nr. 1, S. 4.

¹⁴ Vgl. unsignierter Kasten II, XXIX 4 a und Bardenalmanach ... für die Teutschen 1802, S. 181—185.

Von Heinze sind im Nachlaß die umfangreichsten Manuskripte vorhanden, und es darf wohl angenommen werden, daß sie ungedruckt blieben: Untersuchungen etwa mit der Überschrift „Versuch eines Beweises, daß Teutschland wirklich Barden hatte“ oder die „Bardenkunst“¹⁵ gehören zu dem quasi-politischen Programm, die Wurzeln des Nationalgeistes wieder in den uralt-echten Boden der nordischen Mythologie zu versenken, um die natürlichen Lebenssäfte einzusaugen. Dazu bedarf es der dichterischen und bildhaften Darstellung; man vergleiche hiezu nur die theoretischen Schriften Gräters oder seine Bemerkung, „ein Nationalmuseum der nordischen Denkmäler des Alterthums“¹⁶ sei dazu angetan, „daran den teutschen Vaterland- und Gemeinsinn mehr [zu] üben ...“ Heinze bietet noch weitere Übungsobjekte an:

„Auch können wir den Liebhabern dieser [der Nordischen] Mythologie die Hoffnung machen, daß vielleicht in kurzem die Hauptgottheiten derselben, in dem berühmten Eisengußwerke zu Gleiwitz in Schlesien in Eisenmedaillons abgegossen sein werden.“

Im oben schon erwähnten Manuskript „Bardenkunst“ schließlich gibt Heinze eine, wie es scheint, aufschlußreiche Vorrede. Er will erstens mit seinem epischen Gedicht die deutsche Bardenkunst besingen und sie damit bekannt machen. Zum anderen aber hofft er, durch die Mangelhaftigkeit seines Produktes die großen „Barden“ „Klopstock, Kretschmann, Kosegarten, Denis, Gerstenberg u. andere, die teutsche Götterlehre liebenden Dichter — zu ärgern und damit zu reizen — diesen meinen, u. jedes patriotischen Teutschen Wunsch zu erfüllen“. Das heißt: bessere Gedichte mit diesem Thema zu liefern. Zum dritten aber schwingt schon eine kleine Resignation mit. So hat Kretschmann zwei vaterländische Gedichte angekündigt, doch

„von den Proben in den Erhöhungen, herausgegeben von Becker ... fand ich mich getäuscht. Überhaupt erkennt man darinne den Barden Ringulf kaum wieder. Warum mag dieser edle Barde, mit der weitem Herausgabe Friedrich des Einzigen, wohl so zögern? — Von dem andern versprochenen Gedicht, ist noch gar nichts bekannt, u. wissen also nicht, in welcher Mythologie es gedichtet sein wird. Nun zu meinem Versuch! —“

einem Versuch, den dann Gräter unterschlagen hat. Hat Gräter doch eingesehen, daß sein Freund übers „schickliche“ Ziel hinauschoß? Seltsam bleibt auf alle Fälle, warum er das zweifellos interessante epische Gedicht, das ihm Heinze schon 1793 geliefert hat: „Libussa oder der Ursprung des Körbchengebens“ allem Anschein nach nicht zum Druck gegeben hat. Denn der Libussastoff war doch auch vor Grillparzer schon von Bedeutung.

In einer Vorbemerkung zu einer „Blumenlese aus dem Adriatischen Rosemund“ schreibt Heinze, offenbar sei man schon im 17. Jahrhundert „um die Reinigung unserer Sprache vom Ausländischen besorgt“ gewesen, er habe nun „das Merkwürdigste in dieser Rücksicht daraus zusammengelesen, und es nebst anderen wohlriechenden Blümlein für B r a g a und H e r m o d e zu einem vielleicht nicht ganz unwillkommenen Sträuschen gebunden“. Gräter notiert hier am Rande und bestätigt damit die oben geäußerte Vermutung:

„Da diese Blumenlese in jenem Magazin keinen Platz fand, so erscheint sie nun hier in der Alterthumszeitschrift, denn sie kann zu einem augenscheinlichen Beweise dienen, daß nicht in den Mächten einzelner Schriftsteller steht, der Sprache und Rechtschreibung gegen den Willen der Nation Zaum und Zügel anzulegen. Alle dergleichen Versuche bleiben fruchtlos und dienen nur dazu, um nach einiger Zeit das Fach der Curiositäten mit einem neuen Beytrag zu bereichern. Gr.“

¹⁵ Hier Verweis auf eine Gedichtsammlung Heinzes.

¹⁶ Idunna und Hermode, 1812, S. 116.

Es ist wohl notwendigerweise etwas dilettantisch, wenn der Registrator eines Nachlasses seine Beobachtungen, die er ohne Intention gemacht hat, nun als Hinweise gibt für weitere Forschungen. Da mögen die Zuweisungen zu einzelnen Wissenschaftszweigen falsch sein, da werden Nebensächlichkeiten hervorgehoben und Wesentliches vernachlässigt; längst Bekanntes wird neu aufgetischt und fündiges Terrain unberührt gelassen. Dennoch mag der Fachmann durch den Fingerzeig auf dieses oder jenes Dokument aufmerksam werden und es aus dem archivalischen Dornröschenschlaf wecken.

Mein Besuch bey Amalien und ihrem Gatten

vom 24. Jul. bis 12. Aug. 93

Geschrieben für Freund Pahl¹ von Fr. D. Gr.

Vorbemerkung

Das hier erstmals zum Druck gegebene Dokument aus dem Gräter-Nachlaß der Württembergischen Landesbibliothek in Stuttgart (mit der Signatur: Cod. Misc. 4° Nr. 30. b XXII) hat sich als ein locker gebundenes Quartheft von 151 Seiten (ohne Schutzumschlag) erhalten. Es wird von seinem Verfasser selbst als eine „Reisebeschreibung“ bezeichnet, die sich, wiederum nach seiner eigenen Angabe, auf ein Tagebuch stützt. Gräter gibt in lebhaften Farben seine Eindrücke im Stuttgarter Hause der Amalie genannten Schriftstellerin Marianne Ehrmann geb. von Brentano (1755—1795) und ihres ebenfalls literarisch tätigen Gatten, Dr. iur. Theophil Friedrich Ehrmann, wieder (vgl. den biographischen Abriß in diesem Jahrbuch, S. 13—15).

Mit der Niederschrift hat der Autor zwei Wochen nach seiner Rückkehr in seine Vaterstadt am 25. August 1793 begonnen, sie aber dann mehrfach unterbrochen, bis er, offenbar nach vorausgegangener Mahnung, laut Vorwort am 17. Mai 1794 die Blätter einer ihm und dem Empfänger, Johann Gottfried Pahl, gemeinsamen Freundin Friederike, anvertraut hat. Indes ist noch ein Nachtrag vom 24. April 1796 hinzugefügt, in dem Gräter die ihm am 10. August 1793 in Hohenheim gewährte Audienz zu Ende erzählt. An dieser Stelle bricht der Bericht ab; von der Rückreise nach Hall wird nichts mehr mitgeteilt. Ob der damalige Pfarrherr von Neubronn das ihm dedizierte Schriftwerk jemals zu Gesicht bekommen hat, ist nicht bekannt. Daß es einen durchaus vertraulichen Charakter habe, wird zwar — nicht nur ein einziges Mal — ausdrücklich betont. Doch entschlüpft dem Schreiber gelegentlich auch die etwas unvorsichtige Bemerkung, eine von ihm festgehaltene Nachricht werde dem Publikum nicht uninteressant sein.

Der Wert dieses Zeugnisses besteht, abgesehen von dem nicht zu verachtenden biographischen Gewinn, hauptsächlich darin, daß dem Leser ein plastisches Zeitbild aus den letzten Lebensmonaten Karl Eugens entgegentritt, das als eine mit mannigfaltigen Reflexionen über literarische und künstlerische Fragen durchsetzte Schilderung von „Charakteren und Personagen“ einen Beitrag zur Kultur-, Gesellschafts- und Sittengeschichte des scheidenden 18. Jahrhunderts darstellt.

Die in der sauberen, gut lesbaren Handschrift hin und wieder auftauchenden Korrekturen sind nicht so erheblich, daß sie einen besonderen kritischen Apparat rechtfertigten. Jedoch wurde mit Bedacht die ursprüngliche Orthographie geschont. In den tunlich knapp gehaltenen Anmerkungen, die selbstverständlich noch manche Wünsche offen lassen müssen, erscheinen wiederholt zitierte Nachschlagewerke und Monographien in abgekürzter Form. Es handelt sich um folgende Titel: Allgemeine Deutsche Biographie 1875 ff. (ADB); Josef Dünninger, Geschichte der deutschen Philologie. In: Deutsche Philologie im Aufriß. 2. überarbeitete Auflage. I. Bd. I. Abteilung (Berlin 1957), Sp. 83—222; Paul Gehring, Die Anfänge des Zeitschriftenwesens in Württemberg, Stuttgart 1938; Karl Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung, 2. Aufl. Dresden 1884 ff.; Johann Jakob Gradmann, Das gelehrte Schwaben, Ravensburg 1802; Julius Hartmann, Schillers Jugendfreunde, Stuttgart und Berlin 1904; Herzog Karl Eugen von Württemberg und seine Zeit, 2 Bde., Eßlingen 1907 und 1909 (HKE I und II); Rudolf Krauß, Schwäbische Litteraturgeschichte, I. Bd., Freiburg i. B. 1897; Johann Georg Meusel, Das gelehrte Teutschland, Lemgo 1776 ff. (GT); Walter Pfeilsticker, Neues Württembergisches Dienerbuch, 2 Bde., Stuttgart 1957, 1963 (NWDB); Schwäbische Lebensbilder (ab Bd. 7: Lebensbilder aus Schwaben und Franken), Stuttgart 1940—66 (Lebensbilder); Robert Uhland, Geschichte der Hohen Karlsschule in Stuttgart, Stuttgart 1953; Gustav Wais, Alt-Stuttgart, Stuttgart 1954.

¹ Vgl. Biographie.

Für freundliche Auskünfte ist zu danken: Frau Oberinspektorin Martha Bihlmaier (Württ. Landesbibliothek); den Herren: Oberlehrer i. R. Bader, Isny; Archivdirektor Dr. F. Blendinger, Augsburg; Oberstudienrat Dr. Otto Borst, Stadtarchiv Eßlingen; Dr. Alfred Caroli, Aglasterhausen; Prof. Dr. Helmut Dölker, Stuttgart-Tübingen; Stadtarchivar Dr. Paul Guyer, Zürich; Dekan Häußler, Schwäbisch Hall-Steinbach; Pfarrer i. R. Otto Haug, Schwäbisch Hall-Steinbach; Pfarrer i. R. Georg Lenckner, Aalen; Dr. Hans Moser, München; Pfarrer Nick, Hausen an der Rot; Vikar Herbert Reber, Sulzbach-Rosenberg; Oberarchivrat Dr. Gerhard Schäfer, Landeskirchliches Archiv Stuttgart; Pfarrer Schüz, Ehningen (Kreis Böblingen); Stadtarchivar E. Steinemann, Schaffhausen; Staatsarchivdirektor Dr. Robert Uhland, Ludwigsburg; Stadtarchivar Dr. G. Wulz, Nördlingen; Gymnasialprofessor Dr. Gerd Wunder, Schwäbisch Hall; Stadtamtmann Ziegler, Stadtarchiv Stuttgart. Letzterer hat auch den Stuttgarter Stadtplan samt Legende in liebenswürdiger Weise zur Verfügung gestellt. Die Namen der Gewährleute sind jeweils in Klammern beigefügt. „Vgl. Biographie“ bedeutet einen Hinweis auf den biographischen Abriß in diesem Band.

Am 17ten May, 1794. Nachts 11 Uhr

Da sehen Sie endlich, liebster Freund, daß die Nachricht von einer längst-angefangenen Beschreibung meines Besuchs bey Amalien keine Erdichtung war, mit der² ich Sie etwa über meine Zögerung besänftigen wollte. Unsere theure Freundin *Friederike*, die Morgen mit Anbruch des Tages fortreisen will, sitzt hier neben mir, und will einmal die Reisebeschreibung mit haben. Ich gebe sie also, so weit ich gekommen bin. Eins nur bitte ich, vergessen Sie bey Durchlesung dieser Bogen nicht, daß ich sie nur für Sie niederschrieb, und also keine Ursache hatte, meine Empfindungen und Meinungen auf irgend eine Art in Fessel zu legen. Sie haben seitdem Amalien selbst gesehen. Hat meine Freundschaft mir etwa einen Streich gespielt, und wärmer gemahlt als es vielleicht ein Philosoph wie Sie zu wünschen pflegt, so ziehen Sie selbst wieder von meinen Schilderungen so viel ab, bis die Wahrheit ganz schmucklos vor Ihnen steht. Amalie denk' ich, soll gleichwohl nicht dabey verlieren. Und damit Gott befohlen! Und jetzt und immerdar von ganzem Herze

Ihr Freund Gräter.

[1] Schwäbische Halle, Sonntags den 25. Aug. 1793. Morgens.

Es ist heute just ein Monat, Freund, daß ich Ihnen in Amaliens Garten an der Seite dieser Herrlichen vereint mit ihr und noch trunken von der ersten Wonne an ihrem Pulte schrieb, so wie ich jetzt entfernt von ihr an meinem Pulte in meinem einsamen Zimmer und gerade in der Stunde schreibe, in welcher ich heute vor 14. Tagen, stumm und sprachlos von ihr Abschied nahm, und sie zum letztenmal voll Dank und Liebe umarmte und den letzten langen Kuß auf ihre Lippen drückte. Sie werden mir diese Sprache vergeben, mein Theurer, sobald Sie sich einst wie ich überzeugen, daß man ein solches Weib nicht verehren kann ohne sie zugleich auch aufs innigste zu lieben. Mein Herz empfindet seit diesen 14. Tagen alles, was verlassene Liebe empfinden kann, und ich würde mich nicht bloß unglücklich sondern auch ganz trostlos fühlen, wenn diese Liebe eine weniger edle Quelle hätte, und mehr als den Wunsch in sich faßte, einen so reichen Genuß des Geistes und Herzens ins Unendliche ausdehnen zu können. Ihre Briefe gewährten mir soviele Befriedigung für Verstand, Fantasie u. Gefühl, daß ich kaum träumte, ihre mündliche Unterhaltung u. persönliche Freundschaft dürfte ihrer schriftlichen [2] gleichkommen, und doch fand ich noch bey weitem mehr als ich je gehört,

² verbessert aus „denen“.

gesehen und empfunden hatte. Es gibt keine Stufe des geistigen Genusses, den ein weiblicher Proteus, wie Amalie, nicht gewähren könnte, und die Mannichfaltigkeit unsers Umgangs war auch wirklich so groß, daß wir unsere Freundschaft eine Donnerwetterfreundschaft betitelten, und am Ende nichts mehr darüber zu sagen wußten, als daß jeder unserer zusammengelebten Tage eine lebendige Geschichte aller menschlichen Empfindungen sey.

Sie verlangen von mir eine ausführliche Beschreibung Amaliens, allein, Freund, das ist gerade mir, wenigstens jetzt noch, unmöglich — ich bin zu voll — Versuchen Sie selbst aus den einzelnen Zügen, die ich Ihnen mit der Geschichte meiner Reise von ihr geben muß, ein ganzes Bild zu entwerfen.

Am 24. Jul. reis'te ich früh nach 3. Uhr mit einem Lohnkutscher von hier ab. Mir war so wohl, daß ich endlich einmal nach zwölf bangen Monaten, die ich in meiner Vaterstadt halb durchgeseufzt halb durch verwünscht hatte, wieder Athem schöpfen konnte in Gottes freyer allgemeiner Luft, die weder Conventionen noch Neid und Dummheit gepachtet haben. [3]

Froh riß ich mich von aller Erinnerung an die vorigen Tage los, und dankte, als ich den Berg hinauffuhr und die Stadt im Rücken hatte, innigerührt meinem Gott, daß er mir für die vielen Leiden wieder, sey es auch vor dem nahen Grabe, doch noch Erholung, Erquickung und reichliche Entschädigung schenkte. Der Tag war schön, heiterer Himmel, reine Luft und nur ein wenig Wind. Ich hätte mich in meiner andächtigen Empfindung vielleicht bis zum förmlichen Gebete verloren. Es war gut für meine melancholische Seele und meinen hypochondrischen Körper, daß ich schon in Michelfeld den Fantasien der Einsamkeit entrissen wurde. Cand. Ritter³ erwartete mich hier, um eine Strecke Wegs mich zu begleiten. Dieß war mir sehr angenehm, denn er hat ein Gemische von Lustigkeit und Ernst in seinem Temperament, das bey jeder Seelenstimmung den ersten Stoß zur Auflösung der Empfindungen geben kann. Ich verließ ihn in Bubenorbis wirklich mit mehr Heiterkeit als ich ihn empfangen hatte. Von Bubenorbis bis nach Sulzbach an der Murr ist der Weg sehr holpricht und ein ewiges Auf und Ab. Indessen vergißt man sich selbst, wenn man sich unaufhörlich mit dem Wege beschäftigten muß — was konnte ich besseres wünschen? — [4]

Um 9. Uhr langten wir endlich in Sulzbach an. Da mein Pferd gefüttert werden mußte, so besuchte ich unterdessen den dortigen Pfarrer Beer,⁴ der vor einiger Zeit eine Geschichte von Schwäbische Hall angekündigt hat. Er erzählte mir, daß er durch seinen verst. Oheim, den bey uns mehr berühmten als berühmten Jäger,⁵ viele Dokumente von den alten Geschlechtern zu Hall und verschiedenen anderen Alterthümern erhalten, von einigen benachbarten Cabinetern Unterstützung gehofft, vorzüglich aber von Hall selbst, und daher eine Geschichte angekündigt habe; er sey aber von Seiten Hall gänzlich verlassen worden, ohne Zweifel, weil alles in Hall verhaßt sey, was nur irgend mit dem verst. Jäger in Verbindung stehe. Indessen gab er mir einige hier befindliche Quellen zur Geschichte der Stadt an, von denen ich noch nichts wußte, nemlich, das sogenannte Pergamentne Buch in 5—6 Quartbänden, ferner 6—8. Foliobände Samm-

³ Gottlieb Friedrich Christoph Ritter (1771—1813), später Präzeptor am Haller Gymnasium illustre (unter Gräter), zuletzt Pfarrer in Gründelhardt (O. Haug).

⁴ Georg Friedrich Beer (1774—1806), Sohn des Haller Zuckerbäckers und Handelsmanns Friedrich Lorenz Bär, seit 1786 Pfarrer in Sulzbach an der Murr (O. Haug).

⁵ Georg David Jäger, Prokurator, später Hofrat in Kochendorf, 1786 verheiratet mit Maria Jakobine Rittmann, der Mutterschwester Pfarrer Beers (G. Wunder).

lungen alter Urkunden und Geschichten von dem seel. Gammersfelder,⁶ der einer der fleißigsten Forscher gewesen sey — man habe sie für das Archiv gekauft. Auch habe der Ratsherr Müller⁷ als Consulent eine vollständige Salz-[5] geschichte ausgearbeitet, die noch verschlossen im Pulte liege. Ich bemerkte an den Fenstern der Pfarrwohnung einige gemahlte Scheiben, und erhielt auf meine Frage die vielleicht auch für das Publikum nicht uninteressante Nachricht, daß es Proben von kaustischer Kunst⁸ seyn, die ein, jetzt verstorbener, benachbarter Hüttenmeister Oechsle⁹ ehemals versucht, und sein ganzes Leben und Vermögen darauf verwendet habe. Er sey Anfangs von dem Herzog aufgemuntert worden, und habe nach vielen vergeblichen Versuchen endlich auch die Scharlachfarbe vortreflich herausgebracht. Vermuthlich haben andere Umstände sein Fortkommen gehindert, denn es läßt sich nicht wohl begreifen, daß ein Fürst, wie der regierende Herzog, der so viele Summen auf Gegenstände der Baukunst verwendet, einem solchen Manne von selbst nicht aufhelfen wollte.

Zu Backanang, der berühmten Schreiber-Universität Württembergs,¹⁰ hielt ich mein Mittagsmahl. Von da gings weiter mit einem neuen Kutscher und auf gutgebauter Straße nach Waiblingen, wo ich in Zeit von 3. kleinen Stunden ankam. Ich hielt mich hier nur so lange auf, bis ich wieder ein Gefährde bekam, [6] um damit an dem nemlichen Tage noch in Stuttgart anzulangen.

Von Backanang bis auf Stuttgart beschäftigte sich meine Fantasie einzig und allein mit Amalien und ihrem Gatten. Ich rief mir alle die Züge ins Gedächtniß zurück, welche mir ihre beyderseitigen Schriften und Briefe von ihrem Kopf und Herzen und einige Schattenrisse und Porträts von ihrer Gestalt verschafft hatten, aber es war mir unmöglich eine Idee zu fixiren. Ich ließ also das, und sann darauf, wie ich sie überraschen wollte. Es war bald ausgedacht. Ich wollte meinen Freund, den Prof. Fülleborn¹¹ in Breslau spielen, und vorgeben, daß ich Gr. (mich) hätte besuchen wollen, aber nahe bey Schw.Halle vernommen, er sey schon nach Stuttgart abgegangen u. werde bey Ehrm. logiren. Der Einfall freute mich kindisch, ich spürte alle literarische u. politische Neuigkeiten meines Gedächtnisses aus, um für den ersten Gebrauch eine kleine Reisebeschreibung von Breslau über Berlin, Magdeburg, Leipzig, Jena, Coburg, Erlangen, Nürnberg, Ans-

⁶ Jo. Peter Christof Gammersfelder (1713—1744), Stadtdvokat in Hall. Die historischen Interessen des Mannes, der in Altdorf „in philosophicis et historicis“ studirt hat, sind bezeugt. Spuren seiner stadtgeschichtlichen Forschung ließen sich aber bisher nicht entdecken (G. Wunder).

⁷ Jakob Friedrich Müller (1744—1803), seit 1786 Ratsherr (innerer Rat) (s. Gerd Wunder, Die Ratsherrn der Reichsstadt Hall 1487—1803, in: Württ. Franken, Bd. 46, 1962, S. 157, Nr. 431).

⁸ „Kaustische Kunst“: mindestens heute kein geläufiger Begriff mehr. Nach Ansicht von Experten ließe sich am ehesten an eine Einbrenntechnik denken, bei der „gewisse Chemikalien durch Aufschmelzen auf das Glas zu transparenten Farben wurden“.

⁹ Laut Auskunft des Ev. Pfarramts Sulzbach an der Murr gab es in der Erlacher Glashütte einen Hüttenmeister Oechsle. Seine Lebensdaten umfassen die Jahre 1744 bis 1790. Die Beifügung „Hl. Israel“ dürfte wohl als eine Art von Spitznamen aufzufassen sein (G. Wunder).

¹⁰ Läßt sich die scherzhafte Benennung darauf zurückführen, daß in Backnang (Stadt und Amt) der Schreibernachwuchs eine besonders gediegene Ausbildung erhielt?

¹¹ Georg Gustav Fülleborn (1769—1803), Professor der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache am Elisabethaneum in Breslau, eng befreundet mit Gräter und mit ihm eifrig korrespondierend (vgl. Biographie). Mitarbeiter an Bragur. Zu seinen Schriften vornehmlich philosophischer und biographischer Natur s. Meusel, GT II, S. 458. XI, S. 247.

bach zusammenzustoppeln, und bis ich zu den Thoren Stuttgards Abends 7^{1/2} Uhr hineinfuhr, war auch die ganze Lüge [7] vollkommen ausgedacht. Um mich nicht zu verrathen, ließ ich wider mein Versprechen den Wagen nicht gleich vor Amaliens Wohnung, sondern vor einem nahe gelegenen Gasthof anfahren. Hier macht' ich nur flugs meine Haare zu Rechte, setzte mich ein paar Augenblicke an die table d' hôte und dann, als trieb mich ein Geist, die Treppe hinab, den Hausknecht mit fortgezogen, und in Amaliens Wohnung hinaufgestürmt — zum Unglück wischte die Magd noch vor mir ins Zimmer mit den Worten: „es kommt ein Fremder!“ — und als ich die Thüre öffnete und meine schönausgedachte Lüge auf der Zunge hatte, sprang schon Amalie vom Tische auf, lief auf mich zu, und packte mich mit beyden Händen bey'm Kopfe: „das ist Gräter!“ schrie sie — Außer aller Fassung über diesen unerwarteten Sturmempfang wußte ich nichts hervorzubringen — ich umarmte sie: „Ja, das ist sie! sagt' ich, mein Herz erkannte sie an ihrem Feuer! Nun war Freude die Fülle, alle fielen wir einander um den Hals, u. weinten fast vor Freude. Mögen Ihnen einst die Geister des Himmels, die uns umschwebten und sahen, unsere damalige Seeligkeit schildern, ich vermag es nicht.

Lassen Sie uns jetzt ein wenig ruhen und schlafen, lieber Freund — die Reise war lang, und das Herz hatte viel zu tragen. Gute Nacht, ihr beyden Freunde, und Sie, theure Amalie! Gute Nacht!

[8] Um 1. Uhr hatten wir uns zu Bette gelegt, um 5. Uhr kam Amalie schon aus ihrer Kammer heraus und wollte vorüberschleichen, um mich ausschlafen zu lassen, allein ich wachte auch schon und stand auf. Jetzt schien sich erst unser Herz entwickeln zu können — gestern war lauter Sturm. Freund E. kam auch, und nun saßen wir in stiller Eintracht bey'm Frühstück, und rieben uns allmählich die Augen über das Wunder, daß wir nun das Glück genossen bey einander zu seyn. Nach eingenommenem Kaffee ging dann jedes an seine Arbeit. E. ins Studierzimmer zur Geschichte der Reisen — ich u. Amalie aber zur Einsiedlerin. Er that viel, wir wenig — denn wie konnten wir fertig werden, bey jedem Gedanken all' unsere Anmerkungen u. Empfindungen darüber oder streitende Ueberzeugungen zu erschöpfen. Um 11. Uhr kam der Friseur — unter dem Frisiren dictirte G. u. A. m. schrieb — dann kam das Essen u. alles vereinigte sich wieder. Dieß war die regelmäßige Morgenordnung jedes Tages, wenn uns nicht etwa ein Besuch störte, oder die Obstructionen anriethen, lieber einen kleinen Spaziergang auf der Planie oder in den Garten zu machen, als den ganzen Morgen zu sitzen.

Am 25. Sept. 93

Meine Reisebeschreibung geht sehr langsam. Wenn ich in dieser Geschwindigkeit fortführe, so würden Sie noch ein volles Jahr warten müssen. Aber es [9] ist nun mein fester Vorsatz, diese Woche noch zu vollenden; denn Gottlob! nun sind meine Amtsarbeiten für dieses halbe Jahr geschlossen — Vorgestern perorirte ich endlich adeundi muneris gratia u. gestern war das Examen.¹² Einen Vortheil hat meine Langsamkeit dennoch. Meine Fantasie hat sich unterdessen abgekühlt, und ich hoffe Ihnen jetzt eher als vorher das gewünschte Bild von Amalien, und vielleicht treffender und ungeschminkter entwerfen zu können. Doch erlauben Sie mir, daß ich zuvor in der Commentirung meines Tagebuchs fortfahre.

¹² Vermuthlich handelt es sich um eine Rede, von Gräter aus Anlaß seiner am 18. 2. 1793 erfolgten Beförderung zum Konrektor gehalten. Vgl. Selbstbiographie.

Unser erster Ausgang, den wir Arm in Arm durch Stuttgards Strassen machten, war ein Spatziergang in Amaliens Garten.¹³ Er liegt nahe an dem Akademiethor gegen die Eßlinger Steige zu, ist groß und hübsch angelegt, hat ein geräumiges und schön gebautes Gartenhaus, in welchem Amalie sowohl als ihr Gatte den Sommer über jedes an seinem Pulte arbeiten, und oben eine artige Laube, aus welcher Sie künftig in der Einsiedlerin einen Brief von mir nach Kopenhagen geschrieben finden werden. Und bey diesem ersten Ausgang dachten wir an Sie. Unser Brief im Garten schildert Ihnen unsere beyderseitige Freude sprechender als ich es jetzt mit aller Erinnerungskunst zu thun vermöchte. Gewiß, ich war recht königlich vergnügt, als ich Amalien im Arm zum erstenmale durch die Strassen ging, und stolzer [10] auf diese Ehre als je auf Recensentenlob oder den Tadel der kleinen Geister. Ich hatte mich sehr in dem Äußern unserer edlen Amalie betrogen. Weder der Kupferstich, der vor ihren Fragmenten¹⁴ steht, noch das Porträt, welches sie mir vor einem halben Jahre verehrte, noch die Schilderungen verschiedener Menschen, die sie persönlich kennen wollten, kamen mit dem Original überein. Ich halte es aber auch fast für unmöglich, Ihr¹⁵ Gesicht ganz und treffend und für immer erkennbar zu fixiren. So sehr hängen ihre Gesichtszüge von der Stimmung ihrer Seele ab, jede kleine Abänderung der Laune verursacht eine andere Nüancierung der Miene, so daß, wenn ich ihr Bild in meiner Fantasie zurückrufen und sie wirklich darinnen erkennen will, ich sie mir schlechterdings in einem bestimmten Falle denken muß. Mir gefiel sie nie besser, als in der vergnügten Stimmung, in einer Stimmung wie etwa im Garten als wir an Sie schrieben. In solchen Augenblicken scheint sie sich ganz zu verjüngen, und einem vielversprechenden zwanzigjährigen Mädchen zu gleichen. Auch der Zorn steht ihr, aber nichts weniger als ein lebhafter Ernst — ich bat sie oft, von solchen Debatten abzulassen — man erkennt sie kaum mehr — entweder würde ich sie in dem höchsten Feuer [11] irgend einer Leidenschaft oder in gar keinem mahlen lassen — im ersten Falle müßte ihr Bild zur Bewunderung, im andern zur Liebe zwingen. Ihr Profil verräth ein edles Nachdenken, aber in dem Kupferstiche ist diese Denkermiene bey weitem zu stark ausgedrückt. Der Mahler aber, von welchem ich ihr Bildniß hier vor mir habe, hat in der That nichts als die schwermüthigen Augenlieder getroffen.

Das Gesicht ist zu rund und voll, und zu altschön. Amalie hat kein eigentl. schönes, sondern ein reizendes und interessantes Gesicht. Auch sind hier die Lippen und das Kinn nicht natürlich genug, die Nase zu groß, der Hals zu lang, auch der Leib — wie sich ein solcher Stümper, der nicht einmal die Proportion der Haupttheile treffen kann, nur für einen Mahler ausgeben mag! Die Frisur ist noch das Beste an dem ganzen Gemählde, diese hereingeschnittenen Vorderhaare, und die langen herabwallenden Seitenlocken — doch hat er ihr schönes Haupthaar, das sie kunstlos über den Rücken hinabfließen läßt, vergessen — man sollte hier noch einen Theil davon sehen. — Daß ich auch kein Mahler bin! Diese Stümper fassen nie das Charakteristische ihres Gegenstandes, das sie vor allem darstellen sollten, eh sie einzelne Theile zu einem geflickten Ganzen auszuzeichnen anfangen. Amalie [12] hat einen feinen, zärtlichen Körperbau, demunerachtet ist sie korpulent, oder verräth wenigstens daß ihre Jugendkraft durch kein Kindbett geschwächt ist. Ihr

¹³ s. Stadtplan (GRUND-RISS der Herzoglich Wirtembergischen Haupt und Ersten RESIDENZ STUTTGARDT MDCCXCIV) 2.

¹⁴ Kleine Fragmente für Denkerinnen, von der Frau Verfasserin der Philosophie eines Weibes. Isny 1788. 8.

¹⁵ NB: Großschreibung!

Anzug ist geschmackvoll, einfältig, edel, und zwingt die Natur nicht, sich nach ihm zu richten, sondern richtet sich nach ihr. Sie nimmt Rücksicht auf die Mode, aber sie ist, wie sich von ihr erwarten läßt, keine Sklavin derselben. Ein kleiner aschfarbener seidener Hut, ein langes Kleid von eben der Farbe u. Stoff mit einem passenden Leibgürtel vollenden das Edle ihrer wirklich schönen Figur. Sind Sie mit dieser Federschilderung zufrieden, Freund? Wenn Sie noch kein Bild von Amalien haben, so gehen Sie selbst nach St. — mir wird Kopf und Feder über solchen Gemälden stumpf. Geist und Herz sind eher ein Gegenstand für meine Briefstellerkunst als Körper und Kleidung. Wenn Sie die jetzige Kaiserin¹⁶ in der Nähe gesehen hätten, so würde ich Ihnen sagen: „stellen Sie sich Amalien wie die Kaiserin vor“ und es würde wenig fehlen, wenigstens keine von beyden vor dieser Vergleichung im mindesten zu erröthen haben.

Am 10. Otbr. Nachts.

Nun muß ich eilen, wenn dieser Brief mein Nichtkommen vergüten soll, denn Morgen wollen Ihre [13] und meine Adelmansfelder Freunde unserer Hallischen Luft Valet sagen. Leider, leider kann ich nicht mit, mein Bester! Außer daß ich noch ungewiß bin, ob nicht mein alter Freund u. neuer Gevatter Abicht¹⁷ mit seinem Schwager in Polsingen¹⁸ u. dem Rector Beyschlag¹⁹ in Nördlingen mich besucht, erwarte ich täglich den Oesterreichischen General-Consul in Kopenhagen, einen Schwager des Kammerherrn Suhm, der diesen Sommer an den Kaiserl. Hof gereiset ist, und nun, wie mir Suhm²⁰ vorläufig hat notificiren lassen, seinen Rückweg von Wien nach Kopenhagen expresse über unser Hall nehmen wird, um mich mit der unverdienten Ehre seines Besuchs zu erfreuen. Da kann ich also unmöglich weg. Wie leid thut es mir! Ich sehnte mich solange nach Ihnen, und freute mich schon im Geiste auf unsere gegenseitige Herzenserleichterung über unser neues tertium comparationis die unvergleichliche Amalie. Sehen Sie, da bin ich schon wieder auf dem Punct, und nun solls flugs an die Fortsetzung meiner Nachrichten gehen. [14]

Also die Charakterschilderungen ein andermal. Ueber Amalie lege ich Ihnen ohnehin einige gedruckte u. von mir ganz wahrbefundene Züge aus ihrem Charakter bey, dessen Verfasser Sie selbst errathen mögen. Ich fahre in meinem Tagebuch fort.

Am 26. Jul. waren wir außer einem Ausflug Nachmittags in Garten den ganzen Tag zu Haus. Für mich und mein Herz damals ein harter, jetzt aber lieber und unvergeßlicher Tag, der mir das feine und tiefe Gefühl unserer Amalie ganz aufschloß, und sprechend von ihrer Achtung und Liebe überzeugte, die ich beyde von Herzen zu verdienen wünsche. Ich weiß nicht, wie ich Ihnen davon erzählen soll, und den eigentlichen Anfang der Sache hab' ich wirklich vergessen. Kurz, mein

¹⁶ S. Anm. 58.

¹⁷ Johann Heinrich Abicht (1762—1816), seit 1804 o. Professor der Logik und Metaphysik an der Universität Wilna, Kantianer, war verheiratet mit Friederike Böckh, der Tochter Christian Gottfried B.s (vgl. Hochzeitsgruß in Gräters Lyr. Gedichten, S. 98—106). (ADB Bd. 1, S. 210.)

¹⁸ S. Anm. 21.

¹⁹ Daniel Eberhard Beyschlag (1759—1835), Rektor am Lyzeum Nördlingen, ab 1801 Rektor am Gymnasium bei St. Anna in Augsburg (Gradmann, S. 36 f., und ADB Bd. 2, S. 606).

²⁰ Peter Friedrich v. Suhm (1728—1798), dessen „Geschichte der Dänen; aus Liebe zu dem Studium derselben und aus Ehrfurcht für ihren Verfasser“ Gräter z. T. ins Deutsche übertragen hat (s. auch: Zerstreute Blätter I, S. 285 f.; II, S. 408 f.; 417 f.).

Freund, doch nur halb ins Ohr diese geheime Bemerkung; mich dünkte, es thue dem edlen und gelehrten Ehrmann zuweilen wehe, sich hie und da etwas hintangesetzt zu sehen, während seiner Gattin von allen Seiten ein eben nicht unverdienter Weyhrauch gestreut wird. Dieser heimliche Schmerz mag ihn in hypochondrischen Stunden übermannen, und ihn verleiten, bey Fremden sich auf Kosten der Edlen zeigen zu wollen. So etwas ungefähr fing er auch gegen mich an, und suchte mich geflissentlich [15] auf einige kleine Uebereilungen der Guten aufmerksam zu machen und dergl., wie Sie sich das weiters denken können. Amalie schwieg dazu, ich machte einen Scherz daraus, und glaubte, sie werde es auf der nemlichen Seite nehmen. Bald aber entfernte sie sich, ich blieb, Ehrmann sah nach ihr, kam gleich wieder und bat mich zu seiner Gattin zu gehen. Ich fand sie in heißen Thränen. „Um Gotteswillen, Amalie, was ist Ihnen?“ — Nichts, nichts, Theurer! beruhigen Sie sich, aber ich habe in Ihren Augen verloren! — „Sie glauben doch nicht durch die Rede des HE. Dr.? oder kennen Sie mich noch nicht?“ — Es wäre mir unmöglich, Ihnen unsern ferneren Dialog jetzt noch getreu wiederzugeben. Kurz, Amalie bestand darauf, ich könnte sie nicht mehr in dem vorigen Grade schätzen, und war untröstlich bis zur Verzweiflung. Ich hätte Sie erwünschen mögen, um diesen schrecklichen Kampf eines zarten Herzens zu sehen — doch nein, denn ich wünsche mirs selbst nicht mehr; der Anblick dieser edlen Qual marterte mich. Ich mußte meine zärtlichste Beredtsamkeit und die biedersten Betheuerungen aufbieten, um sie nur etwas zu besänftigen. Besänftigen? — Ha! wir kannten das Gefühl eines solchen Weibes noch nicht. Um mich zu schonen, zwang sie sich ruhig zu scheinen, aber es mußte [16] fürchterlich in ihrem Innern toben. Schon Nachmittags im Garten traf ich sie oft in ein schwermüthiges Nachdenken versunken, und gab mir alle Mühe, sie froh und heiter zu machen. Stumm und sprachlos kehrten wir Abends Arm in Arm zurück, es fehlte nichts, als daß mein verstimmter Freund über Tische seine Maxime abermals versuchte, um sie ganz aufs Aeüßerste zu bringen. Dieß geschah auch, ich suchte ihr nocheinmal die Empfindlichkeit wegzuscherzen, aber sie entfernte sich wieder in der Stille. — Freund E. ahndete, bat mich — denn seine Liebe für sie ist gleichwohl ohne Grenzen — nach ihr zu sehen, und sie aufzuheitern, allein — denken Sie sich meinen Schrecken — sie lag schon in einer gichtrischen Ohnmacht und sank mir in die Arme. E. den ich rief, und ich, trugen sie aufs Bette, und die Gichter brachen nun in einem entsetzlichen Grade aus. Drey Stunden in eins weg dauerten eine Folge von Ohnmächten, Convulsionen und den schrecklichsten Fantasien mit einer erbarmungswürdigen Schwermuth. Es drückte mich fast zu Boden, und ich mußte mich, so fest sie sich mit der einen Hand eingeklammert hatte, doch endlich los reißen, um Luft für Herz u. Brust schöpfen zu können. Als sie endlich wieder gegen Mitternacht zu sich kam, und mich unter den Umstehenden nicht erblickte, gerieth sie in neue Angst, weil sie schon [17] den tödlichsten Einfluß auf meine Gesundheit von dieser Schreckenscene fürchtete, und mich für krank hielt, bis ich sie denn durch meine Gegenwart wieder ein wenig beruhigte. Aber in der That hatte dieser Vorgang auf mein ohnehin damals so sehr herabgekommenes Nervensystem eine sehr schlimme Wirkung, so daß ich wirklich von da an während meinem ganzen Aufenthalt in Stuttgart kränkelte, und bald darauf zu dem Arzte meine Zuflucht nehmen mußte.

Am 27ten blieben wir alle zu Hause, da Am. von den Convulsionen, ihr Gatte und ich aber von dem gestrigen Schrecken uns noch nicht ganz erholt hatten. Doch zwang ich mich Nachmittags ein Stündchen auf die Bibliothek zu gehen. Ich

lernte da vorzüglich die beyden biedern Bibliothekare Petersen²¹ und Drück,²² davon ich den erstern, an den ich schon geschrieben hatte, mir nun wirklich zum Freunde machte. Er entschuldigte sich wegen seinem Stillschweigen auf mein Schreiben mit der triftigen Ursache, daß er mir keinen leeren Brief, sondern gleich Beyträge für Bragur habe schicken wollen, woran er aber durch Veränderung seiner Wohnung sey verhindert worden; bezeugte mir auch gleich von selbst seine Indignation über das Betragen des Herrn Predigers Kochs²³ in Berlin gegen mich, und ich habe nun an [18] seinem Beyspiel durchaus die Erfahrung bestätigt gefunden, daß sich gelehrter Uebermuth und ein folgewidriges Betragen, sowie Mißbrauch der Freundschaft und Bescheidenheit von selbst straft. Petersen scheint mir ein sehr braver, rechtschaffener Mann zu seyn. Verzeihen Sie, Freund, wenn ich Sie öfters erst mit dem Herzen der Gelehrten als mit ihren Talenten bekannt mache. Ein Mann von weniger Geist und Kenntnissen aber rechtschaffener Denkungsart und festem Charakter ist in meinen Augen mehr werth als das größte Genie oder der ungeheuerste Gelehrte mit einem verwahrlosten Herzen, oder, nach Amaliens Ausdruck, mit einer verkrüppelten Seele. Sie wissen, daß Petersen schon einige Preise bey der Mannheimer Akademie gewonnen hat, und zwar über Gegenstände der vaterländischen Literatur, woraus Sie schließen können, daß er kein Kopf e trivio petitus ist, und wie angenehm es mir seyn mußte, mit einem solchen Manne näher bekannt zu werden. Leider konnt' ich ihn nur so wenig genießen, da er in seine neue Wohnung noch nicht eingezogen war, und in einem Gasthose logiren mußte, wo ich keine Lust hatte mich anzusiedeln.

Die Bibliothek (ich sah sie öfter) entzückte mich. Unter allen, die ich bis jetzt besuchte, und in gewisser Hinsicht unter allen deutschen ist sie sicher die vorzüglichste nach Gehalt und Einrichtung. Die Göttinger kenne ich nicht, aber außer dieser kommt der Stuttgarter weder die Hallische noch die Leipziger, Jenaer, Erlanger, Nürnberger, Altdorfer, Ansbacher noch die Neresheimer [19] gleich. Sie unterscheidet sich schon von jenen in der Anlage, indem sie nicht eine durch Testamente und andere Zufälle zusammengeflückte Sammlung, sondern systematisch angekauft, und, wie es jede Universitäts- und öffentliche Bibliothek seyn sollte, eine Grundlage von den kostbarsten und unentbehrlichsten Werken in allen Fächern der in- u. ausländischen Gelehrsamkeit ist. Das Bibliothekgebäude ist groß, in einem rechtwinklichen langen Viereck mit 3. Stockwerken, worinn das untere die Lesezimmer enthält, und ganz frey gebaut, um von einer etwanigen Feuersbrunst gesichert zu seyn. Jedes Fach hat sein eigenes Zimmer zb. politische Geschichte, Kirchenhistorie, Rechtsgelehrsamkeit [u. s. w.] Die Zimmer sind sehr hoch, und in jedem eine Tafel in der Mitte. Die Gestelle sind ganz neu, gleichförmig und geschmackvoll angemahlt. Die Hauptfarbe ist apfelgrün, welches dem Auge so wohl thut. Aber als ich nun in den großen Saal der berühmten Bibelsammlung eintrat, wie ward mir da! Wirklich, Freund, man fühlt sich von Ehrfurcht u. Be-

²¹ Johann Wilhelm Petersen (1758—1815), Karlsschüler, später Bibliothekar an der Öffentlichen Bibliothek in Stuttgart und Professor an der Hohen Carlsschule (R. Krauß, S. 263, und J. Hartmann, bes. S. 186—213).

²² Friedrich Ferdinand Drück (1754—1807). 1779 auf den Lehrstuhl für alte Sprachen und Altertümer berufen, vielseitiger Gelehrter und beliebter Lehrer, auch Bibliothekar an der Hohen Carlsschule (R. Uhland, bes. S. 159).

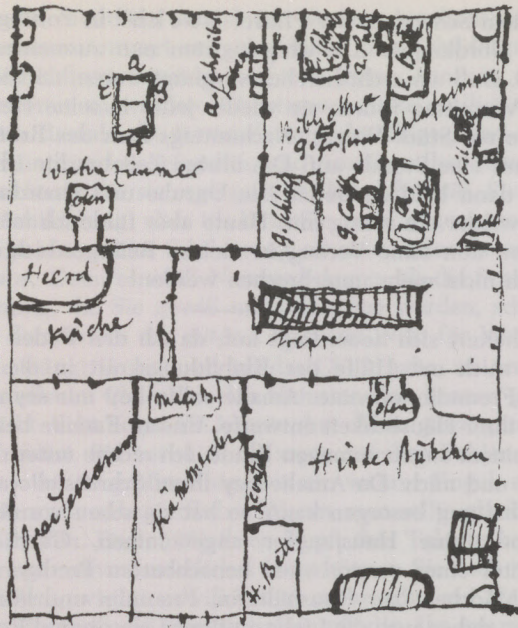
²³ Erduin Julius Koch (1764—1834), Gründer der „Gelehrten Gesellschaft für deutsche Sprache und Literatur“, Verfasser des „Kompendiums der deutschen Literaturgeschichte von den ältesten Zeiten bis auf Lessings Tod“, 2 Bde., 1795—98 (J. Dünninger, Sp. 138 f.).

wunderung ergriffen und hingerissen, wenn man bedenkt, eines Theils daß Ein Buch alle Völker und Völklein der ganzen Erde so sehr interessirt habe, daß es jedes in seine Sprache übersetzte, und daß nur diesem einzigen Buche diese sonst beyspiellose Ehre wiederfahren sey; andern Theils aber, daß es einem Regenten von Deutschland, [20] einem Fürsten von einem einzigen Kreise desselben, ohne seinen Schatz noch sein Land deswegen arm zu machen, in weniger als einem Menschenalter gelungen sey, eine solche die ganze Welt interessirende, kostbare und mit so vielen Schwierigkeiten verknüpfte Sammlung, kurz eine solche Weltbibliothek anzulegen, und zu Ende zu bringen. Wer möchte noch die Stirne haben, auf unser Schwaben verächtlich herabzublicken, unser Schwaben, das nun einen Schatz besitzt, der nicht bloß allen Nationen in Europa, sondern allen in allen vier Theilen der Welt gleichwünschenswert seyn muß, und den gleichwohl keine einzige Nation in allen vier Welttheilen außer unserem Schwaben aufzuweisen hat. Diese Bibelsammlung wird eben so gewiß eine ewige Fundgrube für die Sprachforscher aller Zeiten und Zungen bleiben, als sie ein unsterbliches Denkmal von dem seltenen gelehrten Enthusiasmus ihres fürstlichen Stifters ist.

Ich selbst hab' auf allen Vorderzimmern Tafel-
 stühle und sitzenstühle (wenn Ihnen die französ.
 Jalousien nicht gefallen sollten). Das Hinter-
 stübchen ist gemeiner gebaut. Weil Sie aber ^{alles} so genau
 wissen wollen, lieber Freund, so ist am besten, ich zeichne
 Ihnen die ganze Wohnung für. Amalie würde sich
 über diesen Einfall halb zu todt lachen, und ausrufen:

Aus der Originalhandschrift

Von dem 28. Jul. hab' ich wenig angemerkt, vermuthlich weil es ein Sonntag war, an dem man ruhen soll von aller Arbeit. Ich habe daher Raum und Zeit um Sie in der Wohnung Amaliens herumzuführen, und mit unserer damaligen Häuslichkeit und Wirthschaft bekannt zu machen. Ich wunderte mich über die enormen Wohnungspreise in Stuttgart. Für ein nicht zu geräumiges Zimmer, mit zwey daran stossenden kleinen Kammern, die mit einander nicht mehr [21] Raum einnehmen als die Stube, und wovon die eine zur Bibliothek gemacht ist, einer kleinen Küche mit einer nicht viel größern Speisekammer und einem Hinterstübchen — alles in einer Nebenstrasse und in dem dritten Stockwerke, müssen unsere lieben Freunde 96. fl. Miete bezahlen. Indessen ist die Wohnung recht hübsch und hat auf allen Vorderzimmern Tafelscheiben und Eifersuchtsläden (wenn Ihnen die französischen Jalousien nicht gefallen sollten.). Das Hinterstübchen ist gemeiner gebaut. Weil Sie aber alles so genau wissen wollen, lieber Freund, so ists am besten, ich zeichne Ihnen die ganze Wohnung her. Amalie würde sich über diesen Einfall halb zu todt lachen, und ausrufen: O Du — Doch das gehört für keinen Brief. Also dann. Hier ist der Grundriß.



[22] den 17. Oct. 1793. am 10. Donnerstag nach meiner Heimkunft.

So gehts, geliebtester Freund! Wir sind Sklaven der Umstände, und unser bester und ernstlichster Wille reicht zuweilen nicht hin, unser Vorhaben durchzusetzen. Vorigen Freytag ging unsere Freundin Friederike ab, ich schrieb und schrieb, aber Sie sehen wohl selbst, daß es auf meine angefangene Art zu commentieren unmöglich gewesen wäre, in ein paar Stunden noch meine Reise-geschichte zu vollenden. Aber ich dachte nun doch gewiß Dienstags darauf bey Ankunft der Bötin fertig zu werden. Allein — Friederike mochte kaum ein paar Stunden über die Berge seyn, so blies schon ein neuer Postillion, und mein alter getreuer Freund Abicht trat zur Stube herein.

Es ist wahr, die Vorsehung schenkt mir der Freuden und Freunde viele. Ich schäme mich, daß ich zuweilen so bitter über mein Schicksal klagen kann. Die mannigfaltigen Leiden des Körpers und der Seele werden mir oft durch ein paar Stunden freundschaftlichen Genusses wieder reichlich vergütet. Indessen hoffe ich nun bald auf dem Wege zur wahren Zufriedenheit zu seyn, da ich bereits anfangs, mein Unrecht, über das ungleiche Loos der Menschen zu klagen, lebhafter als je einzusehen und zu fühlen.

Sie können sich die Freude und das Interesse denken, welches ich hatte, einen Freund wieder zu sehen, dessen Schicksal auf die Ruhe meines Herzens entscheidend wirkt. Ich fand ihn wieder hergestellt, freyl. wie sich ein durch unaufhörliches Denken und Anstrengen zerrütteter Körper [23] wieder herstellen kann; und noch mehr, ich erhielt nun auch aus seinem eigenen Munde die Beruhigung, daß er glücklich lebe mit seiner Gattin, und den schnellen Schritt zur Ehe noch keineswegs zu bereuen Ursache gefunden habe. Mir war in dieser Hinsicht längst bange, weil ich von mehreren Seiten her manche unangenehme Berichte bekam, die ich nun theils für Misverständniß theils für Verläumdung halten muß. Samstag

früh kam auch sein Schwager, der Pfarrer Böckh²⁴ in Polsingen und der Cand. Rehlen²⁵ aus Nördlingen. Alle drey logirten nun zusammen bey mir, so gut es sich thun ließ. Daß wir recht herzlich vergnügt waren, darf ich Ihnen nicht erst sagen. Gestern Vormittag fuhren sie wieder jeder in seine Heimath zurück, und ich begleitete sie ein Stück Weges. Nachmittags kam der Rector Beyschlag, hielt sich aber nur eine Stunde auf. Die übrige Zeit brachte ich mit Ausruhen zu und legte mich dann bald zu Bette. Die Unruhe und Unordnung nahmen doch meinen Körper wieder ein wenig mit. Heute aber fühle ich mich Gottlob! wieder besser, und fahre nun ohne Verzug in meiner Reisegeschichte fort. Möchte ich doch nun endlich nicht mehr unterbrochen werden!

Mein Geist heitert sich neuerdings auf, da ich den Faden meiner Geschichte aufnehme, und mich mit Hülfe der Einbildungskraft in die Wohnung meiner unvergeßlichen Freundin versetze. Amalie sollte bey mir seyn, indem ich Ihnen die Schilderung ihrer Häuslichkeit entwerfe. Unsere Familie bestand aus fünf Per[24]sonen und einem angenommenen Kinde. Ich rechne unter diese fünf natürlich auch die Magd, und mich. Da Amalie bey ihren Schriftstellerarbeiten doch nicht die ganze Haushaltung besorgen kann, so hat sie schon vor einigen Jahren nach Stuttgarter Mode eine Hausjungfer angenommen, Christiane Husu(w)adel,²⁶ Tochter eines verstorbenen benachbarten Predigers auf dem Lande. Ein sehr edles Mädchen, zur Haushälterin, Freundin und künftigen Gattin von Amalien gebildet, daher auch die Liebe zu ihrer Leherin und Freundin ohne Grenzen ist. Auch Amalie liebt und schätzt sie gegenseitig, würdigt sie auch öfters ihres ganzen Vertrauens. Sie besorgte, während ich da war, beynahe alles, und Amalie hatte nur anzuordnen. Auch ihre Sprache zeugt von dem täglichen Umgange mit einer Schriftstellerin — sie spricht sehr rein, nur selten verräth sich der württembergische Accent noch, und in Briefen — ich wechselte einige mit ihr — ist ihr Styl natürlich und edel. Ich vermuthete, daß sie einst noch entweder Prof. Petersens oder Hausleutners²⁷ Gattin wird. Christiane erzählte mir manchmal stundenweise von Amalien, und fand wie ich in ihrem Lobe und in ihrer Liebe die größte Befriedigung. Gott! was dieses treffliche Weib schon leiden und austeilen mußte! und wie sehr sie noch jetzt unter dem Drucke des Schicksals und der Buchhändler verkannt ist, und wie es sie schmerzen muß! Ich stünde ganz beschämt da, theurer Freund, wenn Sie Amalien aus dem Munde ihrer liebenswürdigen Schülerin schildern hörten — und doch will ich Ihnen diese Freude machen, um Amalien wenigstens Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen; denn ich fühle mein Unvermögen zu sehr. [25]

²⁴ Georg Christoph Friedrich Böckh (1763—1845), Sohn des Mitherausgebers von „Bragur“: Christian Gottfried Böckh, zuletzt Dekan und Kirchenrat in Schwabach; wie sein Vater auch als pädagogischer und pastoraltheologischer Schriftsteller tätig (s. August Böckh, Stammbuch der von Nördlingen stammenden Familie Böckh, Stuttgart 1912) (H. Reber und G. Wulz).

²⁵ Esajas Rehlen (1767—1800) [aus Nördlingen], † als designierter Rektor und Inspektor des Seminariums zu Öttingen; von ihm hinterlassene Predigten interessieren wegen zeittypischer Thematik (G. Wulz).

²⁶ Johanna Christiana Husu(w)adel (1772—1846), Tochter des gelehrten und originellen M. Johann David Husuadel (1730—1788), zuletzt Pfarrers in Mauren, hat sich wenige Monate nach dem Tode „Amaliens“ (1795) mit Dr. Theophil Friedrich Ehrmann verheiratet (der u. a. eine „merkwürdige Lebensgeschichte“ ihres Vaters herausgegeben hat (O. Haug; Pfr. Schüz; G. Schäfer; Ziegler).

²⁷ S. Anm. ⁵⁹.

Da mir dieß edle Mädchen einmal im Namen Amaliens schreiben mußte, so bat ich sie in meiner Antwort mir insgeheim eine Schilderung von Amalien zu machen, weil ich äußerst begierig war, von ihrem Aeußern und ihrem Charakter näher unterrichtet zu werden. Christiane erfüllte endlich meinen Wunsch auf eine Art, die mir damals alle Bewunderung abnöthigte, und nun, da ich ihre Zeichnung so wahr und getreu gefunden, und Amalie selbst kennengelernt habe, meine ganze Hochachtung für sie rege gemacht hat. Ich weiß, Sie danken mir die Mittheilung Ihrer Schilderung, aber ich bitte Sie auch, gegen Amalien ja nicht zu verrathen, daß ich je eine solche Schilderung erhalten, oder davon gegen Sie Gebrauch gemacht habe. Denn es weiß Niemand davon, als die Schreiberin und ich. Unter dieser Hoffnung, die Sie gewiß nicht täuschen werden, schreibe ich Ihnen also folgendes aus dem Briefe der guten Christiane Wort für Wort getreulich ab:

„In drey Jahren (fängt sie an), seit ich das Glück habe, an Am. Seite zu seyn, habe ich aus ihrem offenen Charakter den kleinsten Zug kennen gelernt, und das, was ich etwa oft nicht recht begreifen konnte, hat die so ganz, ganz edle und gute Amalie mir selbst erklärt. Sie hat mich oft sogar auf ihre Fehler aufmerksam gemacht, und sich bey mir so großmüthig, wie ein wahrer Engel, selbst angeklagt. O Amalie ist in vielem ein unbegreifliches Wesen, man sollte glauben, sie sey nicht für diese Welt geschaffen. Doch [26] ihren Kopf, ihre Talente kennen Sie besser als ich, aber ihr so ganz unverbesserliches Herz können Sie noch nicht genug kennen, wahrlich ein Herz, wie es gewiß keines mehr gibt, ein Herz, das sich nur immer für andere aufopfert, und alles so tief empfindet. Ihr ganzes Leben besteht aus Wohlthun und Trost gegen andere, sie spart an sich, kleidet sich niedlich aber gering, frühstückt nichts, ißt nur so viel als sie zum Leben braucht und nie etwas unter der Zeit, nimmt mit allem vorlieb, hat gar keine Wünsche als zu sparen, um es an Unglückliche zu wenden, von denen sie beständig umgeben ist. Wenn sie kein Geld geben kann, so gibt sie doch Trost, und weiß die Menschen durch Herzlichkeit so zu gewinnen, daß noch kein Mensch in unserem Hause war, der sie nicht unendlich liebte. Sie thut Gutes aus wirklichen Grundsätzen, nicht aus Schwachheit oder Eitelkeit, und mit so viel edler Schonung, daß sie ja Niemand beschämt. Im Hauswesen ist sie äußerst geschickt, kann alles, und was ich kann, sogar mein bischen Kochen, hat sie mich gelernt. Ihren geringen, aber sehr artigen Putz, der sie im ganzen Jahre nur wenige Gulden kostet, machte sie ehemals selbst, nun hat sie mich dieß gelernt, und ich verfertige ihn, aber sie braucht sehr wenig, da sie ihre Haare auf englische Manier so ganz Natur trägt. Sie kostet Gott weiß! ihren Gatten das ganze Jahr [27] hindurch kaum soviel als eine Magd; denn sie hat gar keine Wünsche und ist eine vortrefliche Haushälterin, ohne im geringsten geizig zu seyn. Ohne sie wäre ihr Gatte — — — ohne sie wäre auch ich verloren gewesen, da ich nie so den guten Gebrauch des Geldes hätte kennen lernen. Im Arbeiten ist sie äußerst fleißig, sitzt Tag und Nacht und wendet die Ausruhestunden zu Haushaltsgeschäften an. In Gesellschaft geht sie äußerst selten, verrichtet schnell und pünktlich ihre Schreibgeschäfte, verschiebt nie etwas, antwortet allen Menschen, und führt ihre und ihres Gatten Correspondenz mit so viel Geduld neben ihren übrigen Geschäften. Dabey ist sie immer heiter, wenn sie nur ungestört fortarbeiten kann. Nur dann, wenn sie von der traurigen Hypochondrie ihres Gatten geplagt, oder durch andere Hindernisse an der Arbeit gestört wird, geräth sie nicht selten in eine ängstliche Traurigkeit, die oft in die gefährlichste Schwermuth ausartet, daß man sie fast bewachen muß. In diesen Launen wachen in ihr alle ihre vorigen Schicksale wieder auf, und es ist dann entsetzlich, was sie an

Seel u. Leib leidet. Ihre Schwermuth ist meistens stumm, aber jeder Zug im Gesicht ist dann entstellt, um so mehr da man ihrer offenen Physiognomie alles gleich ansieht, und sie sich nicht im geringsten verstellen kann. [28] Sie spricht sehr rein deutsch, und besitzt in ihren Handlungen und Reden eine erstaunliche Lebhaftigkeit, ist auch eben deswegen sehr zur Ungeduld geneigt, kann auf nichts warten, und wird oft über einer Kleinigkeit rasch und hitzig; doch weiß sie solche Fehler auf der Stelle, ohne sich herabzusetzen, gleich wieder gut zu machen. Genug, man muß sie fürchten und lieben; so herrlich weiß sie die Untergebenen in der Ordnung zu erhalten. Und wenn sie hundertmal zankt, Niemand kann ihr böß seyn. Dabey hat sie eine so hin reißende Beredtsamkeit, daß wir oft weinen und dann wieder lachen, wenn sie es darauf anträgt. Ueberhaupt hat sie erstaunlich viel männliche Festigkeit, und dabey doch sehr viel Sanftmuth u. feines Gefühl. Sie werden sehen, daß ich wahr spreche, wenn wir kommen.* — Nun für dießmal auch noch etwas von ihrem Aeußerlichen. Ich will sehen, ob es mir gelingt, und ob Sie es einst auch so finden werden. Sie hat dunkelbraune Haare, die eine prächtige Länge haben, und die sie meistens ganz natürlich hängen läßt. Ihr Gesicht ist nicht geradezu schön, aber wahrlich für Kenner des Edlen mehr als schön, und äußerst interessant, offen, sprechend u. anziehend. Die Haut ist ein wenig blatternarbig, aber nicht verdorben, mehr weiß als braun, immer rothe Wangen und Lippen, nur dann nicht, wenn sie Kummer hat. Die [29] Augen sind dunkelbraun, groß und schmachkend, etwas eingefallen vom vielen Weinen, meistens halb geschlossen, außer wenn sie ins Feuer kömmt, wo sie einen Blick hat, der einen zusammen-donnert. Die Nase ist etwas groß, doch nicht ungestaltet und unharmonisch mit dem übrigen; der Mund ist mehr klein als groß, und wie gesagt, meistens glühend roth. Die Zähne, die sie äußerst reinlich hält, sind weiß und vollständig. Der Hals ist von Allem das schönste, schneeweis und prächtig geformt. Sie ist mehr als mittelmäßig groß, hat aber äußerst feine Glieder, einen kleinen Fuß, und eine zierliche Hand. Vor 3. Jahren war sie noch ganz schlank, jetzt wird sie etwas dicker, aber nicht ungestaltet, kurz, die Natur weiß es trotz ihren Leiden, die sie ausstand u. noch aussteht — so gut mit ihr, daß man sie hier durchgängig für höchstens 28. bis 29. Jahre hält, besonders wenn sie in guter Laune ist, wo sie einen Witz besitzt, daß sie ganze Gesellschaften von Frauenzimmern halb närrisch machen kann, und besonders auch die Männer, mit denen sie sich aber höchst selten abgibt. Es kommen sehr viele in unser Haus, dumme und gescheide, Schmarozer und gute Freunde; aber sie ist nur selten gestimmt mit ihnen zu sprechen, so sehr man sie auch von allen Seiten vergöttert. Ueber Schmeicheleyen kann sie [30] äußerst beissend spotten. Ich muß oft lachen, wie sie so schnell ins hintere, ihr ehemaliges Zimmer läuft, wenn Besuche kommen, und da immer mit mir spricht, von wem? Das werden Sie doch wohl errathen!.“ [u. s. w.]

Wie wäre ich im Stande gewesen, Freund, Ihnen ein lebhafteres und getreueres Ebenbild von Amalien zu entwerfen? Ich erstaune jetzt über diese Schilderung, die ich so meisterhaft finde, und über die feinen Bemerkungen dieses Mädchens, die mir zwar auch alle an Am. Seite nicht entgangen sind, aber weder so vollständig, noch in der Ordnung ins Gedächtniß kommen wollten. Uebrigens freut es mich, daß wir in den Sachen so herrlich miteinander einstimmen, und daß ich Christianens Brief erst wieder hervorholte, nachdem ich schon meine stümperhafte Zeichnung vollendet hatte. Welch ein Glück muß es seyn, ein solches Weib

* Sie wollten mich bekanntlich zuerst besuchen.

zu besitzen! welch ein Glück, auch nur einige Wochen in ihrem Umgange verträumen zu können! Zweifeln Sie noch, Freund, daß meine Empfindungen im Garten eben so wahr als gerecht waren? Doch ich komme ganz von meinem Faden ab. Was wollte ich Ihnen doch sagen? Der Zwischenraum von Zeit und Christianes edle Sprache hat mich so ernst gemacht. Ich wollte in der Commentirung des Grundrisses fortfahren. Sie sollten auch wissen, wo wir so oft beyeinander saßen, plauderten, aßen, tranken, speiseten, schliefen, scherzten — und welche Kleinigkeit wäre mir nicht wichtig [31] genug, um sie Ihnen zu erzählen. Aber ich halte mich bey weitem zu lange auf. Sie werden selbst sehen, wo? und in welcher Ordnung wir bey Tische saßen u. Kaffee tranken, wo Amalie ihren Schreibtisch, wo E. den seinigen hat, werden sehen, daß mir A. mein Bette mitten unter den Büchern aufschlug, daß nur eine Wand das ihrige von dem meinigen trennte, daß wir also noch halb im Schlafe fortscherzen konnten, daß A. nicht mit ihrem Schreibtische im Wohnzimmer zufrieden ist, sondern noch einen Stehpult in der Bibliothek, u. einen andern neben ihrem Bette hat, und damit ich das Beste zuletzt sage, wo ich unter dem Frisiren Am. in die Feder dictirte, u. endlich, daß die Herausgeberin der Einsiedlerin aus den Alpen so wenig eine gewöhnliche Einsiedlerin ist, daß sie vielmehr ihre eigene Toilette hat, die sie jeden Morgen gewissenhaft benutzt. Freund, wenn ich jetzt mehr Muße und eine klassischere Laune u. Feder hätte, die Schilderung Amaliens im Negligé sollte Sie eben so hoch entzücken, als mich ihr Anblick und der Genuß ihres Umganges entzückt und begeistert hat. Früh war sie zärtlich und zum Erguß freundschaftlicher Gefühle gestimmt, so daß wir uns oft alle drey bey der Hand hielten, und darüber den Kaffee kalt werden ließen. Gegen 9. Uhr gingen wir meistens zur Arbeit, dann trat Schriftsteller-Würde und Ernst in die Stelle der Zärtlichkeit. Die Frisierzeit gegen Mittag machte den Übergang zu der scherzhaften Stimmung, in welche wir gewöhnlich über Tisch geriethen. Da war alle Zeremonie u. Convention verbannt. Ehrmann hieß Fritz, Amalie [32] Nette u. ich schlechtweg Gräter. Wir hatten alle um diese Zeit einen ununterdrückbaren Kitzel zu necken. Bald gings über Fritz, bald über mich, bald über Amalien los. Ich fing an, sie über ihre Sprache zu necken. So rein und klassisch sie spricht, so hat sie doch noch etwas, worüber Sie lachen werden, von dem Vaterlande übrig. Sie spricht nemlich nach harten Consonanten allemal das P und F wie pf aus! So schrieb sie mir einmal: „Ich sollte sie nicht für sanft halten, ihre Sanftmuth sey nur eine gemachte Sanftmuth; sie sey sonst lauter Pfulver und Schwefel!“ Ich merkte mir das Pfulver, und so oft sie nun auf ähnliche Art die Wörter amalisirte, aus fünf pf ü m pf aus Fantasie Pfantasie u. s. w. machte, oder: „gelt, Pfritz?“ rief, so fing ich an: o Pfulver! und sie kam dadurch in eine so kindische u. vertrauliche Laune, daß sie nach einem mit unnachahmlicher Zärtlichkeit ausgesprochenen „o du dummer Gräter!“ mit der feinsten Persiflage alle meine kleinen Untugenden und Eigenheiten der Reihe nach durchzog, und wir uns oft halb krank halb wieder gesund über ihre Einfälle lachen mußten. Diesem Pfulver schreiben Sie es auch zu, daß Ihr Name in einem der neuesten Stücke der Einsiedlerin in Pfahh²⁸ verwandelt ist. Amalie schrieb den Titel ab, ich warnte sie, und sagte: sie werde gewiß aus Pahl einen Pfahl machen — aber sie folgte nicht, und sehen Sie da, meine Prophezeyhung ist eingetroffen! — Wenn wir uns nun genug gelacht

²⁸ Der Autor des Beitrags: „Ueber die Liebe unter dem Landvolk“ im 3. Bändchen der „Einsiedlerin aus den Alpen“ (1793, S. 128—153) erscheint in der Tat als Joh. Gottfr. Pfahl.

und Mittagsmahl u. Kaffee eingenommen hatten; dann fing die nachdenkende und schwermüthige Stimmung an. In dieser rissen wir uns von [33] aller Welt los, kleideten uns an, und gingen, meistens ganz allein, stundenlang spazieren, theils in der Stadt, theils um und durch die Stadt, am öftesten aber in der Allee.²⁹ Zuweilen zerfielen wir auf einige Augenblicke, wenn wir meinten, eins verkenne das andere, und dann schlenderten wir oft eine halbe Stunde lang in dumpfem Nachdenken fort, ohne ein Wort zu reden, bis sich nach und nach unsere Empfindungen wieder von selbst auflösten. Auf solchen Spatziergängen und besonders auf unserem letzten, da wir uns fast ein paar Stunden von der Stadt weg verloren hatten, erzählte mir Amalie ihre an Leiden und Abentheuern so reiche Lebensgeschichte, die mich zuweilen bis zu Thränen rührte. Ich müßte Ihnen aber ein ganzes Buch schreiben, um Sie ihnen wieder zu erzählen. Schade daß sie in der Amalie. Eine Geschichte in Briefen mit Erdichtungen zu sehr vermischt ist, als daß ich Sie ohne meinen mündlichen Commentar darauf hinweisen möchte. Unsere Abende brachten wir dann wieder in vergnügten Empfindungen, Scherz u. Neckereyen wie beym Mittagsmahl oder mit Lectüre einiger witzigen Stücke unserer Amalie hin. Dr. Zix in den Neuen Winterabenden, von der lustigen Amalie selbst vorgelesen, machte uns am meisten zu lachen.

Es ist erstaunlich, was für eine Masse von Verstand, Witz, Gefühl, Fantasie und Feuer in diesem einzigen Weibe liegt! und auf was für oft schrecklichen Wegen alle diese Kräfte zur Ausübung und Ausbildung kommen mußten. Amalie verlor ihren Vater, einen schweizerischen Edelmann, früh, noch früher ihre Mutter, die soviel [34] ich weiß, aus einem Gräflichen Geschlecht abstammte. Indessen erhielt sie von beyden noch die erste Erziehung, welcher sie ihr feines Gefühl und ihren Ehrenpunct verdankt. Unter 11. Geschwistern ist sie allein noch am Leben. In ihrer ersten Jugend war sie voll Feuer und Unbändigkeit. Als Waise lernte sie beyde in einer harten Vormundschaft mäßigen. Ihr einer nun längst gestorbener Onkel, dessen Mündel sie war, und der sie zu sich nahm, brachte sie durch den schmutzigsten Geiz fast um ihr ganzes Vermögen. Ihr anderer, bey weitem edlerer und noch lebender Oheim, der berühmte Herr von Brentano³⁰ in Kempten, Verf. der neuen Bibelübersetzung, rettete sie zwar aus den Klauen des Unmenschen, konnte aber vermöge seines Standes und der verschiedenen Religion (Amal. Mutter war eine Protestantin) nicht mehr für sie thun, als daß er sie zu einem andern vornehmen Verwandten als Hausjungfer brachte. Allein dieser trug den Schalk im Herzen, machte Amalien niedrige Zumuthungen, u. da sie ihm mit ihrem Feuer und Spott widerstand, so führte er sie aus Rache in eine bekannte Stadt und ließ sie ohne alle Unterstützung sitzen. Sie fand demunerachtet einige Freunde, aber nur wie Sie denken können. In dieser Noth und verzweifelten Lage gab sie dem ersten besten Officier, der um sie warb, die Hand. Man wünschte ihr Glück dazu, [35] aber man hatte bald Ursache es zu bereuen, und die gute Amalie, das Schlachtopfer des widrigsten Schicksals, zu bedauern. Gleich nach den ersten Wochen zeigte sich, daß dieser Officier, außer dem äußer-

²⁹ Zur Anlegung der Allee (1763 und 1787, vgl. Alleenstraße) s. Helmut Dölker, Die Flurnamen der Stadt Stuttgart, 1933, S. 240 unter „355. Seewiesen I.“ und G. Wais, S. 252 f.

³⁰ Dominikus v. Brentano († 1797), Fürstl. Geistlicher Rat und Kemptischer Hofkaplan, „ein aufgeklärter Mann“, hat u. a. eine neue Übersetzung des NTs (1790) geliefert. Vgl. Allgemeine Literatur-Zeitung numero 289 28. Oct. 1791, Sp. 193—196. (Meusel GT XII, S. 316, und Philipp Jakob v. Huth, Versuch einer Kirchengeschichte des achtzehnten Jahrhunderts, 2. Bd., Augsburg 1809, S. 654.)

sten Mangel an Geistes- und Herzens-Bildung auch noch den verdächtigsten Ruf eines Spielers hatte, welches immer mehr zu Tage kam. Sobald der erste Rausch der Liebe und Ehe vorbey war, hörte er fast ganz auf, Mann u. Gatte zu seyn, ergab sich wie vorher wieder leidenschaftlich dem Spiele und dem Weine, saß und schwärmte Tag und Nacht in den Gasthöfen und Kaffeehäusern herum, verschwendete, verlor, betrog, wurde ertappt, kam oft erst nach Wochen wieder zu der unglücklichsten Gattin, und wenn diese ihn mit Thränen bat, sein Leben zu ändern, so wurden ihr die grausamsten Mishandlungen zu Theil. Sie hatte bald Hoffnung Mutter zu werden. In dieser Zeit stand sie eine der schrecklichsten Mishandlungen von diesem Viehe von Ehmann aus, die mit einem Male alle Hoffnung vereitelte, und die Unglückliche fast das Leben kostete. Die Haare standen mir bey der Erzählung seiner Unmenschlichkeit zu Berge, und es ist kein Wunder, daß ihr noch jetzt bey convulsivischen Anfällen, die sich von jener Zeit herschreiben, auch ihre schwermüthige Fantasie diesen Vorfall am ersten wieder in Erinnerung bringt, und davon träumen und fabeln läßt — eine Fieberfantasie, die mich erschreckte, als sie auch in jener Nacht anfang. [36] Zwey Jahre mußte sie es mit diesem Unmenschen aushalten. Endlich bestahl er zu verschiedenen Malen die Kasse, der edle Oheim vertuschte es, so lange sein Vermögen zu reichte, aber zuletzt war auch dieß erschöpft, der Bösewicht mußte sich flüchten, Amalie gerieth in einen hohen Grad von Wahnsinn, wurde monatelang enge bewacht; kam aber — der Himmel sey gepriesen — durch eine neue Aufopferung ihres Oheims und seine unablässige edle Sorge wieder zum völligen Gebrauch ihres Verstandes, und erlangte auch mit Hülfe einer großen Reise durch Deutschland und Italien die vorige Heiterkeit und Gesundheit wieder. In dieser Zeit wurde sie förmlich von dem unwürdigen Edelmenschen geschieden, den ihr das unbilligste Geschick zum Manne anbetrogen hatte. Aber nun waren auch alle Kräfte des guten Oheims erschöpft, Amalie sollte als Gouvernante in einem gräflichen Hause sich selbst erhalten, die Aussichten täuschten, und von da an beginnt ein Gewebe von den härtesten Verfolgungen des Unglücks und den unwürdigsten Schicksalen, woran sich Amalie nicht erinnern kann, ohne in die tiefste Schwermuth zu verfallen, und über welche ich daher auch mit einem tiefen Seufzer den Vorhang fallen lasse. Nachdem sie lange genug ein Ball in der Hand des Glückes gewesen war; Deutschland, [37] die Schweiz, Holland, Ungarn und Siebenbürgen in mancherley Lagen gesehen hatte, führte sie endlich auch ein günstiger Genius nach Straßburg. Sie hatte eben damals kurz zuvor zu Wien ihre Philosophie eines Weibes herausgegeben, die jetzt zu Straßburg unter dem Titel: Philosophie d'une femme in einer französischen Übersetzung erschien. Ehrmann fing sich eben an als Dr. Juris in Straßburg anzusiedeln, und arbeitete an verschiedenen französischen und deutschen gelehrten Zeitungen als Recensent mit. Ein Zufall gab ihm auch die Philosophie eines Weibes in die Hände. Er zeigte sie mit allen gebührenden Lobsprüchen an, und gab der Verfasserin einige Winke für die Zukunft, ohne zu wissen, wer sie war, noch daß sie mit ihm in Einer Stadt lebte, und ohne von ferne zu ahnden, daß seine Recension je Gelegenheit geben würde, ihn zum Gatten der Verfasserin zu machen. Aber sie gab es. Amalie, die sich jetzt ganz von der Welt zurückgezogen und den vesten Entschluß gefaßt hatte, ihr künftiges Leben der Schriftstellerey zu widmen, las die Recension, freute sich über das Lob, aber wünschte auch die Winke des Recensenten benützen zu können; setzte sich gleich hin, schrieb an den Recensenten, bat ihn um seinen Rath und Beystand — und der Recensent — kam selbst. Der weitere Gang ist der

natürliche. Amalie [38] fand Ehrmann nach Herz und Kopf ganz ihrer würdig, und nahm seine Liebe und seine Hand an. Aber damit brach auch auf beyde ein schreckliches Gewitter von Seiten der Ehrmannischen Familie los, das nicht eher zu rasen aufhörte, bis Ehrmann mit der Gattin aus fremden Landen die eifersüchtige Vaterstadt verließ, und die besten und sichersten Aussichten auf Ehre, Amt und Brod der Liebe und Treue und den Wünschen eines der vortrefflichsten Weiber aufgeopfert hatte. Auch diese Zeit hatte einen fürchterlichen Einfluß auf Amaliens Nerven und Einbildungskraft. Schon verlobt mußte sie noch von ihm getrennt leben, und die Leiden und Empfindungen einer so feurigen und tief-fühlenden Seele lassen sich denken. Zum Theile sind sie, stark genug in Nina's Briefen an ihren Geliebten ausgedrückt. Dieser entsetzliche Sturm, vornemlich aber eine in der lebhaftesten Ungeduld aus Verzweiflung oder aus Herzensdrang unternommene zu schnelle Fahrt zu ihrem überwindenden Gatten vertheilte zum zweytenmale die abermalige Hoffnung Mutter zu werden. Die Verfolgten liessen sich jetzt in der Reichstadt Isny³¹ nieder, gaben daselbst die Frauenzimmerzeitung, Graf Bolding, Fragmente für Denkerinnen u. s. w. heraus, und zogen nach einigen Jahren von da weg nach Stuttgart, wo Ehrman außer dem Beobachter³² nun mit Ernst seinem alten Lieblingsfach der Geschichte wieder oblag, und seine historische Laufbahn mit dem [39] Grundriß der europ. Staatenkunde und anderen gründl. Werken mit Ruhm begann, Amalie aber ihre Erholungsstunden ankündigte, die jetzt noch mit wachsendem Beyfalle fortdauern würden, wenn sie einem edleren und weniger eitlen Verleger in die Hände gerathen wäre. Wer beyder Schriften vollständig kennt, und sie alle gelesen und studiert hat, der wird sich auf der einen Seite wundern, daß man unter dem Drucke eines eisernen Schicksals noch so viel Freyheit des Geistes, so viel Witz, Laune u. Unverdrossenheit erhalten kann; auf der andern Seite aber sich des aufrichtigsten Bedauerns nicht erwehren können, daß so treffliche Köpfe die schönsten Talente, Kenntnisse und Künstlergeduld verschwenden und wegwerfen müssen, um der Laune eines gegen Verdienste oft so kaltsinnigen Publikums zu fröhnen, das sie bis jetzt noch auf keine andere Bedingung der Nahrungssorgen überheben wollte. — Was könnten, was würden Amalie und ihr Gatte seyn, wenn sie nur schreiben dürften, wann? u. was? sie wollen und können, nicht was und wieviel sie müssen! Ehrmann hat eine vaste Gelehrsamkeit, und ist nichts weniger als ein oberflächlicher Kopf. Gebildet in dem trefflichbesetzten Gymnasium zu Straßburg, in einer Stadt die so viele gründliche Gelehrte, so reiche Bibliotheken, so viele literarische Institute, überhaupt eben so viel Ermunterung als Unterstützung für Künste u. Wissen [40] schaften hat, und ein Cento^{32a} französischer Feinheit und deutscher Gründlichkeit zu seyn scheint. In Sprachen hat er keine geringe Stärke. Außer in einigen orientalischen, deren Studium ihm die Geschichte nothwendig machte, ist er auch unter den alten in der griechischen und römischen Literatur nicht wenig bewandert. Von den neuern

³¹ Vgl. Geh. Ratsprotokoll vom 11. 12. 1787 (Städtisches Archiv der Stadtgemeinde Isny) (Bader).

³² Der Beobachter. Eine Wochenschrift politisch-moralisch-satyrischen Inhalts. Mit Kupfern und Musik. [Hsg.: Theophil Friedr. Ehrmann.] Bd. 1—3. Stuttgart, gedruckt bei den Gebrüdern Mäntler, auf Kosten und im Verlag des Beobachters in der Kirchgasse 1788—90. 8° (P. Gehring, S. 17 f., 59).

^{32a} Cento (lat.: cento = Flickwerk) bezeichnet in der Literaturwissenschaft ein aus Zitate[n] zusammengesetztes (Flick-)Gedicht.

Sprachen liebt er vorzüglich die Französische, die ohnehin seine halbe Muttersprache ist, die Englische, in welcher er einige Zeit Unterricht ertheilte, und für deren Aussprache er die nach meiner Einsicht gründlichste, richtigste u. vollständigste Einleitung herausgegeben hat, und die Italienische, als die Lieblingssprache seiner Gattin Amalie. Alle drey spricht und schreibt er mit gleicher Fertigkeit, und sein schöner und fließender Styl in der deutschen Sprache ist ohnehin bekannt. Den Fakultätswissenschaften hat er unter seinen Umständen den Abschied gegeben, und allen seinen Fleiß und seine Talente auf das Studium der historischen Wissenschaften übertragen, die er jetzt schon mit so vielem Erfolg in Schriften bearbeitet hat, und als deren öffentlicher Lehrer er über kurz oder lang mit Ruhm stehen und die gründlichsten Schüler und Nachfolger bilden wird. Ich erstaunte über die magna moles seiner Nachforschungen und gesammelten Materialien, und über die Pünctlichkeit und Ordnung, die in allen seinen Collectaneen herrscht, und [41] die allein schon der redendste Zeuge von seinem systematischen Kopfe seyn könnte. Seine Bibliothek ist eben so aus einem einzigen und festen Gesichtspunkte gesammelt, und enthält nicht bloß die vorzüglichsten und zum Theile sehr seltene oder kostbare Werke zur Geschichte selbst, sondern auch alle nöthigen Hülfquellen, zu den ihr untergeordneten Wissenschaften, besonders aber der Erdbeschreibung. So fehlt ihm zb. zu der Geschichte und Erdbeschreibung von Afrika kein einziges Schriftchen mehr, und mit dem nemlichen systematischen Sammlungs-Geist wird er von einem Welttheile zum andern fortschreiten. Ich will nicht wetten, aber ich kenne manche Professoren der Geschichte, die vielleicht jetzt aus jugendlichem Fakultäts- u. Autoritäts-Uebermuth den gelehrten aber noch nicht ganz gekannten Ehrmann über die Achsel ansehen, sich einst aber Glück wünschen würden, zu den Füßen eines solchen Gamaliels in der Geschichte sitzen zu dürfen. Möchte doch der günstige Zeitpunkt bald erscheinen, der diesen kenntnisreichen Forscher endlich einmal in einer seiner würdigen und für seinen Ruhm und die Sache der Gelehrsamkeit vortheilhaftere Lage versetzt! Auch um Amaliens, um der guten Amalie willen wünsche ich es. Sie empfindet den öffentlichen, zum Theile so hässlichen Tadel, welchem sich ihr Gatte durch flüchtige, nur ums Geld geschriebene Broschüren aussetzt, so tief, daß man alles anwendet, jede Recension von ihr zu entfernen, und ihr alle [42] Unannehmlichkeiten wo möglich zu verschweigen, damit sie bey ihrem schwachen Nervensystem nicht vor der Zeit zu Grunde geht, und ich fürchte, ich fürchte, wenn sich diese fatale Lage nicht bald ändert, möchten wir einmal plötzlich eine Schreckenspost erhalten, die ich nicht zu überleben wünsche. Denn auch ihr fängt es nun an eben so zu widerfahren wie ihrem Gatten. Ich habe schon einige Recensionen gelesen, deren Verfasser in einem ziemlich unbescheidenen Tone die Aufsätze unserer edlen Amalie beurtheilen. Freylich konnte ich mich dabey des gerechtesten Unwillens nicht erwehren, denn man merkt es diesen Kritikastern an dem ersten Federzug an, daß sie unberufene Jünger sind, und Amaliens Schriften kaum dem Namen nach kennen. Es ist Schande für unser deutsches Vaterland, daß es ein Weib von so herrlichen Talenten und einem für alles Gute so glühenden Herzen mit nichts als kalter Achtung, ja oft noch mit Undank lohnt, während das Ausland sie so hoch schätzt, und ihren Verdiensten alle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Ihre ersten Schriften wurden sogleich ins Französische u. Holländische übersetzt. Die Philosophie d'une femme besitze ich selbst. Die Holländische Uebersetzung der Amalie aber, die, wo ich nicht irre, bey Clery im Haag herauskam, kenne ich bloß aus einer

Ankündigung in der A. L. Z.³³ — Ein italienischer Gelehrter Morande [43] beschäftigt sich eben mit einer italienischen Uebersetzung ihrer sämtlichen Schriften, und die neue Verlagshandlung in Venedig hat das nemliche Vorhaben. So eben erhalte ich auch die Nachricht, daß die Schriften der Marianne Ehrmann längst schon in England und sogar in den englischen Colonien in Amerika bekannt und gelesen sind, und daß eben jemand im Sinne habe, sie in London in einer Englischen Uebersetzung herauszugeben. Und gewiß, sie verdienen es auch. Wenn gleich in ihrer Amalie und in Nina's Briefen mancher noch weg zu wünschende Ausbruch des Unmuths, und in der Philosophie eines Weibes und den Fragmenten für Denkerinnen mancher halb wahre Satz, mancher noch nicht ganz richtig ausgedrückte Gedanke steht, ihr Graf Biling nicht alle Forderungen der dramatischen Kunst erfüllt, und die Aufsätze in Amaliens Erholungsstunden und in der Einsiedlerin noch hie und da den Druck und Mismuth verrathen, unter welchen sie geschrieben werden mußten; ja wenn die strenge Kritik auch noch so viel Tadelnswerthes in ihren Schriften fände; so sind sie doch fast alle voll Feuer, Kraft, Wärme, und mit dem unverkennbaren Gepräge eines selbstdenkenden Kopfes, reifen Verstandes und tief fühlenden Herzens gestempelt, einige wahrhafte Meisterstücke, andere theilweise das nemliche, und nach ihrer Grundlage fähig es zu werden. Unter ihren neuesten Aufsätzen [44] will ich nur Bianka della Porta, das Lieblingsstück des seeligen Schubarts, und Adeline, die Klostergeschichte bemerken, welche mir und Abichten bey der treflichen Katastrophe der Geschichte helle Thränen auspreßten. Vorzüglich schätzbar und lesenswürdig aber sind die Schriften Amaliens wegen der häufigen darinnen enthaltenen und oft unübertreflich ausgedrückten Sentiments, woran die Geschichte Amalie meines Erachtens am reichsten ist. Ich werde es nie vergessen, wie freudig mein Herz bebte, als ich ihren kraftvollen Brief an Fanny Th. I. S. 101. las, und auf jene göttliche Stelle über die Freundschaft kam: „O Freundschaft! Gütige Wohlthäterin der Menschheit! — Dein Besitz ist Götterseeligkeit für den Unglücklichen! Mit einem Herzen voll unaussprechlicher Güte, mit einem Kopf voll Sorge u. Wachsamkeit über den innerlichen Zustand des der Freundschaft anvertrauten Guts, hängst du dich fest an die Seite des jammernden Freundes, ruhst nicht eher als bis der Friede wieder in seine Seele zurückkehrt, woraus ihn namenlose Leiden verbannten. Dieser unendliche Hang des beyderseitigen Wohls, dieses Zittern, bey irgend einer Gefahr seines Freundes, diese unersättliche gegenseitige Gutheit, diese lauschschreyende, [45] nachsichtsvolle Stimme im bekümmerten Herzen gegen die Schwachheit eines Freundes, dieses Echo der unauflöselichen Harmonie, ist Uebereinstimmung der Seele, ist Freundschaft, ist eine Wohlthat, die der Schöpfer nur wenigen ertheilt.“ [u. s. w.]

Ich hatte einst vor, eine Blumenlese philosophischer Aphorismen aus Amaliens Schriften zu sammeln, und sie nebst einer literarischen moralischen Charakteristick und dem Obelisk in die Deutsche Monatsschrift,³⁴ die zu Halberstadt herausgegeben wird, einrücken zu lassen. Allein

³³ A. L. Z. = Allgemeine Literaturzeitung, Jena und Leipzig, erscheint seit 1785 (M. Bihlmaier).

³⁴ Eine „Deutsche Monatsschrift“, in Halberstadt herausgekommen, ließ sich nicht verifizieren. Gräter hat wohl die von Friedr. Gentz und Gottlob Nathanael Fischer herausgegebene Zeitschrift dieses Namens, Jg. 1790—94 (jeder Jg. zu 3 Bdn. Berlin: Vieweg 1790—94) im Auge gehabt (M. Bihlmaier). Vgl. Biographie, S. 15.

das ist umsonst — wo würde ich je so viele Muße gewinnen? Vielleicht führt einst Freund Pahl auf seinem ländlichen Musensitz aus, was bey mir nur Gedanke bleiben mußte. Doch nun genug davon, es ist Zeit daß ich wieder auf mein Tagebuch zurückkomme, und den Faden meiner Geschichte wieder aufnehme. Ich erstaune, daß ich noch immer am 28. Jul. stehe, und da am weitläufigsten war, wo mein Tagebuch weiter nichts als die Worte hat: „Nachmittags mit Amalien unter einem fürchterlichen Gewitter im Garten.“

Am 29. ten besuchte ich mit dem Herrn Doctor die Lesebibliothek, und traf daselbst unter anderen den Herrn Prof. Nast,³⁵ einen Sohn des bekannten Sprachforschers, und unterhielt mich lange mit ihm. Auch den Epigrammatisten, den Sekret. Haug,³⁶ einen Sohn des verstorbenen Prof. Haug. Man hatte mich aber schon zuvor gegen seinen Charakter mistrauisch gemacht, und ich ließ [46] mich daher wenig mit ihm ein, ob es gleich mein Grundsatz ist: Quilibet aestimetur bonus, donec probatur contrarium. Die Lesebibliothek ist in dem zweyten Stockwerk des Metzlerschen Hauses errichtet, und hat sehr vielen Raum. So viel ich hörte, ist die Gesellschaft eine Art von Klubb, wie in Jena, Gotha, Nürnberg, Erlangen, und besteht aus circa 100. Mitgliedern. Sie haben daher außer den Nebenzimmern noch einen großen Saal, in welchem Platz für alle Mitglieder ist, und worin auch das monatliche sogenannte Liebhaber-Concert gegeben wird. Der Vorrath an politischen u. gelehrten Zeitungen u. Journalen schien mir gegen andere gerechnet groß und zweckmäßig. Sie haben nicht blos deutsche, sondern auch französische, italienische u. englische. Zufälligerweise fand ich in dem Esprit des Journaux 1790. T. II. eine französische Recension meiner Nordischen Blumen, das mich sehr freute. Außer den Zeitungen und Journalen haben sie auch einen schönen Anfang allgemein interessanter Bücher. Die Bibliothek, steht tägl. von Nachm. 2 bis 8. Uhr u. wo ich nicht irre, auch Morgens von 8 bis 12. Uhr offen.

Am folgenden Tag, Dienst. den 30. July, war Komödie. Amalie erlaubte mir, sie hineinzuführen, und ich machte mit großem Vergnügen davon Gebrauch. Es wurde Clara von Hoheneichen, das bekannte tragische Renommistenstück des Schauspielers, Herrn Spieß³⁷ gegeben. Ich hatte es schon vor zwey Jahren von der Voltolinischen Ge[47]sellschaft³⁸ mit vielem Beyfall aufführen sehen, und war nun sehr begierig, wie weit das Herzogliche Hoftheater

* Verf. der Griech. Kriegsalterthümer.

³⁵ Johann Jakob Heinrich Nast (1751—1822), Sohn des Herausgebers des „Teutschen Sprachforschers“, Johann Nast, Professor (Gräzist) an der Akademie (Gradmann, S. 408, und R. Uhland, bes. S. 95 f.).

³⁶ Johann Christoph Friedrich Haug (1761—1829), Sohn des Balthasar Haug. Zuletzt Bibliothekar an der Öffentlichen Bibliothek mit dem Titel eines Hofrats, der bekannte Epigrammatiker, der sich auch an „Bragur“ und „Idunna und Hermode“ vor allem als Übersetzer mittelalterlicher und barocker Poesie beteiligt hat (R. Krauß, S. 346—349, und Hermann Fischer, Beiträge zur Litteraturgeschichte I, Tübingen 1891, S. 54, 60, 79—98).

³⁷ Christian Heinrich Spieß (1755—1799), Schauspieler, Dramatiker und später Gutsverwalter, der „Vater des deutschen Schauerromans“, wird heute wieder dem Publikum durch eine von Wolfgang Promies besorgte Auswahl der „Biographien der Wahnsinnigen“ vorgestellt (Meusel GT VII, S. 563).

³⁸ Die Schauspielergesellschaft unter dem Theaterdirektor Josef Voltolini führte am 21. 1. 1793 Mozarts Zauberflöte erstmals in Augsburg auf (F. Blendinger). Offenbar hat sie auch in Hall gastiert (vgl. Gräters „Nachricht von der Voltolinischen Schauspielergesellschaft, u. ihre zu Schw. Halle aufgeführten Stücke“ in „Reichards Theater-almanach“ 1793, S. 185—188, Stuttgarter Nachlaß Cod. misc. 4° Nr. 30. d., II 10).

jene wandernde Gesellschaft hinter sich zurücklassen würde. Allein wie arg fand ich mich in meiner Erwartung betrogen. Wenn ich ein Schauspieldichter wäre, und eins meiner Werke so verhunzen sähe wie hier Clara von Hoheneichen, ich würde es verschwören, je wieder eine Feder anzusetzen. Unter den Händen der Voltolinischen Schauspieler schien Clara von Hoheneichen ein Meisterstück der tragischen Kunst, hingeworfen mit Shakespears Geist und mit demselben ausgeführt zu seyn. Es erschütterte die Zuschauer, und war wie ein schrecklich wüthendes Gewitter, das endlich in Wohlthat zerfloß, die das geängstete Herz kaum zu fassen vermochte. Und wie schienen die Charaktere so kühn gedacht und mannvest hingestellt! so sich selbst gleich von der ersten bis zur letzten Scene! Adelungen, der liebende Ritter, wie erhaben und groß! Wer hat ihn nicht in jeder Situation bewundert? wen zwang sein Schicksal nicht zur Theilnahme? seine Gesinnungen, seine Treue, seine ritterliche Standhaftigkeit in der Liebe nicht zu ehrfurchtsvollem Staunen? Otto von Schönborn so kühn und so würdig, selbst als Beleidigter und Rächer des Freundes. Clara von Hohen[48]eichen, bewundernswerth in Glück und Unglück, standhaft wie ein Mann, fest in der Liebe, groß in ihren Gesinnungen und treu denselben bis zum Tode. Wo blieb ein Zuschauer unhingezogen an sie, ungekettet an ihr Schicksal, ungerührt von ihren Leiden bis zu hellen Thränen? — Der vor Liebe verblendete Landgraf Heinrich, noch seh' ich ihn lebhaft vor mir, hin und her getrieben von seiner thörichten Leidenschaft, Clarens Verachtung bis zur Mannesvergessenheit ertragend und immer noch liebend, unentschlossen und wankelmüthig, schwach zur Gewalt und zur Rache, und unheilbar selbst bey der heilbarsten Katastrophe. Und der ausgelernte Spitzbube Bruno — doch ich verliere mich zu weit. Kurz die Voltolinischen Schauspieler bildeten damals das gewünschtteste Ensemble,* jeder war auf seinem Platze, fühlte seinen Charakter durch, sprach wie aus sich selbst, und griff mit jedem Worte dem Zuschauer ans Herz. Wie ganz anders hier auf dem Hoftheater! Ich hatte mich in der That des Schlafes zu erwehren. Mad. Gauz³⁹ machte die Clara, Herr Haller⁴⁰ Adelungen — jene wurde beym Auftritt der Wiedergenesung halber beklatscht, und dieser scheint der Liebling des Stuttgardischen weiblichen Publikums zu seyn. [49] Ohne Zweifel verdienen es beyde wegen ihrem Charakter, aber die Ausführung ihrer heutigen Rollen konnte wenigstens auf keinen Beyfall Anspruch machen. Herr Haller spielte zwar allemal besser, da wo Adelung ins Feuer geräth, allein bekanntlich können auch Anfänger leidenschaftliche Stellen erträglich spielen, die größere Kunst ist den Charakter auch in seynen feinem Nuancen zu fassen. Man sagte mir allerhand zur Entschuldigung dieses schlechten Spiels, und versicherte mich, eine gänzliche Rollenveränderung sey die Hauptursache, ob man gleich nicht leugnen könne, daß es dem Hoftheater jetzt fast gänzlich an Aufmunterung u. Wetteifer fehle. Der Herzog komme selten mehr. Es mag seyn, Haller u. Mde. Gauß spielten indessen noch am besten, der Landgraf aber war unter aller Kritik, auch Otto v. Schönborn u. Bruno fast desgleichen.

* Herr Hoffmann spielte Adelungen, Mad. Stohn die Clara, Herr Werther den Landgraf, Herr Ströbel den Otto, und Herr Jungheim den Bruno.

³⁹ Karoline Gauß geb. Huth (1761—1836), aus der École de demoiselles hervorgegangene hochgeschätzte Opersängerin (HKE I, S. 545).

⁴⁰ Joh. David Friedrich Haller (1761—1797), erster Bassist am Stuttgarter Hoftheater (HKE I, S. 544; J. Hartmann, S. 331—333).

Ich habe Ihnen schon am Anfange meines Briefes gesagt, daß ich halb krank von hier abreis'te, mich wieder zu erholen schien, aber durch den Schrecken am 26. ten über Amaliens Zufälle ganz auf den alten Fuß zurückkam, und mich nie recht wohl befand, unerachtet ich es in den ewigen Zerstreuungen und der angenehmsten Gesellschaft freylich oft vergessen mußte. Der zärtlichbesorgten Freundin aber entging [50] mein Uebelbefinden nie, und es fing ihr an bange zu werden. Ohne mein Wissen schickte sie nach dem Arzte, und zwang mich schlechterdings für meine Gesundheit zu sorgen. Unvermuthet trat heute früh der Leibmedikus D. Consbruch⁴¹ zu mir herein. Da dem Manne die Biederkeit auf dem Gesichte liegt, so war ich nichts weniger als überrascht. Ich vertraute ihm den Zustand und den Gang meiner Gesundheit. Aus seinen Antworten merkte ich, daß ihn Amalie schon zum Voraus über alles unterrichtet haben mußte. Die gute Amalie! Ihrer Liebe und Sorgfalt dank' ich jetzt mein Leben! Es bedurfte noch eines solchen Umstandes, um meine Seele ewig an die ihrige zu ketten. Gewiß, mein theuerster Freund! Die Aeüßerungen, welche ich in dem letzten Briefe vor meiner Abreise an Sie that, waren keine bloß hypochondrische Grille. Es stand schlecht mit mir, und war auch bey der mannigfaltigen Stößen, welche mein Herz und mein Körper in diesem Jahre zu erdulden hatten, kein Wunder. Der Sitz der Krankheit lag tief, denn sie betraf die Lebenskraft selbst. Mein Oheim,⁴² den ich vorher schon um Rath gefragt hatte, erweckte damals durch seine Antworten und Mittel, welche bewiesen wie wenig ihm meine Gesundheit u. mein Leben am Herzen lag, kein Vertrauen. Wie freut' ich mich, hier endlich einen Arzt zu finden, der sich nicht um Ehre u. Gewinnstes willen, sondern aus der uneigennützigsten Freundschaft, und einer Achtung u. Liebe, die ich bey weitem noch nicht verdiene, meiner armen Gesundheit annahm, und ihre Erhaltung, die ich vorher kaum mehr achtete [51] weil mir das Leben zur Last war, nun mir selbst wieder werth machte. Er ließ sich sehr umständlich mit mir auf alle Ursachen, den Gang der Krankheit und ihre möglichen Folgen ein, und gab mir von jedem Ingrediens seiner Arzneymittel Rechenschaft. So verlangt wohl jeder denkende Mann von seinem Arzte behandelt zu werden — allein mein Oheim that das nie, ich glaube nicht aus Furcht, denn er ist ein erfahrener Arzt, aber wohl aus einem unverzeihlichen Stolze, der sich durch jedes Warum? für beleidigt hält. Der⁴³ edle Consbruch aber muß jedermann durch seine liebevolle Bescheidenheit sogleich lieb gewinnen. Er hat unsere Amalie u. ihren Gatten schon etlichemal vom Tode gerettet, und gilt auch viel bey dem Herzoge. Ein besonderer Umstand machte mich ihm, und ihn mir noch werther. Ich soll in den Gesichtszügen ungemein viele Aehnlichkeit mit seinem einzigen Sohne haben, der auch schon praktischer Arzt und Gatte war, und dessen zu früher Tod noch immer an seinem Herzen nagt, und ihn anfangs in eine gefährliche Schwermuth versetzte. Aber auch außerdem und wenn ich ihm den Anfang meiner Genesung, und die Aufmerksamkeit auf meine Gesundheit nicht zu danken hätte, würde ich ihn ungemein hochachten müssen, und von dem gewöhnlichen Trosse der Aerzte, die unter allen Fakultätisten meistens die größten Pedanten sind, wohl

⁴¹ Johann Friedrich Consbruch (1736—1810), Leibmedikus des Herzogs und Professor der inneren Medizin an der Hohen Carlsschule, hat später noch mit Gräter korrespondiert (HKE II, S. 87, und R. Uhland, bes. S. 335 f.).

⁴² Georg Ludwig Gräter (1744—1812), nachmals Oberamtsphysikus in Hall, war ein weitläufiger Vetter Friedrich Davids (G. Wunder).

⁴³ sic!

unterscheiden. Er ist ein Mann von Bildung und einem tiefen und feinen Gefühl, der für Natur, Schönheit und Güte [52] Herz u. Sinn hat. Wenn er seine Amtspflichten erfüllt, und des Tages Last und Hitze getragen hat, dann weyht er sich und seine Abendstunden den Musen. Ossian ist sein Lieblingsdichter, und um diesen zu empfinden muß man kein Alltagsmensch seyn. Ueberhaupt erweckt es schon ein gutes Vorurtheil, wenn jemand die Dichtkunst liebt und schätzt, für seine Beurtheilungskraft und Empfänglichkeit fürs feinere Schöne. Es gehört nur halbe Verstandesreife und kaum ein Quentchen Gefühl, mehr Neugierde dazu, um an einem Roman in dem trivialen Sinne des Wortes Geschmack zu finden; aber Werke der hohen lyrischen Empfindung und musikalischen Kunst des Rhythmus und Versbaues, dessen Wirkung von Ohr und Herz so fein gehandelt, unterschieden, und von dem Verstande so genau berechnet werden kann, Werke, zu deren Würdigung nicht bloß Verstehen der Worte gehört, deren Schönheiten weit tiefer und versteckter liegen, so offenbar auch ihr Reiz ist, um an solchen Werken Geschmack zu finden, und so von ihnen vergnügt werden zu können, daß man die ganze Welt darüber vergißt, dazu wird schon ein geübteres Gefühl, ein reineres Herz, eine empfänglichere Einbildungskraft und ein gebildeter Verstand erfordert. Doch ich verliere mich zu weit. Erlauben Sie, theurer Freund, daß ich nun wieder einlenke.

[53] Sobald Consbruch fort war, kleideten sich Amalie und ich an, um die Militärakademie zu besuchen, weil doch die Pulver, Elixir und Tissane,⁴⁴ die mir der liebe Arzt verordnet hatte, nicht sogleich ausgefertigt werden konnten. Ein Officier bey der Akademie, Herr Eugen von Scheeler⁴⁵ hohlte uns ab. Ich muß Sie etwas mit diesem Manne bekannt machen, damit Sie nicht etwa einen falschen Schluß ziehen; wenn eins von seinen neuesten Werken das Unglück haben sollte unter die Hände der Kritik und des gesunden Menschenverstandes zu kommen. Es ist kein Mensch so gut, der nicht eine schlimme, und kein Mensch so schlimm, der nicht eine gute Seite hätte. Dieser Herr von Scheeler ist auch ein recht guter Mann und gewiß nicht ohne Kopf. Aber er hat die Grille, nicht bloß ein mächtiger Schriftsteller, sondern sogar ein — — — Gott weiß! — epischer, didaktischer oder lyrischer Dichter seyn zu wollen, ohne die mindeste Kenntniß von Sprachregeln, Literatur, Vers- und Dichtungsarten zu haben, ja selbst ohne zu wissen, warum er schreiben und Verse machen will. An Projecten fehlt es ihm nicht; und am Entschluß sie auszuführen noch weniger. Während ich in St. war, fiel es ihm ein, ein Taschenbuch von und für Deutschland⁴⁶ herauszugeben, und acht Tage nach diesem Einfall war schon der erste Bogen gedruckt. Man versicherte mich, daß er sich [54] erst vor kurzem Schmidts Geschichte der Deutschen⁴⁷ angesehen habe, und Deutschlands Geschichte, Sitten und Verfassung aus keinem andern Buche kenne. Er halte es daher

⁴⁴ Tisane (griech.: ptisanē): Gerstensud.

⁴⁵ Eugen Carl Ludwig v. Scheler (1764—1814), Sohn des Generalmajors und Festungskommandanten auf Hohenasperg, Johann Jakob v. Scheler, von Schubart geistig gefördert, versah die Stelle eines vorgesetzten Offiziers und Lehrers bei der Hohen Carlsschule. Zu seiner ausgedehnten schriftstellerischen Tätigkeit vgl. Gradmann, S. 549—551. Das Geburtsjahr dort unrichtig (R. Uhland).

⁴⁶ Das „Taschenbuch von und für Deutschland, auf das Jahr 1794. Gedruckt in Germanien. Mit Kupf. 1794. 8. S. 122“ hat nach Gradmann, S. 549, Carl Ernst Friedrich v. Scheler (geb. 1760) herausgegeben, während sein Bruder Eugen (S. 551) nur als Mitarbeiter erscheint.

⁴⁷ Von Michael Ignaz Schmidts (1736—1794) gewichtiger „Geschichte der Teutschen“ sind die Bände 1—5 im Jahre 1778 erschienen, 1785—1793 folgten die Bände 6—11.

für Quelle, und weil sie nicht jedermann besitze, für keinen gelehrten Diebstahl, wenn er daraus Bogenweise ein Taschenbuch nach seinen Begriffen zusammen-schreiben lasse. Dieß ist aber bey weitem nicht das ärgste. Er hat ein großes sogenanntes Gedicht, ich weiß nicht in wie vielen Gesängen, drucken lassen, worinnen er die Wonnen der Liebe, Ehe u. Kindererziehung poetisch beschreiben will, doch, daß ich es bestimmter sage, nur den ersten Theil, welcher die Theorie (!!) enthält und der Praxin (!! Armer Schriftsteller!) im zweythen Theile den Weg bahnen soll. (So steht auf dem Titel.) Dadurch hat er sich dem Spotte der Knaben, und dem Mitleide aller Vernünftigen ausgesetzt, und seine Tollheiten der Liebe (wie sie richtiger hießen) sind der Gegenstand jeder lustigen Kaffeegesellschaft geworden. Ich weiß nicht mehr in welchem Gesange er das männliche Geschlecht glücklich preißt, daß es keine Kinder gebären dürfe — — — Zur Illustration dieses Gedankens geht er mehr ins Detail — — wenn ein Schornsteinfeger hochschwanger wäre, und doch den Schornstein fegen sollte (!!!) wie leicht er im Schornstein ins Kindbett kommen könnte (!!!) — — — wenn eine ganze Armee, indem sie vor den Feind sollte, zugleich hochschwanger würde, und niederkommen wollte u. s. w. (!!) Ohe jam [55] satis est! Corydon, Corydon! quae te dementia cepit!⁴⁸ — Aber wie gesagt, diese einzige Narrheit ausgenommen, ist er ein recht guter Mann, und es fehlt ihm auch mehr an dem erworbenen, als an dem natürlichen Verstand. Der Gedanke Bücher zu schreiben und ein Gelehrter seyn zu wollen ist ihm nur zu spät, oder auch zu frühe eingefallen, wie mans nimmt. Indessen hat sich der Mann doch auch im Publikum auf einer vortheilhafteren Seite bemerkenswerth und wirklich an Kopf und Herz schätzenswürdig durch den nicht übel und mit vieler Empfindung geschriebenen Aufruf zu einem Grabmale gemacht, welchen er in einem besonders gedruckten halben Bogen an alle Gönner und Freunde weiland (des seel.) Schubarts ergehen ließ, obgleich dieser Aufruf meines Wissens nur Wenigen bekannt wurde und durchaus ohne Wirkung blieb. Schubarts, dieses merkwürdigen Mannes, Grab, der mit seiner, (freylich oft übertriebenen) Feuer-sprache und seiner herzlichen Freymüthigkeit manchen weniger bedeutenden Mann hervorzog und ihm allgemeine Schätzung verschaffte, deckt auch jetzt noch nicht einmal ein Stein, und Eugen von Scheeler ist der Einzige, der die Welt aufforderte, sein Verdienst auch noch nach dem Tode zu ehren, und das Gedächtniß seines Namens und seiner Grabstätte [56] der Nachwelt zu erhalten. Man erfährt auch aus diesem Ausrufe, daß der Verfasser (er ist ein Sohn des Generals von Scheeler, der in den letzten Jahren von Schubarts Gefangenschaft Kommandant der Festung Asberg war) auch unter die Freunde Schubarts gehörte, und die Wärme und Hochachtung, mit welcher er von und für Schubart spricht, nimmt den Leser für sein Herz ein. „Trotz aller Kabalen und Einreden (sagt er) werde ich nicht länger schweigen, wenn auch sonst niemand spricht — ich rede für seine Asche, seine u. meine Feinde mögen mich immer tadeln. Ja, Schubart war auch einer von den Vertrautesten meines Herzens, und zwey Jahre in seiner Gefangenschaft mein Einziger. Ich habe viele freudige und bittere Stunden mit ihm getheilt. Die unverkennbaren großen Eigenschaften seines Geistes und Herzens, wie seine Fehler, sind für meine moralische u. wissenschaftliche Bildung von unendlichem Nutzen geworden.“ u. s. w. Wer sollte denken, daß der Ver-

⁴⁸ Kein wörtliches Zitat! Corydōn (Korydōn), bei Theokrit und Vergil Name eines angesagten Hirten, diente später offenbar zur Bezeichnung eines schmachtenden Jünglings und Liebhabers.



fasser dieser Ankündigung der nemliche mit dem Verfasser der Wonnen der Liebe seyn könnte! Auch die Inschrift, die er Schubarten gesetzt hat, ist gewiß nicht zu verachten. Ich schreibe Sie Ihnen nicht ab, weil sie schon im zweythen Hefte des Weltbürgers^{48a} abgedruckt steht, und ich weiß, daß Sie dieses zu frühe abgebrochene Journal selbst besitzen. Aber mein Gott, wann werde ich wohl mit [57] meiner Reisegesichte zu Ende kommen, wenn ich so fortfahre, Sie mit allen Charakteren und Personagen die ich kennen lernte, bekannt zu machen! Ich kann mir nicht helfen, liebster Freund! Wenn ich mir hundertmal vornehme, über diesen und jenen Umstand stillschweigend hinwegzuschlüpfen, so steht schon unwillkürlich eine Bemerkung über ihn da! Mags denn seyn — ob Sie meinen Brief 8. Tage früher oder später erhalten, thut nichts! So erfahren Sie denn doch alles so vollständig und weitläufig, wie ich es Ihnen mündlich nicht würde erzählt haben. Ein neuer Grund, für mein nicht erfülltes Versprechen, Sie persönl. zu umarmen, Vergebung hoffen zu dürfen.

Gegen 11. Uhr kamen wir in die Akademie. Herr v. Scheeler zeigte uns zuerst unten die Hörsäle und auf der andern Seite die Arbeitszimmer der jungen Künstler, in welchen ich oft bey den angefangenen Arbeiten mit Wohlgefallen verweilte; dann eilten wir in die obere Region, um die Zöglinge speisen zu sehen. Mit uns traten zwey englische und eine Schweizer-Familie in den Saal hinein, neml. Lord u. Mylady Munz aus Birmingham, Mylord u. Mylady Wehler aus London, und der alte ehrwürdige Bürgermeister G i l c h s b e r g mit seiner Tochter aus Zürich.⁴⁹ Die Engländer begleitete die Gräfin Stuart, die sich gegenwärtig

^{48a} Der Weltbuerger oder deutsche Annalen der Menschheit und Unmenschheit, der Aufklärung und Unaufgeklärtheit, der Sittlichkeit und Unsittlichkeit für die Jetztwelt und Nachwelt. Gesammelt von Freunden der Publicität. [Von Theophil Friedrich Ehrmann.] Bd. 1—3 (Heft 1—9). Germanien [Zürich] 1791—1792 (M. Bihlmaier).

⁴⁹ Im Fremdenbuch der Hohen Carlsschule (HStA Stuttgart A 272, Büschel 176) sind am 31. 7. 1793 u. a. die genannten Personen eingetragen; statt „Wehler“ freilich: „Webster“, statt „Gilchsberg“: „H. v. Gilszberg“ (R. Uhland). „v. Gilszberg“ ist mit Johann Heinrich Kilchsperger (1726—1805) identisch, einem tüchtigen Staatsmann, der von 1785 bis 1798 einer der beiden Züricher Bürgermeister war (R. Guyer).

Legende zu Grund Riss „1794“

(von Hermann Ziegler)

- 1) „Amaliens Haus“ 1794/95 Enge Gasse 63 (541) = Enge Straße 6.
- 2) E t w a Lage von „Amaliens Garten“.
- 3) Wohnung der Witwe Helene Schubart 1797 Esslinger Gasse 1016 = Esslinger Straße 34.
- 4) E t w a Wohnung von Christian Gottlob Eidenbenz um 1795, Nähe Leonhardstraße?
- 5) Wohnung von Rosina Justina Ziegler 1800 Ochsenwirts Gäble 1306 = Nesenbachstraße 25.
- 6) Wohnung von Apollonia Gräfin von Sayn-Wittgenstein und Hohenstein 1799/1800 Postplatz 53 (jetzt Rotebühlplatz 23).
- 7) Gasthof „Zum Römischen Kaiser“ Rotebühlstraße 1 A.
- 8) Das „Grüne Haus“ Haus 79 (554) Bärenplatz = zuletzt Dorotheenplatz 2.
- 9) Wohnung Hofmeister Röther, Reiche Vorstadt 225, bei Hofrat Hartmann, heute Kreuzung Fritz-Elsas- und Leuschnerstraße.
- 10) Wohnung Kammerrat Liebenau 1797 Am alten Hafenmarkt 372 = später Karlstraße 20.
- 11) Wohnung Hofrat Höfelin 1799/1800 Rote Bild Thor-Straße 33 (später Rotebühlplatz 23, jetzt Sophienstraße 42).
- 12) Desgleichen im Jahre 1811 Rothe Straße 164 (= Lange Straße 27).

in Stuttgart [58] befindet, und, wo ich nicht irre, auch einen Sohn in der Akademie hat. Der Saal, in welchem die Zöglinge speiseten, war nicht der gewöhnliche mit so viel architektonischer und statuarischer Kunst ausgefertigte eigentliche Speisesaal, an welchem das en console gebaute Zimmer des Herzogs ist; denn dieser wurde eben reparirt. Ich halte es für überflüssig Ihnen die Akademie nach ihrem Außern und Inneren beschreiben, und von den vortreflichen Einrichtungen oder den Mängeln dieses merkwürdigen und in seiner Art ganz einzigen Instituts Nachricht geben zu wollen, da beydes schon bey weitem besser, als ich es thun könnte, von zwey andern Reisenden geschehen ist. Lesen Sie immer die beyden Berichte. Der eine davon, welcher alles Gute dieses Instituts enthält, steht im 1. Bde. des Deutschen Museums 1781 S. 431—445. Der andere, welcher mehr kritisch und prüfend ist, eben daselbst im 2. Bde. S. 467—472. und 549—570. Mit beyden vergleichen Sie noch ein paar Aufsätze, die darauf Bezug haben, und in dem nemlichen Journale vorkommen — neml. Jahrg. 1780. 2. Band: S. 478. — 1782. 1. Bd. S. 301—311. u. S. 455—459.⁵⁰ Was man indessen immer übertrieben daran loben oder tadeln mag; so bleibt doch allemal so viel wahr, [59] daß die Errichtung dieser Akademie dem Herzoge zu großer Ehre gereicht, und daß es sehr zu wünschen ist, sein Nachfolger möchte nicht, wie man allgemein fürchtet, aus irgendeiner Privatleidenschaft oder um den Landständen sich gefällig zu machen, die Akademie aufheben, sondern lieber ihren Fehlern (etwa erst eingerißenen Mängeln) abhelfen, und die Anstalt auf ihren ersten natürlichen und aus reinen Absichten entsprungenen Zustand zurückführen. Verschiedene Professoren an der Akademie sollen schon an das Gymnasium gegangen seyn, weil sie an diesem die Stellen für sicherer halten.

Als wir von der Akademie nach Hause kamen, erhielten wir Besuch von — Mlle. Metzger⁵¹ aus Schaffhausen, die schon etlichemal in sonderbaren Angelegenheiten ihre Zuflucht nach Stuttgart zu der theilnehmenden Amalie nahm. Ein Mädchen, die viel, sehr viel seyn könnte, wenn sie ihrem Herzen die nemliche Ausbildung wie ihrem Kopfe gegeben hätte. Sie ist eine Schwester des Prof. Metzgers in Schaffhausen, und der gelehrten Welt schon durch des verst. Dr. Geigers Reise eines Engländers durch einen Theil von Schwaben⁵² namentlich und rühmlich bekannt. Sie weiß, [60] heißt es dort von ihr — ein unerhörtes Beyspiel! — die ganze Messiade versweise auswendig. Das fiel mir indessen nicht bey, als ich sie hier kennen lernte. Schätzenswerth war sie mir vielmehr durch die muthige Vertheidigung unserer Amalie gegen Zahn^{52a} in dem Schaffhausener Wochenblatt, und merkwürdig durch ihren Charakter u. ihre Geschichte geworden. Denn dieses Frauenzimmer ist die Verfasserin von dem Auf-

⁵⁰ Eine Nachprüfung der Stellen in dem von Konr. Wilhelm von Dohm und Heinrich Christian Boie hrsg. „Deutschen Museum“ hat die Genauigkeit der Gräterschen Angaben bestätigt (M. Bihlmaier).

⁵¹ Maria Dorothea Mezger (1757—1797), Schwester des Pfarrers und Prof. historiae et iur. Johann Jacob Mezger (1759—1841), verheiratet am 11. 6. 1795 mit dem Chirurgus und Lohnkutscher Johann Seiler (E. Steinemann).

⁵² Karl Ignaz Geiger (1756—1791), „Kandidat der Rechte und wandernder Schriftsteller, der auf seinen Reisen für Geld deklamirte“, hat abgesehen von der hier erwähnten „Reise eines Engländers ...“ (1789), Werke verschiedenen Inhalts, u. a. auch Lustspiele, veröffentlicht und eine Selbstbiographie hinterlassen (Meusel, Lexikon der vom Jahr 1750 bis 1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller IV, 1804, S. 66 f.).

^{52a} Ob der Teilhaber der Cottaschen Buchhandlung, Komponist und Politiker Christian Jakob Zahn (1765—1830), gemeint ist? (Über ihn s. Ernst Rheinwald in: Lebensbilder II, 1941, S. 522—536.)

ruf eines Schweitzermädchens an ihre Landsmänninnen, welchen Sie einmal einem Stücke der Einsiedlerin im Abdruck werden beygelegt gefunden haben. Ohne Zweifel hat sie auch schon mehreres ungenannt geschrieben. Wenigstens läßt ihre Sprache und Schreibart auf längere Uebung rathen, und ihr Entschluß, sich nunmehr zur Schriftstellerin anzuschicken, setzt sie voraus. Das Mädchen hat das Unglück, unbändig in ihren Leidenschaften zu seyn. Ihr Zorn ist Wuth, ihre Rache ist Mord, ihre Liebe Lust, ihre Lust Geilheit. Schade für so viel Verstand, und Schande! Doch seyen wir auch hier billig. Was vermag Erziehung, Lage, Umstände, was vermag die Verzweiflung über unbefriedigte Wünsche des ehrgeizigsten Kopfes und des sinnlichsten Herzens nicht! — Sie ist jetzt hoch in den dreyßigen, wirft überall ihre Angeln aus, um einen Mann zu fischen, [61] aber noch ist es ihr nicht gelungen. Denn sie verlangt einen zu großen Fang, und ihre Angeln sind zu schwach. Außer ihrem Kopfe hat sie nichts, oder vielmehr soviel Nichtempfehlendes dagegen, das alle Reize ihres Kopfes unendlich verdunkelt. Ich schätze Niemanden nach seiner Gestalt, aber wenn der unförmlichste Körper und die widrigsten Gesichtszüge mit der größten Verdorbenheit des Herzens und Charakters und mit verrufenen Sitten verbunden sind, dann kann man es wenigstens keinem Menschen, der Augen und Gefühl hat, übel nehmen, wenn man eines mit dem anderen verabscheut. Ich will meine Schilderung von ihr nicht umständlicher machen. Vielleicht kommt sie doch einst zur Selbsterkenntniß, und wohl dann ihr! Während meinem Aufenthalt bey Amalie hatte sie jeden Tag zum Selbstmord bestimmt — Amalie fürchtete — Freund E. und ich aber lachten der Drohung, und das Lachen ist uns auch nicht theuer geworden. Sie lebt noch, und ist wieder in ihr Vaterland zurückgekehrt. Möchte sie täglich mit Inbrunst beten: „Gib mir, o Herr, einen reinen und gewissen Geist, daß ich auf deinen Wegen wandle!“ [62] Gleich nach Tische erschien Herr Kammerrath Liebenau,⁵³ den ich in der Komödie gesprochen hatte. Er wollte mir die Ehre anthun, mich in das Liebhaberconcert zu führen, das heute in dem großen Saale der Lesegesellschaft gegeben wurde; allein — ich bin kein Musikverständiger — wenigstens war es mir lieber in Amaliens Gesellschaft zu seyn, und unsere Tagesordnung war schon festgesetzt. Wir hatten vor, die Witwe des seel. Schubarts und seine Tochter zu besuchen, hernach aber in den Garten zu gehen. Herr Liebenau erbot sich zur Begleitung. Wir mußten annehmen, so wenig uns seine Unterhaltung auch Entschädigung für die Zeit gab, die er uns raubte. Man sagt, er soll seinen Namen mit der That führen, und das sey sein ganzes Verdienst. Leider trafen wir die verwittwete Schubart nicht zu Hause,⁵⁴ und die Tochter war eben im Begriffe mit ihrem Manne ins Concert zu gehen. Sie ist an den Hofmusikus Kaufmann⁵⁵ verheuratet. Diese Bekanntschaft hatte viel Anziehendes für mich. Ich kannte die ganze Schubartische Familie, nur den Verewigten selbst, seine Gattin und seine Tochter nicht. Es that mir leid, daß ich so schnell von der letztern Abschied nehmen mußte, und die erstere gar nicht kennen lernte, [63] da sie beyde bey einem zweyten Versuch ins

⁵³ Ludwig Karl Christian (von) Liebenau (1755—1815), 1793 Kirchenrats-Kammerrat, ab 1804 Kloster- und Forstverwalter in Bebenhausen, 1810 Hofrat (NWDB § 2069; § 3308) (H. Dölker und Ziegler). Wohnung s. Stuttgarter Stadtplan 10.

⁵⁴ Zur Wohnung der Witwe Helene Schubart s. Stuttgarter Stadtplan 3.

⁵⁵ Johann Kaufmann (1760—1834), Cellist am Hoftheater (HKE I, S. 543). — Julie Kaufmann geb. Schubart (1767—1801), in der École de demoiselles erzogen, von Goethe charakterisiert (HKE I, S. 545, und HKE II, S. 117).

Bad gereis't waren. Nach einem Spatziergang um die Stadt, auf welchem wir endlich den Faden L-u los wurden, eilten wir in Amaliens Garten, wo wir den HEn Doctor und den Herrn Professor Franz⁵⁶ erwarteten. Beym Eintritt ward ich sehr angenehm überrascht. Eine Freundin Amaliens — denn Amalie denkt unstreitig zu gütig von mir, und mochte also vor meiner Ankunft manche Freunde u. Freundinnen auf mich aufmerksam gemacht haben — war neugierig den lobgepriesenen Freund zu sehen, und hatte sich, da sie von unserem Spatziergang hörte, uneingeladen in unsern Garten begeben, wo sie uns jetzt erwartete. Alle Fensterflügel waren auf, und von Amaliens Freundin und ihrer Gesellschaft besetzt. — — — „Nun, sind Sie endlich einmal gekommen, Herr Prof.?“ schrie eine weibliche Stimme herunter, die ich an dem souveränen Ton sogleich für die Stimme der Vornehmsten unter ihnen erkannte. Amalie antwortete statt meiner, und ließ mich nicht zum Worte kommen. Wir sprangen die Treppe hinauf, und die Gesellschaft empfing mich, als ob ich ein alter Bekannter von ihnen wäre. Nun erfuhr ich erst, mit wem ich es zu thun hatte. Es war die Gräfin Wittchenstein⁵⁷ mit ihren drey Comtessen, und deren Erzieherin einer Mlle. Bek aus Würzburg; alle fünf sehr [64] natürliche Geschöpfe. — — — Ich sagte dieß der Gräfin, freute mich über ihre Ungezwungenheit u. Lebhaftigkeit — — „wir sind nicht von den steifen“, sagte sie — So will ich auch gleich bey Ihnen Platz nehmen, Frau Gräfin, — sprach ich — — — „Wenn Sie gescheit sind, so thun Sie es!“ — war ihre Antwort. Der Nachmittag wurde sehr vergnügt zugebracht, und unsere Amalie zuerst zur Kaiserl. Majestät erhoben, da ich mein Abentheuer bey der Ankunft der kaiserl. Familie in Nördlingen⁵⁸ erzählte, und die Kaiserin schildern wollte, mir auf einmal die große Aehnlichkeit zwischen ihr und Amalie auffiel. Die Gräfin machte den Freygeist. Ich erspare aber die nähere Schilderung auf den 5. Aug. wo wir ihr einen Gegenbesuch machten. Bald nachher kam Prof. Franz, einer der besten Freunde des Herrn Doctors, mit dem wir uns über ein angekündigtes historisches enzyklopädisches Wörterbuch besprachen, das D. Ehrmann in Gesellschaft mehrerer Gelehrten herausgeben wollte, und wo sich auch Franz, Hausleutner,⁵⁹ Herr v. Brentano und

⁵⁶ Friedrich Christian Franz (1751—1828), Tübinger Stifftler, 1781 zum Professor der lateinischen und französischen Sprache an der Hohen Carlsschule ernannt, pflegte „schon früh“ als „seine Hauptfächer“ Geographie und Geschichte (R. Uhländ, S. 160 und 342).

⁵⁷ Maria Apollonia Gräfin von Sayn-Wittgenstein und Hohenstein geb. Frein von Löwenfink (1758—1822), seit 1774 mit dem „National-Kammerherrn“ Ludwig Ferdinand Graf v. S.-W. und H. (1744—1817) (NWDB §§ 22 und 26) verheiratet. „Die Grabstätte des Ehepaares ist im Hoppenlaufriedhof, Abt. 5-15-5/6 noch erhalten.“ Bei der später (S. 122) erwähnten „ältesten Comtesse“ dürfte es sich wohl um die 1778 geborene Tochter Charlotte handeln. Wohnung s. Stuttgarter Stadtplan 6 (Ziegler).

⁵⁸ Vgl. den Kupferstich im Stadtarchiv Nördlingen mit der Unterschrift: „Vorstellung des feyerlichen Empfangs Seiner Kaiserlichen Majestät Franz II. und Seiner Gemahlin Maria Theresia [von Neapel-Sizilien] Kais r(lichen) Maj:(estäten) und des Erzherzogs Joseph Königl: Hoheit auf der Kaiserswiesen zu Nördlingen den 24. Julius 1792. gezeichnet von Joh: Müller Mahler von Nördlingen, gestochen von A: Gabler in Nürnberg.“ (G. Wulz).

⁵⁹ Philipp Gottlieb Wilhelm Hausleutner (1754—1820) hat sich zumal auch um den Fortschritt des Zeitschriftenwesens verdient gemacht. Als Famulus des Tübinger Stifts wechselte er mit einem Lehrauftrag für Latein, Griechisch und Geographie in die Dienste der Akademie über und wurde nach Aufhebung der Hohen Carlsschule (1794) Registrator der Regierungsregistratur (R. Krauß, S. 233 f.; R. Uhländ, S. 159 f., 223, 245 und bes. 342).

ich verbunden hatten. Es scheint nun aber nicht sobald noch zu Stande zu kommen. Der Plan, welchen Ehrmann entworfen hatte, wurde jedem in Abschrift zugeschickt. Eben so scheiterte auch das Unternehmen eines kleinen encyclopädischen Wörterbuchs für die Geschichte und ihre Hülfswissenschaften, das nicht nur schon ganz vollendet zum Drucke fertig [65] lag, sondern auch bereits zu drucken angefangen wurde. Ich habe den ersten Bogen davon gesehen, und muß bekennen, daß der Druck eben so wenig eine zweckmässigere Gedrängtheit, als die Sachen und der Vortrag eine gedrängtere Kürze haben könnten. Ungemein würde ich es bedauern, wenn der fernere Druck dieses nützlichen und in seiner Art einzigen Werkes wirklich unterbleiben sollte! Wie toll! Orells nehmen den Verlag an, nachdem sie das Werk gesehen und geprüft hatten; weil nun aber zufälligerweise eben eine äußerst hämische Recension eines Büchleins, das zwar Ehrmanns Namen führt, ihn aber nicht zum Verfasser hat, in der A.L.Z. erscheint⁶⁰ — ein Büchlein, dessen Gegenstand mit dem Wörterbuche durchaus keine Gemeinschaft hat — so kündeten Orells den Verlag wieder auf, unerachtet der Drucker schon angefangen hat! Die Buchhändlerlogik ist freylich eine eigene Logik, und es scheint, die Classe der Buchhändler habe auch eine eigene Vernunftart — denn ein Kunstrichter müßte sich schon schämen, nur so zu schließen: weil dieß Büchlein nichts taugt, so müssen auch alle Bücher des Verfassers nichts taugen. Geschweige, wenn denn beyde Schriften nicht einmal einerley Verfasser haben. Doch der Schluß möchte immer lächerlich seyn, nur sollte er nicht einen [66] so nachtheiligen Einfluß auf die Geschäfte unserer Freunde bewiesen haben, und noch beweisen. Sie wurden durch diesen Streich leider in mancher Rechnung empfindlich betrogen, und E. für seine lange Arbeit und Mühe schlecht gelohnt. Unerachtet Amalie und ihr Gatte ohne Verzug selbst nach Zürich reisten, um die so kindisch wankenden Männer beym Wort zu halten, so richteten sie doch im Ganzen nichts aus als daß sich die Orellsche Handlung in zwey Partheyen theilte, von welchen nun die eine ein geschworener Feind von Amalien und ihrem Gatten ist, zwar einer Entschädigung nicht ausweichen konnte, sich aber nun mit der Einsiedlerin an Amalien zu rächen sucht, und bey 800. Subscribenten nicht mehr fort drucken will. O was man zu bedauern ist, wenn man von Buchhändlern abhängen muß!

Unsere Gesellschaft wurde gegen Abend noch mit dem Hausinformer und -Liebling der Gräfin Herrn Herrmann,⁶¹ der erst kürzlich eine Stelle als Lehrer an der Akademie erhielt, und mit dem katholischen Hofprediger, Herrn Bleibimhaus⁶² vemehrt. Herrmann hat viele schöne Kenntnisse in Künsten und

⁶⁰ Siehe ALZ Nov. 1793, Sp. 303 f. „Das Buch der Erfahrung, für deutsche Jünglinge ... 1792. 328 S.“ wird auch in Meusel GT II, S. 171 Th. Fr. Ehrmann zugeschrieben.

⁶¹ David Friedrich Her(r)mann (1763—1803) wurde am 20. 10. 1793 „als Bester unter einer Reihe von Bewerbern“ um eine Lateinlehrerstelle an der Hohen Carlsschule „in Zuwachs gebracht“ (HStA Stuttgart A 272 Büschel 137 Nr. 10). Er nahm später das Rechtsstudium in Tübingen auf, war dann als Lehrer der deutschen und französischen Sprache am Gymnasium in Stuttgart tätig und schrieb zu Unterrichtszwecken eine französische Sprachlehre. (Gradmann, S. 852; Gustav Lang in Geschichte des humanistischen Schulwesens in Württemberg III 2, bes. S. 314) (R. Uhlend).

⁶² P. Firmus Bleibinhaus (Bleibimhaus) OCist (1748/?—1797), von Karl Eugen an die Stuttgarter Hofkapelle gerufen, als aufgeklärter Theologe und heiterer Gesellschafter geschätzt, kehrte 1795 in sein Kloster Salem zurück. (Über ihn: B. M. v. Werkmeister in Jahrschrift für Theologie und Kirchenrecht der Katholiken VI 3, 1830, bes. S. 494 f. und 550; Hermann Baier, Die Briefe des P. Firmus Bleibinhaus, in: Württ. Vierteljahrshefte für Landesgeschichte, 28, 1919, S. 76—166.)

Wissenschaften, aber noch weit mehr Stolz. Bleibimhaus hingegen ist bescheiden, aber demunerachtet noch unwissender. Dieser ist ein nicht unangenehmer Gesellschafter, jener aber fast unerträglich.

[67] Erst in der Dämmerung gingen wir nach Haus. Es versteht sich, daß ich Amalien führte, und mit ihr durch den Schwarm der wandelnden Herrn u. Frauenzimmer auf der Planie wie ein Sieger dahinschritt.

Wir schwärmten heute ein wenig in die Nacht hinein, und daher wurde Tags darauf

Den 1. Aug. erst spät aufgestanden, wenigstens stand ich sehr spät auf. Amalie, weiß ich wohl, war immer die erste aus dem Bette, und es sey ihr also hiemit alle Ehre wiedergegeben! Wir arbeiteten im Hinterstübchen, wo ich jetzt auch schlief um mehr Ruhe zu haben, an der Einsiedlerin, d. h. wir machten Projecte, fingen Aufsätze an, musterten die eingelaufenen Beyträge und Gedichte, wählten aus, verwarfen, und kamen vom Hundertsten ins Tausendste. Jetzt mußte sich auch der Philosoph über Freundschaft und Liebe⁶³ etwas plagen lassen, und ich mochte wollen oder nicht, so war ich genöthigt unter dem Friesieren (*horribile dictu*) der schalkhaften Amalie die Fortsetzung in die Feder zu dictiren. Wir wurden aber bald gestört, denn die Mlle. Metzger kam. Amalie hatte sie zum Mittagessen invitirt. Ich mußte da mancherley Vorwürfe hören, ohne Zweifel deswegen, weil es mir wider die Natur ging, ihr Zuneigung zu bezeigen, so sehr ich übrigens alle meine Höflichkeit aufbot. Sie merkte den Unterschied meiner Achtung für Amalie und sie; mußte es merken, da sie es selbst fühlen kann, wie tief sie mit all ihrem Kopfe unter einem Weibe [68] steht, die mit ausgezeichneten Talenten den trefflichsten Charakter, das wohlwollendste Herz und so viele Verdienste verbindet. Demunerachtet hätte ich ihr die Bosheit nicht zugetraut, daß sie sich deshalb an mir und Amalie zu rächen suchen würde. Doch hat sie damit nur in aller Augen noch mehr verloren. Kaum war sie mit dem HEn. Dr. allein, so wagte sie es, diesem edlen Manne, der mich und seine Gattin so gut kennt und so zärtlich liebt, unsere Freundschaft verdächtig machen zu wollen. Er antwortete ihr, wie es sich gebührte, und fing sie nun vollends an zu verabscheuen. Gleiche Wirkung hatte es auf uns; denn der HE. Dr. machte uns diese Niederträchtigkeit auf der Stelle bekannt. Ueberhaupt hatte ich sehr viele Gelegenheit, Amaliens würdigen Gatten auch auf Seiten des Herzens ungemein hochachten und verehren zu lernen. Er liebt alle seine Freunde sehr aufrichtig und zärtlich, ist ungemein dienstfertig, wohlthätig, gutherzig, und würde den letzten Heller aufopfern, um einem Nothleidenden aufzuhelfen. Für freundschaftliche Liebe und Anhänglichkeit hat er sehr viel Sinn, und ist oft für Kleinigkeiten dankbarer als andere für die wichtigsten Dienste. Auch mich liebte er so äußerst innig und zärtlich, war so gütig, mir durch hundert kleine Dienste Beweise seiner Freundschaft und Liebe zu geben, und schien sich so ununterbrochen und mit so [69] viel Aufopferung um die meinige zu bewerben, daß ich nicht selten in die schmerzlichste Verlegenheit kam, wie ich mich gerecht genug zwischen Amalien und ihrem edlen Gatten theilen sollte. Auch mein Herz ist dankbar, und ich wollte und mußte doch jedem mit gleicher Liebe lohnen. Aber wie? Wenn ich bey Amalien saß, und mich mit ihr ergoß, so kam schon ihr Fritz, mich wieder abziehen und für sich zu genießen — und wenn

⁶³ „Der Philosoph über Freundschaft und Liebe. Ein fragmentarischer Versuch“, in: *Einsiedlerin aus den Alpen*, 2. Bändchen, S. 59—73. Siehe ferner: „Parallelen über Freundschaft und Liebe. Vorgelesen in einer Damengesellschaft zu St. 1793“, in: *Zerstreute Blätter* I, S. 101—118.

ich mich mit ihm den Gefühlen der Freundschaft und einer behaglichen literarischen Unterhaltung überließ; so dauerte es Amalien wieder zu lange, und ich mußte mich von dem Freunde los reißen, um mich seiner herrlichen Gattin zu widmen. Dieser mir so theure, mich so hochbeglückende Wettstreit währte von früh Morgens bis in die Nacht, und fing mit jedem Tage von neuem an. Könnten Sie sich, edler Freund, in irgend einem Himmel, eine seeligere Freude denken, als die diese, von zwey der trefflichsten Seelen, um deren Beyfall, Achtung und Freundschaft jeder Edlere sich bemühen würde, so feurig, so innig, so zärtlich um die Wette geliebt, und von einem süßen Genuß zu dem anderen hingerissen zu werden?

Um mir ein neues Vergnügen zu verschaffen, hatten Amalie und ihr Gatte diesen Nachmittag eine erlesene Gesellschaft in den Garten gebeten, die aus dem Prof. Hausleutner, Leibmedikus Consbruch, Hofrath Häfeli,⁶⁴ Hofprediger Bleib [70] imhaus u. Mlle. Bek bestand. Wir waren erst in dem Gartenhause, wo wir lange auf die gute Christiane und alle Aufwartung vergebens harreten. Die Metzger, welche mit uns zu Mittag speiste, merkte etwas von einer Gesellschaft, und wollte uns durchaus nicht vom Halse, so aufrichtig wir es um uns und der Gesellschaft willen wünschen mußten. Wir vertheilten uns also. Ehrmann ging zuerst mit Hausleutnern fort, der ihn abholte. Dann Amalie und ich — wir gaben vor, Schubarts Wittve besuchen zu wollen, die auf dem Wege nach dem Garten wohnt, machten auch wirklich einen Versuch, trafen aber weder sie noch ihre Tochter, wie ich Ihnen schon bey Gelegenheit gesagt habe, an. Demunerachtet ging die boshafte M- ein paar Stunden lang der guten Christiane nicht von der Seite, so daß diese weder die Aufwartung in dem Garten besorgen noch selbst zu uns kommen konnte; und als sie endlich doch eine Ursache zum Ausgehen erdachte, begleitete sie M- noch eine Strecke, und begab sich dann in ein Haus, das nicht weit von dem Akademiethor und unserm Garten lag. Christiane und die Magd mußten also noch einen Umweg wählen, und Amalie war nach langem Warten endlich im Stande, ihre Gäste zu bewirthen. So mußte sich also die thörichte M- durch diese auffallende und nicht zu verschweigende Zudringlichkeit und Bosheit auch außer unserem Hause bey andern verächtlich machen.

Sehr nachahmungswerth ist es, in Nachmittagsgesellschaften keinen Kaffee aufzutischen, wie es Amalie [71] that, und es auch überhaupt in guter Gesellschaften zu Stuttgart gewöhnlich seyn soll. Der Kaffee ist ohnehin ein Getränk, dessen ausländische Hitze sich nicht mit unserer Natur trägt, und macht bey uns, wo die Gesellschaften meistens groß sind und aus geübten Kaffeetrinkern bestehen, auch die Bewirtung oft kostspielig. Doch spart man freylich auf der andern Seite, und besetzt die Tafeln nicht so reichlich mit Leckerbissen und Erfrischungen aller Art, wie Amalie. Ich verdarb auch diesen Nachmittag meinen Magen aufs neue; denn so gut ich entbehren kann wenn ich nichts vor mir sehe, so verführerisch sind für mich sinnlichen Menschen die dürrn Zungen, Schinken, Kuchen und andere Backwerke, wenn sie auf dem Tische stehen, und — ich nicht Tabak rauchen soll. Durch den Tabak vergißt man alles Essen und alle Lüsternheit. So sehr ich mich jetzt meines schwachen Nervensystems und meiner trockenen

⁶⁴ Höchstwahrscheinlich Karl August Heinrich Höfelin (1747—1825), als Großherzoglich-Badischer Legationsrat unvermählt in Stuttgart verstorben (NWDB § 1350) (Wohnung siehe Stuttgarter Stadtplan 11 und 12) (H. Ziegler).

Natur halber desselben enthalte, so lob' ich ihn mir doch in jener Hinsicht. Man bleibt unstreitig mäßig dabey.

Unsere Unterhaltung war bald allgemein. Wir saßen im bunten Reihen um die Tafel herum, Bleibimhaus bey Mlle. Bek, Hausleutner bey Christianen, ich bey Amalien u.s.w. u.s.w. Consbruch saß unten zwischen Amalien u. Hausleutner. Das Gespräch kam auf Erscheinungen. Consbruch erzählte einen für den Psychologen merkwürdigen Fall, der ihm als Student, wo ich nicht⁶⁵ [72] Er hatte einen präparirten Todtenkopf in seinem Zimmer, da er sich sehr fleißig mit der Anatomie beschäftigte. Eines Morgens schwebte auf einmal um diesen Todtenkopf eine sichtbare Gestalt eines alten Greises mit einer bestimmten Gesichtsbildung — als eben Consbruch an seinem Pulte saß und sich auf das Collegium vorbereitete. Er traute seinen Augen nicht, ging beherzt darauf zu, aber die Gestalt verschwand nicht plötzlich, sondern bewegte sich langsam fort und zur Thüre hinaus. Bey der Untersuchung fand sich, daß der Schädel wirklich einem Manne zugehörte, der gerade diese Bildung gehabt hatte — oder so. Die Erzählung schwebt mir nur noch dunkel im Gedächtnisse. Aber Consbruch sagte, diese Wirkung seiner Einbildungskraft sey ihm besonders darum merkwürdig geworden, weil er den Gang seiner Ideen noch aufs genaueste wisse, und während dieser Erscheinung keinen Augenblick weder Fassung noch Selbstbewußtseyn verloren habe. Eine andere erzählte Dr. Ehrmann, die ihm als einem Knaben wiederfuhr, aber sehr glaubwürdig scheint. Eine Dritte — um auch zu unserem Streit über die Wirkungen der Seele etwas beyzutragen — ich, die mir bey einem überspannten stundenlangen Nachdenken in Halle widerfuhr. Ich sah nemlich, als ich aus meiner Ekstase erwachte, meinen Freund Fülleborn so lebhaft vor mir, daß ich von meinem Großvaterstuhl aufsprang, und mit den Worten — „bist Du da, lieber Fülleborn!“ auf ihn losstürzte, und ihn umarmen wollte . . . Mein Stubenpursch erschrak so heftig über mich, daß er zitterte, und [73] voll Angst mich fragte, was mir sey? — Aber damit war die Erscheinung weg, und ich fühlte mich sehr ermattet. Es ist außerordentlich, was die Seele, wenn sie sich ganz in sich zurückgezogen hat, für Wunder der Einbildungskraft hervorbringen kann.

Die Gespenstergeschichten hatten uns den Kopf warm gemacht. Wir fanden daher für nöthig, ein wenig in dem Garten auf und abzusteigen. Erst siedelten wir uns hinten im obern Gange an, und erzählten uns mancherley. Unter anderem kamen viele Anekdoten von dem seel. Prof. Ploucquet⁶⁶ in Tübingen vor, von welchem mir noch eine beyfällt. Ploucquet hielt eine Rede über ein gewöhnliches Thema, welcher der Herzog beywohnte. Nach Beendigung derselben sagte der Herzog zu ihm: „Er hat heute sehr triviales Zeug geschwatz!“ Ich richtete mich, erwiderte Ploucquet, nach meinen Zuhörern. Und der Herzog mußte die Sottise einstecken. Mir war das Stehen zu lang, und ich schlenderte einstweilen mit den Frauenzimmern in den Gängen hinauf und hinunter. Endlich versammelten wir uns alle wieder in der — hoffentl. künftig berühmten — Laube Amaliens. Hier saßen wir alle feyerlich um den Tisch herum, und machten ein wahrhaftes Platonisches Symposion. Denn — der Gegenstand unserer gemeinschaftlichen Unter-

⁶⁵ Satz unvollendet.

⁶⁶ Joh. Gottfried Ploucquet (1716—1790), der berühmte Professor der Logik und Metaphysik an der Universität Tübingen, Anhänger des Leibniz-Wolfschen Systems, von Karl Eugen als eigenwüchsiger und freimütiger Mann geschätzt und zur Reform des philosophischen Unterrichts an der Akademie herangezogen (Martin Leube, Geschichte des Tübinger Stifts, 2. Tl., 1930, S. 302—304; R. Uhland, bes. S. 151—154).

haltung war — die Liebe. Natürlich durften ich als der Philosoph über Freundschaft und Liebe, und Amalie als die Verfasserin von Nina's Briefen auch ihre Stimmen geben. Ich müßte aber meinen Brief [74] zu einem Buche machen, dem ich nach der Analogie den Titel: Amaliens Gastmahl geben müßte, wenn ich Ihnen unsere ganze Unterhaltung mittheilen wollte. Es war gewiß ein froher Anblick zu sehen, wie jedes da so willig sein Herz aufschloß, und nach seiner Art und seinen Erfahrungen über die Liebe philosophirte. Am schalkhaftesten war der liebe Consbruch; und Amalie ließ den Hagestolzen, Hofr. Häfeli auch nicht ganz ungeneckt. Indessen blieb Häfeli keine Antwort schuldig. Er ist ein guter Kopf, und soll obgleich ungenannt, der Verfasser wichtiger Schriften seyn. Uebrigens dünkt mich sein Charakter sehr versteckt, doch keineswegs Mistrauen erregend. Als practischer Jurist hat er sehr viel Glauben vor sich. Als die Dämmerung hereinbrach empfahl sich Consbruch, dann Häfeli, dann Mlle. Bek mit ihrem Vormunde Bleibimhaus. Hausleutner aber blieb noch bey uns, und so brachten wir unter uns noch eine sehr vergnügte Stunde im Gartenhause bey dem Scheine eines Wachsstocks zu. Mit Hausleutnern unterhielt ich mich auch von unserem hochachtungswürdigen Freunde in Zusamzell.⁶⁷ Vielleicht war es doch nicht bloß Vergessenheit, daß er bey seinem Aufenthalt in Stuttgart die wer weiß von ihm verkannte Amalie zu besuchen unterließ. Wenigstens hörte ich da einige Anekdoten von seinem Freunde Bronner,⁶⁸ die [75] einen Zusammenhang mit jener Vergessenheit zu haben schienen. Er, der eine P. und St. zu schätzen wußte, würde es noch weit weniger bereut haben, eine Amalie kennen zu lernen. Wie voll Hochachtung sprachen wir von ihm, und wie sehnlich wünschte ich ihn heute Abends in unserem Zirkel!

Der Wachsstock ging nun auch zu Ende, und wir kehrten also in traulichen Gesprächen Arm in Arm nach Hause. Heusleutner führte Christianen, ich aber die — Schwester meiner Gefühle, Amalien. Wohl uns! Es gibt Augenblicke, in welchen sich sympathetische Seelen auch ohne Mittheilung schon durch ihre Nähe glücklich fühlen. Wir verstummten bald, aber unsere Empfindungen trafen sich, warm süß und schön, und lös'ten sich im einsamen Zimmer beym ersten Erguß in Thränen der Freude auf. Da standen wir, und dankten uns weinend für unsere Freundschaft, und freuten uns weinend über die Achtung und Liebe, die uns wechselseitig von allen edlen Menschen widerfuhr. O Freund, wieviele Seeligkeit, die der Alltagsmensch kaum ahndet, schlummert nicht in dem Herzen des Fühlenden, die er sich selbst erwecken, und unendlich vervielfältigen und so rein und himmlisch genießen kann! — Wahrscheinlich war dieser Abend auch einer von jenen, da wir uns nach Tische an ein Fenster legten, und noch stundenlang über unsere Schicksale, über die Bestimmung des Menschen, über die Bedürfnisse und Wünsche unseres Herzens [76] miteinander kos'ten, bis unser frommer Nachbar gegenüber, ein der Ewigkeit sich nun ganz Weihender Greis, zur gelobten Stunde in seinem Bette aufstand, sich hinkniete, und laut betete zu Gott, und in seinem

⁶⁷ Jakob Salat (1766—1851), als intimer Freund J. G. Pahls auch mit Gräter näher bekannt, 1793 Pfarrer in Zusamzell (Bayer. Schwaben), gehörte als Professor der Moralphilosophie an der Universität Landshut zum Kreis der streitbaren Verfechter der Katholischen Aufklärung (vgl. Biographie; Philipp Funk, *Von der Aufklärung zur Romantik*, München 1925, bes. S. 34—40).

⁶⁸ Wohl Franz Xaver Bronner (1758—1850), der Idyllendichter (siehe neuerdings die eingehende Biographie Hans RADSPIELERS, Franz Xaver Bronner, *Leben und Werk* bis 1794, Günzburg 1963, und *Leben und Werk*, 1794—1850, Aarau 1967).

Gebet ihm für jede tägliche Wohlthat dankte, und bald von ihm die Stunde der Auflösung und der Krone der Gerechtigkeit zu erfehen wünschte. Mit welcher feyerlichen Andacht gingen wir dann jedesmal zur Ruhe!

Auch der 2. Aug. ist mir ein unvergesslicher Tag; obgleich erst wegen seinem Beschluß. Früh nahmen wir wieder wie gewöhnlich die Einsiedlerin vor, Amalie arbeitete an ihren *Nachbarinnen*, und ich that dies und jenes, nahm Arznei, schrieb, las, kritisirte, wie's kam und wie ich sollte. Körperlich fühlte ich mich heute gar nicht wohl, unerachtet ich die ganze Zeit her medicinirt hatte. Mittags unterhielt uns der anekdotenreiche und hochbelesene Herr Doctor mit Geschichten aus allen vier Theilen der Welt, besonders aber von Stuttgart. Ich erfuhr da manche interessante Anekdote von Schubart, Geiger,⁶⁹ Bürger u.s.w. davon ich Ihnen einige erzählen will. Der Pietist Prälat Roos⁷⁰ kam einst zu Schubart, um das bußfertige Lämmlein vollends in den Schaafstall Christi einzuführen. Schubart setzte sich voll Andacht zu dem Gottesmanne hin, war ganz zerknirschten Herzens, betete und weinte mit ihm, sprach nichts als von Blut und Wunden Christi, und war lauter Andacht und Rührung, so daß der fromme Prälat schon im Geiste den Him [77] mel offen sah, und die Engel zu erblicken glaubte, die sich über jeden Sünder freuen, der Busse thut. Unterdessen kam aus der Druckerey ein Correcturbogen der Chronik. „Tausend Kreuz, Blitz, Donner, Sakrament!“ fing das Lämmlein Christi an, „was hat der Wetterochs, da gemacht — daß dich die schwere Noth, du verfluchter kreuzdummer Himmelseselskopf . . . und der unglückliche Bekehrer, dem die Haare darob zu Berge standen, schlich sich zitternd zur Thüre hinaus, und kam nie wieder, einen Mohren weiß zu waschen. — Als Schubart in seiner letzten Krankheit von dem Leibmedikus Consbruch wieder so hergestellt war, daß ihm dieser nun endlich versicherte, er sey jetzt ganz über den Graben — — so war Schubart so ausgelassen vergnügt über diese Ankündigung, daß er, sobald der Arzt fort war, seiner Frau befahl, ihm ein Duzend Bouteillen Wein herzubringen, die er dann in hoher Lebensfreude der Reihe nach austrank, taumelte, sich hinlegte, einschlief und aus diesem Weinschlummer ein Todesschlummer wurde, von dem er nicht mehr erwachte. — Kurz nachdem das Stück von Amaliens Erholungsstunden erschienen war, in welchem *Bianka de la Porta* steht, sah Schubart Amalien vor sich auf der Straße gehen. Er verdoppelte seine Schritte, packte sie beym Nacken und schrie: „Dank dir, Feuerkopf! für Deine *Bianka de la Porta*!“ — Seine [78] Frau fand ihn einst, als sie noch nicht lange mit ihm verheurathet war, in einer schrecklichen Raserey auf seinem Studierzimmer. Er wälzte sich wüthend auf dem Boden herum, heulte und brüllte, daß die Fenster zitterten. Sie aber schlug bey diesem Anblick die Hände über dem Kopf zusammen, und glaubte, es sey ihrem Manne aus göttlichem Verhängniß wie dem König Nebucadnezar ergangen, fing auch an mit zu heulen, und bat ihn einmal über das andermal flehentlich, ihr doch zu sagen, was ihm sey? — *Ach!* — brüllte er, und streckte die rechte Hand aus, worinnen er ein Zeitungsblatt hielt . . . Um Gottes Willen was ist dir? — *Ach!* brüllte er wieder und wälzte sich noch einmal — *Ach! Ach!* (— jetzt

⁶⁹ Siehe Anmerkung 52.

⁷⁰ Magnus Friedrich Roos (1727—1803), seit 1784 Prälat in Anhausen, „bestimmendes Mitglied der Deutschen Christentumsgesellschaft in Württemberg“ (siehe *Die Religion in Geschichte und Gegenwart* V³, 1961, Sp. 1182).

stieß er einen tiefen Seufzer heraus —) A b t⁷¹ i s t g e s t o r b e n ! — das heiß' ich doch, den Tod eines großen Mannes empfinden!

Von dem berühmten Schieferdecker, dessen Namen mir nicht gleich befällt,⁷² — er war Schubarts Kompan, und sein Bruder an Sonderbarkeit und Sinnlichkeit — Sie werden sich seiner Lebensgeschichte erinnern, die auf dem Titel den Beysatz hat, — Nicht Fallstaff, sondern ganz Er! — — hörte ich auch einen Zug, der seinem Herzen Ehre macht. Der lüderliche Stäudlin⁷³ weiland Fortsetzer der Vaterlandschronik, Schmarotzer und daher Creatur des biedern Schieferdeckers, ging diesem auch einst, um einen Trunk Weins für seine durstige Seele zu bekommen, in das Lastinische Weinhaus⁷⁴ nach, dessen oberes [79] Stockwerk Ehrmanns bewohnen. Als nun Gott Bacchus sich seiner bemeistert und unter seine Faune gestossen hatte, fing er an alle Welt zu lästern, und endlich auch über Amalie und ihren Gatten loszuziehen. Da der Unwillen des Wirths, der ihm seine Verläumdungen verwies, nichts half, so packte endlich der biedere Schieferdecker, der nichts weniger als Lügen und Verläumdungen ertragen konnte, den saubern Gesellen beym Kragen, schleppte ihn ohne Umstände die Treppe hinauf, und stieß ihn, soviel er auch sich sträubte und bat, in Ehrmanns Zimmer hinein und sagte: „Da, niederträchtiger Kerl! sieh die ehrlichen Leute an, deren Schuhriemen du nicht aufzulösen werth bist, und bitte sie um Vergebung, daß Du sie so schamlos gelästert und verleumdet hast.“ Amalie und ihr Gatte erschracken über diesen Auftritt, und baten den Schieferdecker, Herrn Stäudlin los zu lassen, er werde es nicht so böse gemeint haben. Aber der Schieferdecker war unerbittlich — „So muß man es solchen niederträchtigen Gesellen machen“ sagte er, gab ihm eins, und warf ihn dann mit den verächtlichsten Ausdrücken die Treppe hinunter. Von jener Zeit scheute Stäudlin die Ehrmanns, wie eine Eule den Tag, und ließ sich nicht mehr weder vor ihnen, noch in dem Lastinischen Hause sehen; suchte sich aber in irgend einem kritischen Blatt [80] für diese Demüthigung an Amalien zu rächen, wobey er aber aufs neue, da er sich selbst verrieth, mit Schimpf und Schande bestand.

Mir, sagten mehrere, soll ich Glück wünschen, daß Schubart und der Schieferdecker nicht mehr leben — sie seyen auch in ihrer Liebe so derb gewesen, daß sie mich beyde vor Freude erdrücken würden.

Dr. Geigers Geschichte können Sie von Niemandem zuverlässiger als von Ehrmann erfahren. Er besitzt auch seinen literarischen Nachlaß, und⁷⁵ davon schon öffentlich Gebrauch gemacht. Ich sehe das letztere nicht gerne, wenigstens wünsche

⁷¹ Thomas Abbt (1738—1766), hat vorzüglich mit seiner Schrift: „Vom Tod fürs Vaterland“ während des Siebenjährigen Krieges eine starke Wirkung ausgeübt (vgl. Schubarts 27strophige Ode auf den Tod des Herrn ... Abbt bei Eugen Nägele, Aus Schubarts Leben und Wirken, Stuttgart 1888, S. 264—270).

⁷² Sein Name ist Leopold Baur (Schubart hat ihm die Reime gewidmet: „Wenn Baur ein Wallfisch wäre / Und alle Meere Wein / So trockneten die Meere / Von seinem Schlucken ein“).

⁷³ Gotthold Friedrich Stäudlin (1758—1796), „der Oberpriester der schwäbischen Musen“, spielt in den Biographien Schillers und Hölderlins eine, wenn auch verschiedene, Rolle (siehe jetzt auch Paul Böckmann, Hymnische Dichtung im Umkreis Hölderlins, Tübingen 1965, S. 318 f.).

⁷⁴ Siehe Stuttgarter Stadtplan I. Nach dem Traiteur und Weinhändler Gottlob Abraham Lastin (1768—1845) hieß die Enge Straße auch Lastingäßchen. Mit der schon im Mädchenalter verstorbenen Tochter: „Nane“ war Uhländ befreundet. (Richard Zanker, Geliebtes altes Stuttgart, 1963, S. 53 f.) (H. Ziegler).

⁷⁵ Ergänze: „hat“.

ich, daß ers nicht mit Namensunterschrift thun möge; denn Geiger hat sich in jeder Hinsicht mehr berüchtigt, als rühmlich bekannt gemacht.

Zu Bürgers so sehr verunglückter Heurath war Ehrmanns Beobachter, die bekannte Stuttgardische Wochenschrift, die erste unschuldige Veranlassung. Mlle. Hahn⁷⁶ rückte darinnen das berühmte Lied an Bürgern ein, und Bürger erkundigte sich bey Amalien um den Namen der Verfasserin. Amalie denkt mit Vergnügen an die frohen Stunden zurück, die ihr Bürgers angenehme und herzliche Unterhaltung, als er der Heurath wegen nach Stuttgart kam, gewährte, und bedauert um so inniger, daß sie und ihn der Schein so schrecklich und schmerzlich betrogen hat.⁷⁷ [81]

Es thut mir leid, daß mein Exemplar vom Beobachter noch nicht angekommen ist, ich wollte Ihnen sonst noch manches davon sagen. Wenn Sie ihn lesen, werden Sie wenigstens sehen, daß es dem Herrn Doctor auch weder an Witz noch an Laune fehlt. Ein paar Stücke sind in den neuen Winterabenden wieder abgedruckt. Die Ständesrede bey dem Grabe des Holländischen Muths gehört wohl unter die besten Stücke dieser Art.

Das war ein langer Commentar über die mittägliche Unterhaltung des heutigen Tages. Und Sie werden doch auch wissen wollen, wie wir unsern Nachmittag zubrachten? Das Clavier und der helle Gesang unserer Nachbarin, der Madame Gauß, kündigte uns gestern schon und heute mit Tagesbruch eine Oper an, in welcher sie sich ebenfalls zu zeigen hatte, und wie konnte Ihr neugieriger Freund der Begierde widerstehen, auch die Herzogliche Oper kennen zu lernen, von der sich, trotz dem letzten abschreckenden Trauerspiele, dennoch etwas gutes erwarten ließ? Es ward also beschlossen, mit der stets gütigen Gefährtin Amalie, dem Singspiele beyzuwohnen. Ich fürchtete mich zwar auf das lange Sitzen in dem Schauspielhause, glaubte aber doch nach vorhergegangener Bewegung keine nachtheilige Wirkung erfahren zu dürfen. Wir machten also einen Umweg, gingen ein wenig um die Stadt spazieren, dann auf unsern Garten zu, den wir offen zu finden glaubten, täuschten uns [82] aber, und kehrten also auf gut Glück dem Schauspielhause zu. Unter der ganzen Oper machte mir die Arzeney, die ich im Leibe hatte, große Beängstigungen, und ich mußte öfters hinausgehen, um frische Luft zu schöpfen. Es wurde ein von Schubart aus dem Italienischen übersetztes Stück, die glücklichen Reisenden gegeben, welches von Anfossi⁷⁸ in Musik gesetzt ist. Bey Beurteilung einer Oper muß man immer zweyerley Dinge wohl unterscheiden, das Werk des Dichters und das Werk des Tonkünstlers. Die Musik kann ein Meisterstück und das Drama selbst dennoch ein erbärmliches Machwerk seyn. Auch erfordert das Singspiel an sich wieder zwey ganz verschiedene Kräfte des Dichters. Er kann ein vortreflicher pragmatischer Dichter und ein schlechter Lyriker, so auch umgekehrt ein Meister unter den lyrischen Dichtern und ein Stümper unter den dramatischen seyn. Und lassen Sie alle diese Erfordernisse durch glücklich zusammentreffende Umstände vereinigt finden — wie viel muß nicht noch die Vorstellung selbst mitwirken, wenn Herz und Kopf und

⁷⁶ Elise Bürger geb. Hahn (1769—1833) schlug sich nach ihrer kurzen unglücklichen Ehe (1790—1792) als Deklamatorin und Schauspielerin durch und versuchte sich auch im dramatischen Fach (R. Krauß, S. 315 f.; vgl. auch Ottilie Wildermuth's Gesammelte Werke, hrsg. von ihrer Tochter Adelheid Wildermuth, Bd. 1 [VI.: Das Dörtchen von Rebenbach], S. 129—146).

⁷⁷ Vgl. Briefe von Gottfried August Bürger an Marianne Ehrmann; ein Beytrag zur Geschichte der letzten Lebensjahre des Dichters. Mit einer historischen Einleitung herausgegeben von Th. Fr. Ehrmann, Weimar 1802.

⁷⁸ Pasquale Anfossi, Komponist der Oper: „Die glücklichen Reisenden“ (HKE I, S. 547).

Erwartung der Kunst befriedigt seyn soll? Die besten Schauspieler sind gewöhnlich mittelmäßige Sänger, und die Virtuosen in der Vocalmusik dagegen mittelmäßige, ja noch öfter, die schlechtesten Spieler. [83] Zudem hat sich unser Zeitgeschmack in der Oper fast gänzlich von der Natur und dem ursprünglichen Zwecke derselben entfernt, man mag das ernsthafte oder das scherzhafte Singspiel betrachten. Unglücklicherweise sind wir bey alle dem noch auf die Nachahmung und Uebersetzung der Italienischen Stücke verfallen, so himmelweit auch der Italienische und Deutsche Nationalgeist voneinander verschieden sind. Ihre Compositionen, unter welchen freylich viele Meisterstücke der Kunst sind, haben uns dazu verleitet. Aber Schade doch um die Kunst, wenn sie ihren Zweck nicht erfüllt, nicht sich ihrem Gegenstande anschmiegen, nicht dem Hauptzwecke unterordnen, nicht der Natur zu Hülfe kommen, sondern zu eigenliebig die Lorbeere allein erringen und Natur und Dichter verdunkeln will. Dieß ist der Fall bey den meisten italienischen Opern. Die Musik gilt alles, der dramatische Zweck nichts, und daher kommt es auch, daß jene meistens eben so unnatürlich als das Stück selbst ist. Warum blieben denn wir Deutschen nicht uns selbst getreu? Warum verschmähten wir die Natur? warum verfolgten wir die Bahn des wahren Geschmacks in der Oper nicht, die der unsterbliche Weisse⁷⁹ so glücklich gebrochen hatte? warum gaben wir [84] die rührenden, sprechenden Töne unsers Deutschen Hillers⁸⁰ um die zu kunst- und prunkreichen Compositionen der Dittersdorfe, Parisello's, Sarti's, Anfossi's, Martini's⁸¹ hin? — Da hören wir nun die Italienischen Schwänke der Pankrazio und Arlekino, — mögen sie immer das italienische Zwergfell⁸² erschüttern, der Deutsche fordert etwas für das Herz oder die Einbildungskraft, und wenn er scherzt, so scherzt er feiner und bedeutender, auch das Lustige muß wenigstens Nahrung für seinen Geist seyn. Und was soll ein dreystündiger Kitzel unserer Ohren, der nur auf die Nerven, nicht auf unsere Seele wirkt? Mag die Musik ein unnachahmliches Werk der Setzung seyn, und noch so vielen Reiz für den Tonkünstler u. Musikverständigen haben, wir sind nicht gekommen um ein Concert zu hören; durch Handlung und Charaktere wollen wir unterhalten, durch natürliche Lieder gerührt oder erheitert und erquickt werden, die Musik soll ihnen nur einen süßern und sanftern Zugang in unsere Herzen verschaffen. Von dem allem aber nichts, da sitzen wir Zuschauer, und sehen mit den Augen und hören mit den Ohren, aber der Verstand vernimmt nichts und das Herz bleibt kalt. Möchten doch die Töchter des Himmels, Poesis und Harmonia, wieder einst ihres göttlichen Ursprungs würdig [85] werden, der Eintracht huldigen, und erkennen, wie thöricht der Stolz war, sich trennen und für sich die Wunder der Dichtkunst und Musik hervorbringen zu wollen, die ihnen in der alten Welt nur darum gelangen, weil sie, aufs innigste, schwesterlichste verbunden, Ein Herz, Ein Sinn miteinander alles unternahmen, mit gleicher Liebe und gleichen Gesinnungen zu Einem Zwecke wirkten, nur aus Einer Seele, nur mit Einem Geiste aus Einem Munde zu sprechen und zu singen schienen!

⁷⁹ Vgl. Biographie, S. 26.

⁸⁰ Johann Adam Hiller (1728—1804), von Hermann Hettner als „der eigentliche Begründer der deutschen Operette“ bezeichnet (HKE I, bes. S. 547).

⁸¹ Karl Ditters' von Dittersdorf (1739—1799) komische Operetten hat Schubart in Stuttgart „eingebürgert“; HKE I, S. 547. Dort werden auch die Meister Paisiello (nicht: Parisiello), Vincente Martin (Martini gen. M. lo Spagnuolo, 1754—1806) und Sarti genannt.

⁸² sic!

Doch wo gerathe ich hin in meinem Eifer für die Natur und für den wahren Geschmack in der Kunst. Ich wollte Ihnen sagen, daß Sie nicht die Schuld auf das Herzogliche Orchester noch auf die Schauspieler schieben sollten, wenn ich Ihnen gestünde, daß ich fast eben so unbefriedigt aus der heutigen Oper, wie Dienstags zuvor aus dem Trauerspiele nach Hause ging. Der Herzog hat bekanntlich viel auf die Verpflanzung der italienischen Meisterschaft in der Tonkunst nach Deutschland verwendet, und ist selbst Kenner. Instrumental- u. Vocalmusik mochte alles Lob und alle Bewunderung verdienen — aber das Drama war so geistlos wie gewöhnlich, der Eintritt des Gesanges so unnatürlich, die Composition der Tonbegleitung so übermäßig und selbstsüchtig — kurz alles drehte sich so ganz um die Musik, daß ich eben den [86] Unwillen und die Herzenslangeweile empfand, mit welcher ich noch alle Opern aus dem Italienischen verlassen hatte.

Eins aber übertraf alle meine Erwartung. Sie wissen, Freund, daß Schubarts Tochter die erste Opernsängerin ist. Ich hatte großen Glauben an die Ueberpflanzung seines Geistes und Feuers, aber als ich sie jüngst sah, stiegen mir doch wegen ihrer Tauglichkeit aufs Theater einige nicht ungegründete Zweifel auf, die ich dort aus Achtung unterdrücken wollte, nun aber, da ich sie so ehrenvoll beschämt sehe, wohl davon reden kann, ohne der verdienstvollen Mde. Kaufmann wehe zu thun. Die Natur scheint sich durch Ausstattung ihres Geistes erschöpft zu haben, und daher in der Zutheilung körperlicher Vorzüge nicht so verschwenderisch gegen sie gewesen zu seyn. Es ziemt sich nicht, einem achtungswürdigen Frauenzimmer Mängel, für welche sie nichts kann, herzurechnen, ich sage Ihnen deswegen nur im Allgemeinen, daß ich zwar ihren Blick sprechend und ihre Stimme angenehm fand, aber außer dem auch alles vermißte, was der Zuschauer von einer weiblichen Figur auf dem Theater zu fordern berechtigt ist. Ich vermuthete also, Mde. Kaufmann werde etwa eine Bouffonne in der komischen Oper, in der ernsthaften aber höchstens eine Soubrette, in beyden wenigstens keine Liebhaberin spielen. Wie verwunderte ich mich nun, als ich in dem Anschlagzettel Mde. Kaufmann, [87] als Prima Donna angekündigt sah, und wie groß war mein Erstaunen, als ich nicht bloß alles was ich bisher von solchen Rollen in Opern gesehen habe, erreicht, sondern bey weitem übertroffen fand. Es sieht einem Wunder ähnlich, und ist auch ein Wunder ihres vortreflichen Geistes. Der Dichter hat wenig für sie gethan, aber sie that alles für ihn und — für sich. Durch eine geschickte Kleidung und Wahl der Farben wußte sie den Zuschauer so zu täuschen, daß er nichts weniger als einen ungestalteten Körper sah. Man bemerkte sogar ein wirklich schönes Verhältniß der Theile, und auch an dem Gesicht hatten die Augen so sehr die Oberhand, so viele Gewalt über anderer Blicke und zogen so unaufhörlich an, daß auch der etwas zu große Mund dem Tadel des Beobachters entgehen mußte. Mit einem Worte, sie wußte sich, was sie außer dem Theater körperlich genommen nicht seyn kann, wirklich liebenswürdig zu machen, und nicht bloß alle Fehler zu verbergen, sondern sich auch den Schein vom Besitz aller derjenigen äußerlichen Reize zu geben, die den Worten des Dichters und Liebhabers erst Wahrscheinlichkeit verschaffen und [88] der Einbildungskraft des Zuschauers zu Hülfe kommen müssen. Es läßt sich leicht begreifen, daß eine Schauspielerin, die solche fast unüberwindliche Schwierigkeiten besiegt, in den Forderungen, welche sie bloß durch Verstand und Gefühl erfüllen kann, noch weniger zu wünschen übrig lassen mußte. Mde. Kaufmann ist in der That keine blosser Sängerin, sondern mehr nach Natur und Kunst Schauspielerin, als irgend jemand auf dem Herzogl. Theater. Ich habe keinen einzigen Mißgriff in ihrer Rolle bemerkt, sie war ganz was sie seyn

sollte, und half mit ihrer Deklamation und mit einem trefflichen theatralischen Spiel dem Dichter nach. Wenn sie sang, begnügte sie sich nicht bloß wie die meisten Sänger mit dem musikalischen Ausdruck, sie suchte auch den rednerischen und dramatischen zugleich zu treffen, und machte für ihre Person (aber freylich auch nur für ihre) alle meine gerechten Klagen über die unnatürlichen italienischen Opern zu nichts. Die andern Operisten und Operistinnen verdienen als Spieler keiner Erwähnung, und als Sänger mag sie ein anderer beurtheilen, der mehr Kenner der Tonkunst und ihrer Ausübung ist als ich. [89]

Nach der Oper wurde noch ein Ballet gegeben, dessen Gegenstand die Entführung einer Sultanin aus dem Serail war. Die Erfindung des Themas war zwar nicht neu, aber die Ausführung ganz den Forderungen der Pantomime angemessen, das heißt, die Geschichte so vereinfacht, und nur mit Aushebung derjenigen Züge und Handlungen dargestellt, die den Zuschauer ohne Mühe den Vorgang der Sache begreifen lassen, und ihm nicht, wie es so oft bey Pantomimen der Fall ist, die Ueberzeugung abnöthigen, daß er Leute vor sich sehe, die nicht reden wollen oder können, und also entweder eigensinnige Narren und Sklaven der Kunst oder bedauernswürdige Stumme sind; statt daß der Zuschauer durch die Pantomimen nur in die Täuschung soll versetzt werden, als ob er die Handlung in einer so weiten Entfernung vorgehen sähe, daß die Reden der Handelnden sein Ohr unmöglich erreichen können, denn dieß ist, meines Erachtens wenigstens, der Zweck der Pantomime. Eine gute Erfindung und leichte Ausführung ermuntert auch den Schauspieler. Es thaten alle ihr möglichstes und der Absicht Genüge. M d e T r a u b e⁸³ aber als Sultanin, wie ein zweyter Philok[90]tet⁸⁴ an einen Felsen gefesselt und nach Erlösung schmachtend, verdiente alle Bewunderung des Kunstkenners, und erreichte ganz das griechische Ideal im malerischen Ausdruck des Schmerzes.

Dies ist alles, mein Freund, was ich Ihnen über das Herzogliche Theater bemerkenswerthes sagen kann. Die Umstände und mancherley Bekanntschaften, auch meine Kränklichkeit verhinderten mich die Schaubühne öfters zu besuchen. Als wir nach Hause kamen, ward mir im Ernste wehe. Ich setzte mich zwar zu Tische, konnte aber fast nichts genießen, und empfand eine Unbehaglichkeit im ganzen Körper, die ich durch öfteres Aufstehen und alle versuchte natürliche Mittel nicht besiegen konnte. Es meldete sich vielmehr ein kleines Nervenfieber, und ich legte mich zu Bette. Amalie war bange — wie zärtlich bekümmerte sich die Gute! Sie setzte sich zu mir ans Bette, pflegte meiner und suchte mir die innerliche Hitze durch freundschaftliche Unterhaltung vergessen zu machen. Ich ahndete, was sie erst thun würde, wenn ich gefährlich darniederläge, und dankte ihr aus voller Seele. Ich überredete sie, sich zur Ruhe zu begeben, mußte es aber gegenseitig geschehen lassen, daß ein Nachtlicht in meinem Zimmer brannte. Amalie that die ganze Nacht kein Auge zu, und mit Tagesanbruch stand sie schon wieder vor meinem Bette. Mit welcher rührenden Bekümm[er]niß sie mich da um mein Befinden fragte, und wie sie so ganz neu belebt schien, als sie sah, daß das Fieber vorüber war. Demunerachtet beschickte sie den Arzt aufs neue, der nach diesem Anfälle die Dosis der Arzeney zu mildern für nötig fand. Wir arbeiteten dann wieder und Amalie vollendete ihre Nachbarinnen. Als wir bey Tische saßen,

⁸³ Christiane Traub geb. Ostenberger, Gattin des Solotänzers und Regisseurs Christoph Traub (HKE I, S. 546).

⁸⁴ „Bisweilen schläft der gute Homer.“ Die griechische Mythologie kennt nur Prometheus und Andromeda als gefesselte Dulder.

kam ein Brief von Ihnen, lieber Freund, mit dem schönen Beytrag für die Einsiedlerin: *Meta bey Klitons Grabe*^{84a}. Nun drehte sich unsere ganze Unterhaltung um Sie. Ja, ja, mein Bester, Sie gelten ein Großes bey Amalien, und ich mußte es mehr als einmal mir zu Ohren reden lassen, daß Sie Ihr bester und fleißigster Mitarbeiter an der Einsiedlerin sind. Meta war gleich willkommen, und Amalie gab uns allen kein Gehör mehr, bis sie Ihren Brief und Meta und alles andere rein ausgelesen hatte. Wir mußten es als eine Gnade ansehen, wenn sie uns höchstens dazwischen einmal durch ein: „Das ist sehr schön!“ ihre Stimme wieder vernehmen ließ.

Nach aufgehobener Tafel, oder wenn es Ihnen schicklicher dünkt, Mittagstisch und eingenommenem Kaffee spazierten wir in den Garten, wo wir wieder einmal ganz unter uns und seelenvergnügt waren. Ehrmann arbeitete an an seiner Geschichte der Reisen im Gartenhause, wir aber zogen die Laube vor, und ich verdeutschte meiner herrlichen Freundin einige Dänische Idyllen aus den *Kleinen Gesammelten Schriften des Herrn von Suhm*, [92] von welchen ich ein paar Theile mit auf die Reise genommen hatte. Amalie war ganz Ohr, und zwey von den Idyllen gefielen ihr so wohl, daß ich sie der Lieben für die Einsiedlerin in die Feder dictiren mußte. Ich erfuhr bey dieser Gelegenheit, was sie für ein feines und richtiges Gefühl für poetische Schönheiten hat; auch sie würden bey einer Vergleichung meiner Verdeutschung mit der Urschrift das nemliche finden. Denn wo ich abging, geschah es auf Bitte der geistreichen Amalie, die sich hie und da mit einem Ausdrucke nicht vereinigen wollte. Es war ein schöner, friedlicher, liebevoller Nachmittag, und für uns eine wahre Idyllenzeit. Wir tauschten wechselseitig unsere Gefühle aus, und dankten dem, der sie uns gab, der Amalien mich, der mich Amalien finden ließ. Ich habe ihre Handschrift sorgfältig aufbewahrt, und werde sie einst — falls ich es erlebte — meinen Enkeln zeigen. Im Novemberhefte der Einsiedlerin werden die beyden Idyllen nebst meinem aus der Laube Amaliens datirten Schreiben an Herrn Sekretär Nyerup⁸⁵ in Kopenhagen unfehlbar erscheinen.

Froh kehrten wir Abends wieder nach Hause, und unsere Unterhaltung vor Schlafengehen war die lustigste von der Welt. Freund E. machte hieroglyphische Versuche, mit mancherley eigenen Namen über die wir oft herzlich lachen mußten. So zeich[93]nete er zum Beyspiel einen Hahn mit aufgesperstem Schnabel hin, vor welchen er ein Fragezeichen setzte. Wir sollten errathen, was dieses Sinnbild für einen Namen bedeute, aber wir waren dießmal nicht witzig genug. E. machte sich über uns lustig: was ist natürlicher, sagte er, wenn man einen Hahn den Rachen aufsperrt, als zu fragen: kräht er? (*Graeter*) — „O du dummer Pffritz!“ rief Amalie einmal wieder, und schlug ein lautes Gelächter auf. Desgleichen zeichnete er an ein O eine Feuerflamme. Wer ist das? fragte er. Was soll es seyn? sagten wir. Es brennt an O, erwiederte er, und damit hatten wir Amaliens Familiennamen *Brentano* u. s. w.

Der folgende Tag, als der 4. Aug., ist mir durch die Ankunft eines berühmten Mannes, durch die Wiederfindung eines alten Freundes, den ich 7. Jahre nicht ge-

^{84a} Vgl. J. G. v. Pahl, *Denkwürdigkeiten aus meinem Leben*, Schriftenverzeichnis Nr. 9 auf S. 806.

⁸⁵ Rasmus Nyerup (1759—1829), Schüler Suhms, Bibliothekar und Professor der Literaturgeschichte in Kopenhagen (vgl. Biographie) (Christoph Wilhelm Bock, *Sammlung von Bildnissen gelehrter Maenner* ... I. Bd., 1802, Heft 10, Nr. 3) (Irmgard Schwarz, bes. S. 14f.).

sehen hatte, und noch durch mehrere kleine Umstände, die nicht hieher gehören, merkwürdig und unvergeßlich geworden.

Es war schon gestern ausgemacht, heute den ganzen Morgen im Garten zuzubringen. Wir standen also früher auf, tranken gleich den Kaffee, und E., der überflüssige E., eilte mit Schlag 6. Uhr schon zum Thor hinaus, um an seinem Gartenpulte ein großes [94] Stück der vorgesetzten Arbeit zu Ende zu bringen. Um 8. Uhr ging auch A. fort, ich sollte sie begleiten, bat aber — weil ich fürchtete keine Muße mehr zu erhalten — um die Erlaubniß, Hausleutnern auf einige Augenblicke zu besuchen, und womöglich noch auch dem katholischen Gottesdienste in der Hofkapelle beyzuwohnen, weil Mercy⁸⁶ predigte. Das letztere aber wurde mir nicht zu Theil, da ich mich schon über Gebühr und Versprechen bey Hausleutnern aufgehalten hatte. Hausleutner ist ein artiger, lieber, gefühlvoller, und wie mich dünkt, auch sehr rechtschaffener Mann. Eben weil er mich in unsern Gartengesellschaften so sehr anzog, konnte ich mich nicht enthalten, ihn auf seinem Zimmer allein zu besuchen. Denn ich gestehe gern, wenn Amalie mit in der Unterhaltung war, so zernichtete sie gewöhnlich alle andren Beobachtungen, und zog die Aufmerksamkeit ganz auf sich, so anspruchlos und bescheiden sie in Gesellschaft, besonders von Gelehrten, ist. Demunerachtet konnte ich nie lange ohne dies herrliche Weib seyn, ihr Umgang war mir zur andern Natur geworden, ich hatte mich schon so sehr gewöhnt, meine Utheile und Empfindungen alle mit ihr zu theilen, und es war Niemand außer ihr, der so in allem mit mir harmonirte, so ganz mein Ich war, so jeden leisen Wink der Seele verstand, so für jede Herzlichkeit empfänglich war, und jede reichlich wiedergab. Hausleutner scheint mir übrigens unter allen, die ich kennen lernte, am meisten zur Freundschaft geschaffen zu seyn, ob er gleich auf den ersten Blick nichts weniger als [95] offen, zutraulich, herzlich, zuvorkommend und liebeich erscheint. Allein der Grund dieser Zurückhaltung liegt unfehlbar in seiner Bescheidenheit, und mag auch zum Theil von seiner zurückgezogenen Lebensart herrühren. Er ist zwar Professor an der Akademie, und hat in der lateinischen und italienischen Sprache, und in der Erdbeschreibung Unterricht zu geben. Sein Gehalt aber ist nicht mehr als 350. Gulden, ohne die mindesten Nebengefälle. Eine Summe, mit welcher kaum ein Student in dem theuren Stuttgart leben kann, und ein Professor! Doch was müssen sich die Gelehrten nicht alles gefallen lassen! und wie mancher außerordentliche Professor auf Universitäten lebt von der Gnade seiner Zuhörer! Gleichwohl ist das letztere noch immer besser, der Beyfall hängt doch vorzugsweise von seinen Kenntnissen und Lesetalenten ab, und wenn er diese hat, so fehlt es ihm auch ohne Besoldung weder an Brod noch Ehre. Hausleutner scheint seine Zuflucht auch zur Schriftstellerey genommen zu haben; aber vielleicht ist er doch zu sehr Liebhaber des Tüthlichen und der wahren Gelehrsamkeit, um auf diesem Wege etwas erwerben zu können. Sein Schwäbisches Archiv, das alle mögliche Unterstützung verdiente, worinnen man so viel Neues für Literatur, Statistick, Sprache, Geschichte, Erdbeschreibung u. s. w. von unserm Vaterlande fand, hat mit dem 7. Stücke aufgehört,⁸⁷ weil der Herausgeber als Selbstverleger nicht einmal die Druck[96]kosten herausbringen konnte. Es wäre sehr zu wün-

⁸⁶ Wilhelm Mercy (1753—1825), ursprünglich Prämonstratenser in Rot an der Rot, trat Spätjahr 1787 in das Hofpredigerkollegium Karl Eugens ein und wurde später Pfarrer in Gruol (Hohenzollern). (Lebensbeschreibung dieses sympathischen Priesters von dem ihm kongenialen Rudolph Eyth: Erinnerungen an Wilhelm Mercy, Rottweil 1829.)

⁸⁷ Zum „Schwäbischen Archiv“ siehe Paul Gehring, S. 21 f.; 60.

schen, daß er nur den Selbstverlag, nicht aber die Fortsetzung dieses nützlichen Magazins aufgegeben hätte. Denn es liegen ohnehin in Schwaben, besonders in den katholischen Orten und auch in protestantischen Privat- u. öffentlichen Bibliotheken, noch so manche todte Schätze vergraben, für deren Wiederbelebung das Hausleutnerische Archiv bereits angefangen hatte als Vehikel gebraucht zu werden. Aber so gehts, Ritterromane vom niedrigstem Schlag finden mehr Abgang in unsrer luftigen Lesewelt, als sich nützliche und gelehrte Werke je nur Leser versprechen dürfen. Vielleicht gewinnt Hausleutner an seiner Gallerie der Nationen mehr, doch ist auch dieß kein Werk, das sich ums Brod von der Faust weg arbeiten läßt. Ich sagte Ihnen, daß Hausleutner ein gefühlvoller Mann sey, und daß ich ihn zu meinem Freunde wählen würde. Lesen Sie jetzt das schöne Denkmal, das er dem verewigten D. Wizenmann⁸⁸ in dem letzten Stücke des Schwäbischen Archivs gesetzt hat, und Sie werden meiner Meinung Beyfall geben. Für einen Mann, der seinen Freund auch in der Abwesenheit fortliebt und eben so voll Hochachtung u. Wärme von ihm spricht als ob er gegenwärtig wäre, der ihn auch nach dem Tode nicht vergessen kann, nicht gleich in den Armen eines Anderen [97] den Verlorenen wiederfindet, sich nicht scheut seine Meinung vor der Welt zu gestehen, seinen Freund zu ehren, und wenn auch die vorurtheilsreichen Menschen alle gleichgültig vor seinem Grabe vorübergehen, doch allein stehen zu bleiben, und heiße Thränen darauf als das gerechteste Opfer niederzuweinen. — Für einen Mann, der seinem Herzen und der Freundschaft so treu bleibt, hab' ich alle Hochachtung. Ich fand auch an ihm einen Liebhaber der Dichtkunst, und in seiner Bibliothek eine geschmackvolle Sammlung der geistreichsten Deutschen Früchte im Felde der schönen Wissenschaften. Ueberraschend war es mir, unter diesen auch meine Bragur und zwar dasjenige Exemplar zu finden, welches ich dem seeligen Schubart zum Geschenk gemacht hatte. Bey dem Namen der Bragur denk' ich an die unverdienten Lobsprüche und den herzvollen Enthusiasmus, mit welchem er noch kurz vor seinem Tode mein Unternehmen der gelehrten Welt angepriesen, mich öffentlich damit geehrt, und ich ihm dafür ach! nicht einmal mehr danken konnte. Unvergesslich sind mir seine letzten Worte an mich in der Chronik: „Hier, Biedermann Gräter, meine Hand! Auch meine Pulse schlagen in ächtdeutschem Tacte. Fahre fort für die Ehre deines Vaterlands zu arbeiten; sey's auch nur ein duftender Eichenzweig, der um deine Schläfe [98] schattet; es ist doch Lohn;

Denn unvergänglich ist die Eichenkrone,
Die der Edlen Hand von Thuisko's ältesten Eiche pflückt,
Und um die Schläfe des Würdigen windet!“⁸⁹

Ich schäme mich nicht, Ihnen zu bekennen, daß mich diese Anrede zu hellen Thränen rührte, als ich das Blatt der Chronik erhielt, und daß ich fast untröstlich war, als kurz darauf die Nachricht von Schubarts Tode kam, ehe ich ihm noch wieder geschrieben hatte. Es war mir, als müßte ihm mein Geist nachfliegen, um nur die Last eines schuldiggebliebenen Dankes noch von sich abwälzen zu kön-

⁸⁸ Thomas Wizenmann (1759—1787), von Philipp Matthäus Hahn protegirt und mit Friedrich Heinrich Jacobi befreundet, für eine Professur der Logik und Metaphysik an der Universität Duisburg vorgeschlagen, ein reicher, wacher und nicht rasch zu etikettierender Geist (Walter Hagen in: Lebensbilder IX, 1963, S. 105—121).

⁸⁹ Siehe Chronik 1791, II. Halbjahr, S. 525 f.

nen. Ich erinnere mich einiger Strophen, die ich bey seinem Tode niederschrieb, um meinem gepreßten Herzen Luft zu machen. Nur weiß ich sie nicht mehr alle und nicht im Zusammenhang — der Zettel aber, worauf sie standen, ist verloren.

*

Wie? Im Grabe schläfst du schon?
Bist auf ewig, ewig nun für mich verloren?
Und verschlossen sind auf immer deine Ohren?
Hörst und kennst nicht mehr des Freundes Stimm' und Ton?

*

Und vernimmst nicht meinen Klaggesang?
Meine Thränen können dich nicht wecken?
Und es dringt nicht durch die Schollen, die dich decken,
Mein so heißer, ach! zu später Dank? [99]

*

Birg dich nicht, Schmerz, der ihn ehrt!
Schämt euch nicht, ihr Thränen, daß ihr fließet,
O der Mann, um den ihr euch ergießet,
War der Thränen jedes Edlen werth.

*

Gut und treu. u. s. w.

— —
— — —

*

Kalter Erdenhauch war nicht sein Geist;
Immerjung, stets glühender und freyer,
Schien er eine Flamme von der Gottheit Feuer,
Die kein Tod verlodern heißt.

*

Seys, daß

— — — —

Und Teutonia wird sich mit uns vereinen:
Ach! wir haben keinen Schubart mehr!

*

Stets dem Untergange nah,
Doch voll eigner Kraft, von grausen Wettern
Nur umblitzt, nicht aber zu zerschmettern,
Eine trotzge Eiche standst du da! [100]

*

Und wo war ein deutscher Mann wie du?
Wer ließ höher noch der Väter Ruhm ertönen?
Und wem schlug, als Teuto's treuen Söhnen,
Inniger dein Herz und stärker zu?

*

Diese Bruderliebe galt auch mir!
O wie sehnt' ich mich nicht, deinen biedern,
Trauten deutschen Handschlag zu erwiedern,
Und mit Thränen ihn zu lohnen dir!

*

Wie entbrannt' ich nicht, dich selbst zu sehn!
Dich mit Feuerdanke zu umfassen,
Edler Schubart! — Ach! und mein Verlangen
Muß nunmehr zu Grabe gehn!

*

Ja hienieden ist's um ihn gethan!
Gib, o gib mein Gram dem Leben schnelle Flügel,
Daß ich doch jenseits der Todten Hügel^{89 a}
Bald ihn sehen und umarmen kann!

* * *

Dieß alles fiel mir bey der Erblickung des Exemplars von Bragur wieder bey, und erneuerte die alte Wehmut meines Herzens. Hausleutner ehrt auch das Andenken des Verewigten als ein biederer Deutscher, und hat bey der Versteigerung seiner Literatur und Kunstsachen Schubarts Tischorgel an sich gekauft, auf welcher er, wie er mir sagte, [101] nur in Augenblicken tiefer Empfindung und jedesmal mit einer Art von Ehrfurcht spielt. Auch ich nahte mich mit Ehrfurcht derselben, und war begierig, einige von den sanften Tönen zu hören, die der feuevollste und geistreichste Spieler einst so bezaubernd ihr zu entlocken und zu den mannigfaltigsten Harmonien zu verbinden wußte. Hausleutner besitzt außer dieser Orgel noch einen schönen — ich glaube Pfeiferschen — Flügel, und eine auserlesene Sammlung von Musikalien. Uebrigens ist er nur ein Liebhaber der Musik, und sieht seine Instrumente bloß als zärtliche Freunde an, die seine Empfindungen mit ihm theilen oder sie auflösen können, wenn die Seele — um mich des Lieblingsausdruckes des seel. Musäus⁹⁰ zu bedienen — im dumpfen Hinbrüten sie nicht mehr selbst entwickeln kann. Auch die Liebe zur Musik gibt einem Manne in meinen Augen schon wieder ein neues Recht auf Achtung und Freundschaft. Mich dünkt, man könne die Harmonien der Tonkunst nicht leidenschaftlich lieben, nicht fassen, nicht empfinden, ohne selbst Harmonie in der Seele zu haben; und vielleicht finden Sie in der Geschichte, daß die Liebhaber der Musik, wenn sie auch sonst noch so viele Ueberbleibsale der rohen Natur hatten, noch so wenig Herrn über ihre Sinnlichkeit waren, doch immer ein weiches und zur Freundschaft geschaffenes Herz besaßen.

Es ist Zeit, daß ich wieder einlenke. Meine Bemerkungen möchten sonst den Rabnerschen Noten [102] ohne Text⁹¹ zu gleichen anfangen. Ich brauchte auch Ihnen, mein Freund, nicht einmal so viele Gründe zur Empfehlung meiner Vorliebe für Hausleutnern anzuführen, da Sie ihn selbst schon lange, vielleicht auch von dieser Seite, schätzen gelernt haben. Also nur dieß eine noch, eh' ich von ihm weggehe. Er besitzt ein noch ungedrucktes Manuscript aus den hinterlassenen Papieren des seeligen Fulda; System gemeinschaftlicher Urwurzeln aller Sprachen, ungefähr 12. Bogen stark in 4. und enge ge-

^{89 a} Vgl. die variierte Fassung mit dem Titel: „Eines jungen deutschen Sängers zu später Dank an Schubarts Grabe“ in: Zerstreute Blätter I, S. 281—284.

⁹⁰ Johann Karl August Musäus (1735—1787), Verfasser von „Volksmärchen der Deutschen“.

⁹¹ Gottlieb Wilhelm Rabeners Satire: „Hinkmars von Repkow Noten ohne Text“ ist erstmals im 4. Stück des 2. Bandes der „Neuen Beyträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes“, Bremen 1745 (S. 263—306), abgedruckt worden.

schrieben⁹². Unerachtet vieler Bemühung hat er denselben noch keinen Verleger verschaffen können. Es geht ihm damit, wie dem Prof. Schmidt in Ulm mit der ebenfalls zum Druck fertigen Ausgabe des *Ulphila's*,⁹³ die zwar durch den Herrn von Klein^{93a} dem Churfürsten von München zur Unterstützung ist vorgelegt worden, allein wahrscheinl. doch ohne Erfolg. Wenigstens ist mir neuerlich nicht wieder etwas darüber zu Ohren gekommen. Die großen Herrn brauchen jetzt ihre Schätze zum Krieg. Gelehrte könnten ein solches Werk viel eher unterstützen, aber es sind freylich auch unter diesen nur wenige, welche Lust haben, sich so tief in die Untersuchung der Sprachwurzeln einzulassen wie Fulda, oder die an seinem originalen Ideen-Gang u. Verbindung oder an seiner Darstellung Geschmack finden. Dem sey aber wie ihm wolle, man sollte kein Werk von Fulda zu Grunde gehen lassen. Seine Sprach[103]forschungen sind einzig in ihrer Art. Niemand hat noch so viel Bedeutung in dem Klange einzelner Buchstaben zu finden und zu beweisen gesucht als er, und Niemand ist tiefer in die Natur und das Wesen der Wörter eingedrungen. Für den Liebhaber und Nichtkenner sind seine Untersuchungen ungenießbar, er ist ein Professor der Sprache, der lauter Professoren zu Zuhörern verlangt. Auch der Herr Prof. Franz in Stuttgart besitzt noch ein ungedrucktes Manuscript von ihm, welches den Titel führt: *Natürliche Geschichte des menschlichen Geschlechts und der alten Teutschen*, insbesondere zur Erläuterung von *Tacitus Germania*. Ihm geht es aber nicht besser damit, als Hausleutnern mit dem seinigen. Es will sich kein Verleger melden. Mußte ja selbst zu dem entschieden wichtigen Werke, den Germanischen Wurzelwörtern erst Meusel⁹⁴ seinen berühmten Namen hergeben, um dem Werke Verleger und Käufer zu verschaffen.

Um halb 11. Uhr eilte ich endlich wieder in die Arme meiner Freunde, und die gute Amalie war ein wenig ungehalten, daß ich so spät kam. Es that mir leid, und sie vergab mir wieder. Wir setzten uns also abermals in Amaliens Laube, und corrigirten zusammen die Dänischen Idyllen. Als wir so ganz in unsere Arbeit versunken waren, kam der Herr Dr. mit der Nachricht herbeysgeeilt, [104] daß ein Fremder an der Gartenmauer heraufkomme, der mich sprechen wolle. Ich dachte hin und her, wer es seyn möchte, aber es ist am besten in solchen Fällen, gar nichts zu denken. Wirklich schien mir auch die Figur ganz fremde und unbekannt, als er in die Laube hereintrat. — Er machte ein schüchternes Compliment, schien aber doch von mir zu erwarten, als ob ich ihn als einen alten Bekannten sogleich umarmen müßte — Ich war also in Verlegenheit, und sagte: —

⁹² Friedrich Karl Fulda aus Wimpfen (1724—1788), zuletzt Pfarrer in Ensingen (O/A Vaihingen), rühmlich verzeichnet in der Geschichte der Deutschen Philologie (Gräter, Ueber Fulda's Leben ... siehe Bibliographie; J. Dünninger, S. 121).

⁹³ Siehe Bragur III, S. 468; Gräter, Ueber Fulda's Leben ... S. 77—79. Johann Christoph v. Schmidts (siehe Biographie) *Ulphilas*-Ausgabe ist unter dem Namen des Glossators Zahn in Weißenfeld 1805 veröffentlicht worden (Hans Moser).

^{93a} Es ist „mit ziemlicher Sicherheit“ an Anton Edlen von Klein (1748—1810) zu denken, den Herausgeber des Deutschen Provinzialwörterbuchs, in 2 Bänden als 6 und 7 der „Schriften der Churfürstlichen Deutschen Gesellschaft in Mannheim“ 1792 erschienen. „Damit steht jedenfalls die Beziehung zu Karl Theodor, der ja bekanntlich von Mannheim nach München kam, fest. Gesichert ist auch, daß A. v. Klein mit Fulda zusammenarbeitete“ (Hans Moser).

⁹⁴ Johann Georg Meusel (1743—1820), in Erlangen Gräters Lehrer (vgl. Biographie), — Fulda's Teutsches Wurzellexikon, Halle 1776, gr. 4.

ich weiß nicht, hatte ich etwa schon die Ehre Sie irgendwo zu sprechen? — „O ja, erwiderte er, kennen Sie mich nicht?“ — Ich faßte ihn also näher ins Auge, und erkannte wirklich in ihm meinen alten Freund R ö t h e r,⁹⁵ den ich im J. 1786. zu Halle in Sachsen unter tausend Thränen verlassen hatte. Das war nun wieder eine festliche Freude! Wie sonderbar! Röther, den ich nun 7. Jahre nicht gesehen — von dem ich gar nichts mehr gehört hatte, nichts erfahren konnte, muß gerade in Stuttgart sich aufhalten, während ich Amalien besuche, muß mich mit ihr aus der Oper gehen sehn, mich erkennen, erfragen, und wiederfinden. Wie bitter ward uns die Trennung, u. wie wenig sahen wir damals eine Möglichkeit ein, uns je in diesem Leben wiederzusehen. Er war einer meiner ersten Freunde im Auslande, und ein sehr edler, lieber Gefährte in meinem ersten akademischen Leben. [105] Wie sehr freute sich der gute Mann, durch diese Gelegenheit so glücklich gewesen zu seyn, auch die berühmte und edle Amalie von Person kennen zu lernen. Er hält sich schon mit ein paar Herrn De Lessart, aus Pais de Van, die in der Akademie studieren,⁹⁶ seit einem halben Jahre in Stuttgart auf, und hatte Amalien noch nie gesehen. Aber kein Wunder — überall wo wir hinkamen, war Amalie entweder eine ganz neue oder die seltenste Erscheinung, und man wunderte sich nicht wenig, sie, die man sonst nirgends als in ihrer friedlichen Wohnung finden konnte, während meinem Besuche auf einmal in den Comödien, Opern und täglich auf allen Spatziergängen zu sehen. Röther gab uns die Nachricht, daß L a v a t e r mit seiner Tochter nächstens auf seiner Rückreise aus Dänemark in Stuttgart eintreffen, und bey seinem Hauswirthe, dem Herrn Hofrath H a r t m a n n⁹⁷ absteigen werde. Wir baten ihn also, uns gleich von seiner Ankunft zu benachrichtigen. Er versprach, u. mußte eher Wort halten, als wir alle es nur vermuthet hatten. Denn kaum waren wir nach Haus gegangen und hatten uns an den Tisch gesetzt, so klopfte schon ein dienstbarer Geist aus dem Hartmännischen Hause an der Thüre, und meldete: L a v a t e r sey angekommen. Wir — nos poma (P), d. h. Amalie und ich — hatten uns bereits Vormittags bey dem Hofmusikus Herrn E i d e n b e n z⁹⁸ ansagen lassen. Denn — Potz tausend, so vergißt man über der Menge von Gutem, das uns zu gleicher Zeit wiederfuhr, oft etwas, das allein [106] eines Briefes und der dankbarsten Erinnerung werth gewesen wäre. Gleich in den ersten Tagen meines Besuchs — an welchem? unterließ

⁹⁵ Johann Wilhelm Röther (1766—1817), seit 1796 Pfarrer in Aglasterhausen, hat der Romantiker Karl Mayer, der Enkel des Stuttgarter Hof- und Domänenrats Hartmann (siehe Anm. 97), liebevoll als einen „Anbahner manches Schönen“, als Amateurmaler und Volksliedsammler charakterisiert (A. Caroli). Bedauerlicherweise schweigen aber die zeitgenössischen Nachschlagewerke über seine von Gräter so exakt zitierten Schriften. (Siehe auch Bragur III, S. 478—480; Johannes Künzig, Das Volkslied in Baden einst und jetzt, Diss. Heidelberg 1922, S. 20 ff.; Hermann Bausinger in diesem Band, S. 91 f.)

⁹⁶ Die „Schutzbefohlenen“ des Hofmeisters Röther waren „die Stadtstudierenden Heinrich von Lessert (16 Jahre alt) und Ludwig von Lessert (14 Jahre alt), die am 17. Oktober 1792 in die Hohe Carlsschule eintraten. Sie stammten aus Cossonay ‚im Züricher Bündnis‘ (im Waadtland) und waren reformierter Religion. (HStA Stuttgart A 272 Büschel 348)“ (R. Uhland).

⁹⁷ Das Haus des Hof- und Domänenrats und Schriftstellers Johann Georg Hartmann (1731—1811) bildete einen „Mittelpunkt des Stuttgarter Geisteslebens“ (Herbert Meyer in: Lebensbilder II, 1941, S. 200—207). Wohnung siehe Stuttgarter Stadtplan 9.

⁹⁸ Christian Gottlob Eidenbenz (1762—1799), Bratschist, laut Schubart „der beste musikalische Kopf in Stuttgart“ (HKE I, S. 542).

ich anzumerken — überraschte mich Amalie mit der Composition meines Liedes an die Liebe.⁹⁹ Um mir Freude zu machen hatte sie, weil Auberlen in Winterthur zu lange zauderte, gleich bey meiner Ankunft Herrn Eidenbenz den Auftrag gemacht, es sogleich zu setzen. Eines Morgens trat er zu uns herein, und brachte die Composition selbst. Er war voll Ehrerbietung gegen unsere Amalie, deren Schriften seine einzige Lectüre sind, und schien sich hochbeglückt zu schätzen, daß ihn Amalie eines Auftrags gewürdigt hatte. Wir freuten uns beyde wie die Kinder, als er uns das: *Zaubernde Göttin* nach seiner Composition vorsang, und mir kam es vor, als ob ich meine Bilder alle, die ich mir bey dem Niederschreiben dieses Liedes gemacht hatte, wieder mit dieser Melodie zurückkehren sähe. Ich machte es nemlich zu einer Zeit wo ich weder liebte noch geliebt wurde, sondern ganz in den Gegenden einer idealischen Welt mit Herz und Geist mich verloren hatte; und bey einer totalen Nervenschwäche (— denn ich war kaum über den gefährlichen Entscheidungstag eines hitzigen Nervenfiebers hinaus —) die mich nur einzelne feine Züge aus den Wirkungen der Liebe bemerken, oder vielmehr Blümchen sammeln hieß, die unter der Hand [107] verduften. Das Liedchen hat von seiner Entstehung an ungemein vielen Beyfall gefunden, besonders aber bey solchen, die mit den Früchten der griechischen Muse, mit der Kunst des Versbaues und mit den Grenzen der lyrischen Mahlerey bekannt sind. Ehe ich noch von Halle abging, setzte es ein Schlesier, der dort mit mir studierte, Namens *Kranz* in Musik unter der Aufsicht des berühmten Kapellmeisters *Türk*. In Erlangen versuchte mein Freund, der Lector *Meynier*¹⁰⁰ eine französische Uebersetzung, da er aber das Sylbenmaaß hätte aufgeben müssen, so machte er lieber eine neue Composition von dem Originale. Hier wurde es das Morgen- u. Abendlied eines jungen Ehepaars — wozu das Weibchen die Kranzische Melodie auf dem Fortepiano spielte — leider ist der Gatte dieses Weibchens nicht mehr, und auch sie muß nun aufhören zu singen:

Wonnig am Morgen,

Zärtlich am Abend

Wandelt, Huldin, vor dir,

Kränzend mit Blumen das Lockenhaupt,

Jedes dich segnende Paar.

Diejenige Strophe, die den beyden immer am liebsten war, weil sie in einer Verbindung aus Liebe die nemliche Glückseligkeit empfanden. — Eidenbenzens Melodie nahm sich herrlich aus, als er sie uns vorsang; [108] wir beschlossen daher sogleich, sie auch bey ihm spielen zu hören, und der heutige Nachmittag war dazu anberaumt. Um 2. Uhr schon machten wir dießmal unsern Besuch, und bestellten zu Hause, daß die Magd über Hals und Kopf springen sollte, uns Nachricht zu geben, wenn etwa Lavater käme. Eidenbenz wohnt weit von dem Markte weg, einem Thore gegenüber, dessen Namen ich vergessen habe.¹⁰¹ Wir krochen die

⁹⁹ Vgl. auch *Lyrische Gedichte*, S. 3—5; ferner: *Bragur* II, S. 522.

¹⁰⁰ Johann Heinrich Meynier (1764—1825), Lektor der französischen Sprache an der Universität Erlangen, auch Zeichenlehrer am Gymnasium, Verfasser zahlreicher Lehr- und Hilfsbücher, 1789 mit der Pfarrerstochter Cath. Dorothea Wilh. geb. Faber aus Westheim vermählt, war mit Gräter durch Jahrzehnte hin verbunden. Die Tochter Louisa M. erscheint 1805 unter den Patinnen des Töchterleins Gräters (*Goedeke* X², S. 11 f.). (O. Haug; G. Wunder).

¹⁰¹ Siehe *Stuttgarter Stadtplan* 4 und 5: Wohnung des Chr. G. Eidenbenz um 1795 und die seiner Schwiegermutter, Rosina Justina Ziegler, 1800.

Treppe hinauf, und waren bey ihm und seinem Weibe in ihrem Stübchen willkommen. Das ging noch immer an, wenn ich mir gleich die Wohnung eines Hofmusikus besser dachte — allein — ob es wohl die Mühe verlohnte, dem Abspielen einer schönen Melodie auf einem erbärmlichen Hackbrette von Clavier nachzugehen? Viel billiger kann ich wenigstens das Instrument nicht behandeln, welches ich bey Herrn Eidenbenz fand, und welches das Organ seiner Tonkunst und Setzung, das Vehikel seines ganzen häuslichen musikalischen Genusses seyn muß. Es war uns beyden lieb, daß kaum nach einem halbstündigen Aufenthalte schon unsere Magd mit der erwünschten Nachricht angesprengt kam, Lavater sey zu Hause.

Sie werden Wunder glauben, was ich Ihnen von dem Wundermann werde erzählen können; allein es ist nicht viel, und das beste davon, daß [109] dieß wenige auch keine Wunder sind. Ich hatte Lavatern schon im J. 1786. zu Halle in Sachsen gesehen, als er auf seiner berühmten oder verschrieenen Reise nach Bremen, aus welcher der seelige Bahrdt eine Scene vor dem 2ten Quinquennium des Ketzerallmanachs verewigt hat,¹⁰² durch Halle kam. Damals war seine Miene noch ganz so frömmelnd und andächtig, sein Kopf so christumäßig wie ihn Bahrdt abzeichnen ließ, und er ging wie ein Weyhbischof durch die Mauern von Studenten hin, die zum Theile nach seinem Seegen schnappten! Aber wie ganz anders fand ich ihn jetzt! Als wir ins Zimmer traten, saß man schon im Kreise herum — Lavaters Tochter oben am Fenster, neben ihr der Geheime Rath Seckendorf¹⁰³ und an dessen Seite der Hofrath Hartmann — auf der andern unser Herr Doctor, der Baron von Scheeler und der exulirte Mainzer Theaterdichter Schmieder.¹⁰⁴ Ich weiß nicht wie es kam, daß uns Niemand gegenseitig vorstellte, und ich zwar gleich den Herrn mit dem Sterne für eine Excellenz hielt, aber nicht eher als bis er fort war, erfuhr, daß ich das Glück hatte, den ehrwürdigen und berühmten Seckendorf zu sprechen. Mich interessierte vor allen Lavaters Tochter, ob ich gleich in ihr keine Schönheit, ja nicht einmal vielsprechenden [110] Reiz in ihren Gesichtszügen fand. Sie ist ein hübsches Mädchen, wie die Sachsen zu sagen pflegen, (zur Schönheit aber gehört gar viel, setzen sie bey jedem hübsch hinzu) hat ein lebhaftes Auge und einen wollüstigen Bau. An Geist und Verstand fehlt es ihr nicht, und, wie natürlich von einem so gereis'ten Frauenzimmer, auch nicht an Welt. Wenn ich nicht irre, gab man ihr Alter auf 21. Jahre an. Da sie unmittelbar von Kopenhagen kam, so hatte ich Stoff genug, mich mit ihr zu unterhalten, und nahm daher neben ihr Platz. Ich erfuhr, daß, der

¹⁰² Das 2. Quinquennium ist 1787 in Gibeon (= Berlin) erschienen; siehe dort S. 111 bis 118. Carl Friedrich Bahrdt (1741—1792), radikaler Rationalist, galt als der „Theristes der Aufklärung“ (vgl. Biographie).

¹⁰³ So nahe auch die Vermutung liegt, daß hier Carl August Gottfried v. Seckendorf(f) (1747—1823), der Schwager Franziskas von Hohenheim, gemeint sei, so spricht doch noch mehr dafür, daß Gräter dem mindestens 1799 in Stuttgart wohnhaften späteren Staatsminister und in den Grafenstand erhobenen Johann Carl Christoph Friedrich v. S. (1747—1814 [1819?]) begegnet ist. Beide Edelmänner sind schwer auseinanderzuhalten, da sie Geburtsjahr, Titel und Gesinnung miteinander teilen (G. Lenckner; G. Schäfer; R. Uhland; G. Wunder; H. Ziegler).

¹⁰⁴ J. G. Schmieder (1763 [?]—1815), Dr. iur. und ehemaliger Offizier, auch Herausgeber von Bühnenzeitschriften (siehe Hans Hainebach, Studien zum literarischen Leben der Aufklärungszeit in Mainz, Diss. Gießen 1934, S. 113—115).

dänische Wieland, (so Gott will), Herr Baggesen¹⁰⁵ abermals eine Gesundheitsreise antreten und nach — England oder Deutschland reisen werde, auch ließ ich mir des Dr. Münters Tochter, die würdige Dichterin Bruun¹⁰⁶ beschreiben, von welcher Lavaters Empfehlungen an unsere Amalie mitbrachten, erkundigte mich um Weg' und Stege von Deutschland nach Dänemark, und nach manchem anderem, das mir zufälliger Weise einfiel, am ersten und liebsten aber nach meinen Dänischen Freunden in Kopenhagen. Unterdessen kam auch Lavater, der noch wo zu Besuche war, und alles stand auf, um ihn zu empfangen. Ohne die mindesten Zeremonien oder Steifheit oder affectirten Frommsinn ging Lavater ganz Natur und Herzlichkeit auf uns zu, umarmte und küßte zuerst Ama[111]lien, dann mich, den er wahrscheinlich für ihren Gatten hielt, und wir setzten uns alle wieder froh u. munter zusammen; Lavater nahm neben Amalien Platz, und ich meinen alten wieder neben seiner Tochter. „Sie sind mir die Antwort auf meinen letzten Brief schuldig geblieben, Herr Pfarrer?“ fing Amalie an — Ja, liebe Frau Doctorin, erwiderte Lavater, das müssen Sie mir schon vergeben, ich habe in meiner Correspondenz einen allgemeinen Bankerott gemacht.“ Dieser witzige Einfall gefiel mir — Amalie hatte viel zu fragen, und ich ließ mich daher mit Seckendorf ins Gespräch ein — Lavater eilte, indem er sogleich von uns nach Eßlingen abfahren wollte zu dem Herrn von Palm¹⁰⁷ — ich fragte ihn nach mehreren Gelehrten in Kopenhagen die ich kenne, und ich freute mich, daß er auch meinen großen Gönner, den Herrn von Suhm persönlich kennen lernen, und ihn als einen edlen Mann gefunden hat. Die ganze Unterhaltung war übrigens recht eigentlich gemein und höchstunbedeutend, aber bey alle dem doch so, daß es nicht herauskam als ob es uns an Stoff oder Geist fehlte, sondern vielmehr, als ob wir so alte Vertraute wären, daß wir uns nichts mehr als von bösem und gutem Weg, von schönem u. schlimmem Wetter zu [112] sagen hätten. Ein paar Züge von Stolz und Eitelkeit bemerkte ich freylich auch, aber welcher Mensch, den man so vergötterte wie L. — würde jederzeit Meister seiner Eigenliebe bleiben können. Uebrigens macht mir Lavaters Benehmen gegen mich, wenn es anders aus seiner Physiognomick floß und diese unfehlbar ist, keine Ehre. Denn so viel ihm auch Amalie zu Gehör redete, wer und was ich sey, und mit welchen Männern in Kopenhagen ich in Bekanntschaft stehe, und was ich alles geschrieben hätte, u.s.w. u.s.w. (denn wenn sie meinen Panegyrikus anfang, strömten die Worte zu) — und so freundschaftlich und ehrerbietig ich mich schon mit ihm unterhalten und Interesse für seine Reise genommen hatte, die ich mit Hülfe eines dei ex machina auch

¹⁰⁵ Jens Baggesen (1764—1826), dänischer und deutscher Dichter, Gatte einer Enkelin Albrecht v. Hallers, hat sich lebhaft am deutschen Geistesleben beteiligt und insbesondere Schiller aus mißlicher Lage herausgeholfen (siehe Anni Carlsson, Baggesens Reise durch Deutschland, Frankreich und die Schweiz, in: Neue Zürcher Zeitung, Fernausg. Nr. 298, Bl. 18. 30. 10. 1965; W. Friese in diesem Band).

¹⁰⁶ Balthasar Münter (1735—1793), gefeierter Prediger und Liederdichter, 1765 an die deutsche St. Petri-Gemeinde in Kopenhagen berufen. Seine Tochter: Friedrike Brun geb. Münter (1765—1835), Reiseschriftstellerin und von Matthison entscheidend beeinflusste Dichterin (E. E. Koch, Geschichte des Kirchenlieds ... 6³, 1869, S. 348—357, und Deutsche Dichtung im 18. Jahrhundert, hrsg. von Adalbert Elschenbroich, Darmstadt 1960, S. 712).

¹⁰⁷ Enge Fühlung mit Lavater hatte in Eßlingen vorzüglich Karoline Auguste Christiane Freiin v. Palm („Stella“) (1747—1800), die Tochter des 1791 † Johann Baptist Jacob Joseph v. Palm, Oberforstmeisters und Landoberjägermeisters der gefürsteten Grafschaft Mömpelgard. (O. Borst, der über die Verbindungen der Eßlinger Patrizierschaft auch zu Zürich in Bälde ausführlicher handeln wird.)

noch zu machen gedächte — so wenig Interesse nahm er an mir, und gab mir auf das Compliment, daß ich gewünscht hätte, mit ihm die Reise machen zu können, eine ziemlich trockene Antwort, die weder meiner Höflichkeit noch meinem Gefühl entsprach. Beym Abschiede küßte er wieder alle nach der Reihe, zeichnete geschwind, ohne daß wir es merkten, an die Wand — ☉. 4. VIII. 93. L. — empfahl sich, und weg war er.

Wie gesagt, Lavater gefiel mir dießmal bey weitem besser als in Halle — er war froh und munter, sah frisch und heiter aus, wie die Gesundheit selbst, war ohne Zwang, schlug die Beine übereinander, [113] und schien an unserm Zirkel Behagen zu finden, wenn nicht tausend Besorgungen ihm den Kopf eingenommen und nichts recht genießen lassen wollten. Er trug wie sonst seinen braunen Rock mit schwarzer Weste und einem Sammetmützchen auf dem Kopfe. Amalie aber machte eine Bemerkung über ihn, die ohne Zweifel sehr treffend ist, die ich aber nicht nachsagen darf. Der Mensch verleugnet sich auch in dem Religiösen nicht, das versteht sich!

Von der Absicht und dem Zweck seiner Reise nach Dännemark weiß man nichts Gewisses. Man raunte sich manches zu, das Wahrscheinlichste unter allem aber soll dieß seyn. Der König habe Gewissenskrupel bekommen, und da alle Hofprediger und andere berühmte Geistliche in Dännemark sein Zutrauen nicht hätten erringen können, so habe ihm der Minister von Bernstorff¹⁰⁸ endlich den Gottesmann Lavater vorgeschlagen, und der König diesen Vorschlag mit Freuden angenommen. Lavater wohnte auch während seines Aufenthaltes in Kopenhagen bey dem Grafen von Bernstorff. Das sagten Er u. seine Tochter selbst.

Herr von Scheeler und der Theaterdichter Schmieder waren noch da geblieben; jenes Unterhaltung aber war zu fade, und dieses seine vollends unausstehlich. Ich habe noch keinen größeren Windbeutel kennen lernen, als gedachten Herrn Schmieder, auch keinen fertigeren. [114] Er log uns ohne im mindesten anzustoßen und mit der geläufigsten Zunge eine Menge Geschichten von sich, von Mainz, vom Theater, von seinen Unternehmungen und Gott weiß was von allem vor. Kurz, Amalie und ich konnten es nicht länger aushalten, beurlaubten uns also, und machten noch um 6. Uhr einen Spaziergang in die Allee, von dem wir erst in der Dämmerung wieder zurückkamen, nachdem wir uns recht herzlich ergossen, und Amalie mich mit einem intricaten Theil ihrer Lebensgeschichte bekannt gemacht hatte. Wir speis'ten auf meinem Zimmer, das heißt, in dem Hinterstübchen, wohin ich einige Tage nach meiner Ankunft aus der Bibliothek des Herrn Drs gezogen war. Amalie und ihr Gatte gingen bald zu Bette, und ich unterhielt mich noch über unsere theuren Freunde mit der edlen, und so ganz für sie enthusiastischen Christiane. Amalie aber konnte nicht schlafen, und kam auch noch. Am Ende hätte ich auch den Herrn Dr. veranlaßt wieder aufzustehen und an unserer Unterhaltung Theil zu nehmen. Ich wünschte daher Amalien und ihrer Christiane eine gute Ruhe, und legte mich auch endlich zu Bette. [115]

Vom 6. August

hab' ich abermals so manches zu bemerken. Vertraulich saßen wir wie gewöhnlich in den ersten Stunden des Morgens beysammen, und genossen der Freund-

¹⁰⁸ Andreas Peter Graf von Bernstorff (1735—1797) hat wohl auch aus ganz persönlichem Interesse die Einladung Lavaters betrieben (siehe Leo Weisz, Lavater in Bremen, Kopenhagen und Hamburg, in: Neue Zürcher Zeitung, Fernaussgabe Nr. 18, Bl. 21, 20. I. 1962).

schaft und der Mittheilung unserer innigsten Gefühle, bis wir aus unsern Träumen durch den Besuch meines Arztes wieder herausgerissen wurden, der mit Freund E. und mir ein freundschaftliches P[f]eifchen jedesmal zu rauchen pflegte. Als dieser fort war, kam Herr Eidenbenz, und — soll' ich Ihnen die drollige Prellerey dieses lieben Musensohnes erzählen? Sie hat uns nachmals viel zu lachen gemacht. Gestern zwang er mir mit der höflichsten Zudringlichkeit einige Stücke des Musikalischen Potpourri's, welches er vor einigen Jahren in Gesellschaft Abeille's,¹⁰⁹ Zumsteeg's¹¹⁰ und Schwegler's¹¹¹ herausgab, zum Geschenke an, und heute zuckt er die Achseln, und bittet mich, ihm den halben Subscriptionspreis dafür [zu] bezahlen. So komme ich um 1. Convthler¹¹² ohne zu wissen wie. Die Kunst geht oft nach Brod, aber dießmal ging sie dem Weine nach. Herr Eidenb. trug die Subscription sogleich zu Lastin hinunter, und als wir Nachmittags ausgingen, stand er besoffen vor der Haushüre, und hatte Mühe, uns zu erkennen. [116] Es ist Schade für den Mann. Als ich ihn zum erstenmale sah, hielt ich ihn für einen von den ordentlichsten und ehrenfeinsten. Aber Gelegenheit und Beyspiel! Seine Compositionen zeugen von einer durch Geschmack geleiteten Empfindung und großer Kunst. Ich schlug ihm vor, einige alte Minnelieder für Bragur zu componiren, er nahm es an, und ich erwarte viel von ihm.

Wo ich nicht irre, war es diesen Morgen, daß eine Kammerfrau der Herzogin zu Amalien kam, und sich im Namen derselben erkundigte, wie lang ich noch hier bleiben werde. Ich war überrascht, als mir Amalie davon Nachricht gab, und hinzusetzte, ich werde jetzt ohne Zweifel nach Hof eingeladen werden. Wem werde ich diese Ehre zu danken haben? Wem anders als i h r ? — Liebe Amalie!

Das Vorhaben, diesen Nachmittag das Schloß zu besehen, und die nächsten Tage auf die Solitüde zu fahren, und einen zweyten Nachmittag zu einer Fahrt nach Ludwigsburg zu verwenden, wo ein Geschwisterkind von mir als Forstsekretär^{112a} steht, mußte also vor der Hand aufgegeben werden.

Metzger n, die ich Ihnen oben geschildert habe, kam auch noch, ich entzog mich aber glücklich ihrer mir widrigen Unterhaltung, da ich eben Briefe von meinem Vater und Koch in Berlin erhielt, und auch einen an Rüdiger^{112b} in Halle zu schreiben hatte. [117] Gleich nach Tische machten Ehrmann und ich einen Besuch bey dem Herrn Prof. Franz. Er ist ein artiger Mann im Umgang, aber nicht offen, und hat auch Etwas im Auge, das nicht eben Mißtrauen erweckt aber

¹⁰⁹ Johann Christian Ludwig Abeille aus Bayreuth (1761—1838), aus der Akademie hervorgegangen, 1786 Musikmeister an der Hohen Carlsschule, „Lieder-, Singspiel- und Klavierkomponist“ (Kurt Haering in: Lebensbilder I, 1940, S. 1—7; R. Uhland, S. 172).

¹¹⁰ Johann Rudolf Zumsteeg (1760—1802), der „Mozart Württembergs“ (Friedrich Haug), zum engeren Freundeskreis Schillers gehörig, nimmt in der Geschichte der Akademie und des Stuttgarter Musiklebens einen besonders ehrenvollen Platz ein (Kurt Haering in: Lebensbilder II, 1941, S. 545—555).

¹¹¹ David Schwegler (1759—1827), Oboist, Komponist (HKE I, S. 543).

¹¹² 1 Konventionstaler = 2 fl 24 xr (siehe Die Archivpflege in den Kreisen und Gemeinden, Stuttgart 1952, als Manuskript gedruckt, S. 90).

^{112a} Vielleicht Georg K. Friedr. Nipp, später Forstmeister in Vellberg, ein Vetter 2. Grades (G. Wunder).

^{112b} Johann Christian Christoph Rüdiger (1751—1822), königl.-preußischer Kammer- und Haalsekretär in Halle a. d. Saale, seit 1791 Professor dort, hat kameralwissenschaftliche und linguistische Schriften veröffentlicht. Für den von ihm herausgegebenen „Zuwachs zur teutschen, fremden und allgemeinen Sprachkunde“ hat Gräter (im 5. Stück 1793) einen Beitrag zur hällischen „Dialectologie“ geschrieben, den er in IDUNNA und HERMODE 1814, Nr. 23—26 erweitert hat.

doch auch kein Zutrauen. Seine Schriften, die Erdbeschreibung und Geschichte zum Gegenstande haben, kenne ich nur vom Ansehen, und bin also nicht im Stande, ihn von dieser Seite zu beurtheilen. Unsere Unterhaltung war bloß gelehrt, doch nichts weniger als tief gehend. Seine Frau verspricht nach Aeüßerm, Anrede und Allem, was ich von ihr hörte, nichts Interessantes und nichts Gutes, sondern scheint eine von denen zu seyn, die man in Gesellschaften um des Mannes willen duldet und erträgt, sonst aber lieber recht weit entfernt von dem halben weiblichen Jupiter mit der Zunge und seinen Blitzen ist. Dieses Hauskreuz mag auch den braven Mann verstimmt, und ihm ein so wenig herzliches Ansehen gegeben haben. Gewöhnlich werden solche Männer von den meisten und von Allen, außer vielleicht einem einzigen vertrauten Freunde, verkannt. Man schreibt gern die Zurückhaltung der Gedanken und Gefühle auf Rechnung eines schlechten Gewissens, allein man wird dadurch hundertmal ungerecht! [118] Angenehm überraschte mich Herr Franz noch durch Herbeybringung des Manuscriptes von Fulda, davon ich schon oben bey Gelegenheit den Titel angeführt habe. Vielleicht nehme ich diese Arbeit, wenn sich durchaus kein Verleger finden will, in Bragur auf. Auch ein Andenken hab' ich von Franz mitgenommen, das in dem Geschenke der längst von mir gesuchten Reise von Boswell¹¹³ bestand.

Als gehorsame Freunde waren wir Schlag 3. Uhr wieder bey Amalien, die nicht viele Geduld zum Warten hat. Ehrmann eilte aber auch selbst, denn der 9te Band von sr. Geschichte der Reisen mußte dieser Tage vollendet zum Druck abgehen. Amalie war schon spazierfertig, und nachdem wir uns gegenseitig expektorirt hatten, schlich das zusammengewöhnte Paar — daß mir doch keine Stelle aus einem Dichter beyfällt! — abermals davon, die Stadt durch, um die Mauern herum, und zu einem Thor herein, dessen Titel und Namen ich nun glücklich vergessen habe. Kurz, an diesem Thore wohnt die Gräfin von Wittgenstein, (eigentlich zwar der Graf auch, allein man pflegt man¹¹⁴ nur immer den Herrn vom Hause zu nennen!) und dieser wollten wir heute einen Gegenbesuch geben. Die Gräfin ist eine Frau ohne alle Umstände, und Amalie, die niemals schmeichelt, noch weniger kriechen [119] kann, und die Natur selbst ist, gewöhnt auch alles nach sich. Es versteht sich also, daß wir sehr willkommen waren, und wo nicht die kurzweiligste Unterhaltung, doch gewiß keinen Zwang zu befürchten hatten. Sie bewohnt das erste Stockwerk unter dem Dache, welches freylich nach holländischer Art gebaut ist. Die Zimmer laufen alle unter demselben fort. Beym Eintritt frappirt die schiefe Vorderseite, aber wenn man sich einmal gefunden hat, so macht diese Ungestalt gleichwohl eine gute Wirkung, und wird wenigstens wegen der Neuheit anziehend. Wir trafen ihre drey Comtessen, alias Töchter, dann die Gräfin Schablyzky,¹¹⁵ die Mlle. Beck und ihren Hauslehrer, Herrn Herrmann bey ihr an. Die Gräfin hat ein völlig sanguinisches Tem-

¹¹³ James Boswell (1740—1795), schottischer Biograph und Reiseschriftsteller. Bei dem Andenken dürfte es sich wohl um das „Journal of a Tour to the Hebrides“ (1785) handeln, das schon 1786 in einer deutschen Ausgabe vorlag (siehe Gero v. Wilpert, Lexikon der Weltliteratur, S. 191 f.).

¹¹⁴ Das zweite „man“ zu streichen.

¹¹⁵ Wahrscheinlich Friederika Wilhelmina Karolina Gräfin von Czab(e)litzky (1746 bis 1813), eine Tochter des Johannes Carl Grafen v. Cz., der württ. Kammerherr und Hauptmann, später Generalfeldmarschall-Lieutenant, Capitain de la Garde Noble, Commandeur de l'ordre militaire de St. Charles und Chevalier du Grand Ordre de Wurtemberg war. Unter den Taufzeugen des Kindes befand sich auch Karl Eugen (H. Ziegler).

perament, und daraus läßt sich alles herleiten, was etwa an ihr dem Dritten auffallen mag. Schon damit wär' es ihr halb zu vergeben, daß sie nicht das getreueste Eheweib ist. Wenn man aber noch dabey bedenkt, daß sie eine der schönsten Damen war und bey ihrem aufgeweckten Kopfe den stupidesten Mann zum Gatten erhielt, so läßt sich in ihrer Lage manche Ausschweifung vielleicht noch entschuldigen. Sie ist jetzt in den Vierzigen, ihr Gesicht aber zeigt noch die deutlichsten Spuren ehemaliger Schönheit. Weniger konnte ich mich ihrer neue[120]sten Wahl vereinigen, die auf einen widerwärtigen Menschen, den gedachten Hauslehrer verfallen ist. Gleichwohl hat sich dieser so fest in ihre Gunst gesetzt, daß ihn ein anderer eben so wenig wird vertreiben können als mögen. Er ist daher der eigentliche Herr vom Hause, und misbraucht die ihm zugestandene Herrschaft so sehr, daß sich Mann und Töchter und Erzieherin und alles über ihn beschwert, das die Gnade hat, Augenzeuge von seiner usurpirten Gewalt zu seyn. Jüngst im Garten war es schon eine der ersten Angelegenheiten der Gräfin, mir bekannt zu machen, was Herr Herrmann für ein hochgelehrter und geschickter junger Mann sey, wie viele Sprachen er verstehe, daß er Gedichte mache, das Clavier vortreflich spiele, und in der Kantischen Philosophie eingeweyhet sey. Ganz kann ich ihr nicht Unrecht geben. Er besitzt wirklich viele Kenntnisse, ist nicht ohne geläuterten Geschmack, und spielt das Clavier mit Fertigkeit und Ausdruck. Nur verderbt er es mit Allen, die nicht so partheyisch für ihn sind wie die Gräfin, dadurch, daß er gleich bey der ersten Unterhaltung über alles mit einer Entscheidung abspricht und eine Kennermiene affektirt, die hinlänglich zeigt, daß er wenigstens noch zehnmal mehr sich zu wissen einbildet als er wirklich weiß. Und diese Anmaaßung macht ihn verhaßt. Auch heute gab er sich eben diese Miene. Ich ließ sie ihm, suchte ihn aber dadurch auf seine Eigenliebe aufmerksam zu machen, daß ich mir über die kleinsten Kleinig[121]keiten seine Belehrung ausbat, die er mir nie versagte, aber wohl am Ende das Unschickliche davon fühlen mußte. Die Gräfin aber drehte und kehrte so lang unser Gespräch herum, bis wir endlich auf Schillers Thalia kamen. In einem der dießjährigen Stücke nemlich befindet sich ein Gedicht von ihrem Schooßjünger an die Griechische Tonkunst,¹¹⁶ wo ich nicht irre. Sie bat mich, mein Urtheil über dieß Stück zu sagen. Ich las es, als ich aber den Buchstaben H. unterschrieben erblickte, so schwieg ich — Ich sollt' es vorlesen, wollte die Gräfin. Allein ich versicherte, ein sehr schlechter Declamator zu seyn, und gab es Herrn Herrmann, der dann mit großem Vergnügen das abgelehnte Amt eines Vorlesers seines höchstgeigenen Werkes übernahm. Es sind schöne Phrasen, alles nach dem neuesten Musenallmanach — und Journal-Geschmacke, aber Feuer der Bildung und Empfindung ist so wenig darin als Originalität lyrischer Anlage. Ich lobte also den Geschmack des Verfassers, und zog mich damit aus der Schlinge. Es hat jüngst ein Recensent in der A. L. Z. sehr treffend sich über „den Irrthum mittelmäßiger Köpfe erklärt, die lebhaftes Gefühl für die Meisterwerke des poetischen Genies mit dem Genie selbst, und die durch fremde Glut erregte Wärme für Begeisterung und Beruf zum Dichten halten.“ Nach dem kam die Kantische Philosophie aufs Tapet bey Gelegenheit einer Erwähnung Lavaters, [122] der heute mit seiner Tochter nach Hohenheim eingeladen war. Hermann ist ein mächtiger Gegner derselben, weil er aber sah und hörte, wie ich dafür eingenommen bin, und daß ich

¹¹⁶ Neue Thalia, 3. Bd. 1793. 1. Heft, S. 47—50 (M. Bihlmaier).

selbst darüber Vorlesungen hielt,¹¹⁷ so zog er sich zurück, und that als ob er eben angefangen habe, sich ganz in diese Philosophie zu vertiefen. Amalie läßt sich in solchen Fällen gar nicht ein. Ich bewunderte in allen Gesellschaften die Bescheidenheit, mit welcher sie sich im Urtheilen über Dinge, die nicht für den weiblichen Richterstuhl gehören, zurückhielt. Dieß ist auch der Grund, warum ich so wenig von ihren Meinungen über dergleichen Gegenstände in meiner ganzen bisherigen Beschreibung sagte, und Ihnen auf die gewiß öfters bey Ihnen aufsteigende Frage: was sagte aber Amalie dazu? die Antwort schuldig blieb. Auch heute entschlug sie sich fast aller Theilnahme an unserem Gespräche, und unterhielt sich theils allein mit der Gräfin Schablyzky, die unter die Opfer des Adelstolzes und der Verführung gehört, theils war sie eine Zeit lang in dem Zimmer der Mlle. Bek, bey der ein fremdes Frauenzimmer die berühmte Amalie zu sehen wünschte. Von der Kantischen Philosophie und einem kühnen Streit über Unsterblichkeit der Seele u. Präexistenz kamen wir auf die Musik. Vorerst mußte sich Herrmann zeigen. Mein Urtheil über sein Zeigen hab' ich schon gesagt. Dann spielte und sang die älteste Comtesse, ein Mädchen von 15—16. Jahren, [123] ein Stück von Mozart. Welches? ist mir nicht mehr erinnerlich. Sowohl ihr Spiel als ihr Gesang erregte durch seine Leichtigkeit, Reinheit und Feinheit meine Bewunderung. Aber zum Ausdrucke fehlt ihr noch Bildung des Gefühls und Tiefe der Empfindung. Auch ihre Zeichnungen muß' ich sehen. Sie verdienen, in Betracht der Jugend ihrer Urheberinnen, allen Beyfall. Endlich kam Amalie auch wieder in unsere Reihen mit der Mlle. Bek.¹¹⁸ Ich habe Ihnen noch nichts über die letztere gesagt, und doch hat sie mir sehr wohl gefallen. Sie ist ein gutes, natürliches Geschöpf mit einem schlichten Verstande und vieler Herzlichkeit. Daher kam es, daß ich auch gleich in den ersten Augenblicken ganz bekannt mit ihr war, und sie mit mir. Als Erzieherinn der jungen Gräfinnen könnte sie manches wirken, wirkt ohne Zweifel auch viel, so lang die Hermannische Günstlingschaft nicht die Oberhand führt. Man sieht es ihr nicht an, daß sie in der kath. Relig. aufgewachsen und eine Bürgerin von Würzburg ist. Amalien sieht sie als ihre Rathgeberin und Freundin an, ist dabey auch eine fleißige Leserin ihrer Monatsschrift. Ein Mädchen übrigens — durch hinhaltende Liebesversprechungen schon 30. geworden, nicht abgeblüht, aber doch bald daran. Von ihrer edlen Offenherzigkeit hat sie in meinem Stammbuche eine Probe abgelegt. „Einige der glücklichsten Stunden meines Lebens (schrieb sie hinein) verlebte ich mit Grätern [124] im Arme der Freundschaft.“ Die Gräfin führte uns zum Beschluß noch durch alle Zimmer, dann eilten wir davon, und benützten die Stunde vor dem Abendtische noch zu einem kleinen Spaziergang auf der Allee und in die Weinsteige, wobey uns wieder die Herzen überflossen. Im Heimweg begegnete uns vor dem Thore ein junger Herr v. Bühler, woran ich noch wegen der Art denke, mit der ihm Amalie meine Wenigkeit präsentierte. Nach dem Abendtische machte ich einen Versuch, Amalien zu silhouettiren, der eben nicht ganz schlimm ausgefallen ist.

Am 6. August, Dienstags,¹¹⁹

standen wir sehr früh auf, der Arzt hatte mir befohlen, auch Morgens einen Spaziergang zu machen, und Freund E. entschloß sich heute mein Gefährte zu

¹¹⁷ Vgl. Biographie, S. 16.

¹¹⁸ Nähere Lebensumstände waren nicht zu ermitteln.

¹¹⁹ Offenbar stimmt hier die Zeitfolge nicht ganz, da vom 6. August schon auf S. 115 die Rede ist.

seyn. Es gab was zu lachen. Ich hatte meinen Ueberrock im Garten gelassen, und mußte also einen von Ehrmann entlehnen, der mir so lang und weit war, daß Amalie alle Kunst anzuwenden hatte mir gleich wohl darinnen eine menschliche Gestalt zu geben. Endlich ging die Reise an, ich schleppte aber schwer, denn es war sein Winter-Ueberrock, und ich fühlte die brennenden Sommerstrahlen der Sonne doppelt. Wir gingen zum Canstätter Thor hinaus auf der Landstrasse fort gegen das Andreas-Bad¹²⁰ zu, und rechneten einstweilen aus, wie hoch mit Expresspost [125] die Hin- u. Rückreise von Stuttgart nach Schw. Hall zu stehen kommen möge. Da ich nichts weniger als die Hitze ertragen kann, so bestand ich mich bey diesem Spatziergange nicht zum Besten, und kehrte bald wieder in Amaliens Arme zurück. Ich hatte mich kaum ausgekleidet, so kam Prof. Hausleutner auf einen Sprung, ehe die Collegienstunde schlug, um uns auf diesen Nachmittag sämtlich zu sich einzuladen, welches wir denn mit großem Vergnügen acceptirten. Ich habe nicht leicht einen Nachmittag vergnügter zugebracht als diesen. Wir waren Anfangs etliche Stunden allein. Hausleutner spielte uns zuerst einige Lieblingsstücke aus dem Musikalischen Potpourri auf seinem Flügel; Gottes Edelknaben von Abeille, und das gefühlvolle Lied: Was ists, das so mit allen meinen Kräften An dich allein vermochte mich zu heften u. s. w. von Zumsteeg componiert. Darauf brachte ich einen literarischen Spaß aufs Tapet, der uns nicht wenig vergnügte. Ich nahm ein Folioblatt, schrieb darauf den Anfang einer lustigen Periode, und sagte Amalien nichts davon als das letzte Wort, brach dann das Papier um, und sie mußte fortfahren; als sie genug geschrieben hatte, machte sie es ebenso, dann kam Ehrmann, dann Hausleutner, dann ich wieder, und so ferner. Es paßte alles so drollig aufeinander, daß wir uns halb zu Tode lachten, als ich nun das Protocoll [126] ablas. Dadurch geriethen wir gleich in eine frohe Stimmung, und fanden in allen Kleinigkeiten Stoff zum Vergnügen und zu kurzweiligen Scherzen. Demunerachtet verdarb uns das lange vergebliche Warten auf die übrigen Gäste wieder das Spiel in etwas. Es war schon 5. Uhr, und weder Petersen, noch Conz, noch Ortlieb, noch unsere liebe Christiane da. Die letztere kam endlich zuerst, und der Herr Dr., der des Wartens müde war, und an dem Kommen der übrigen schon verzweifelte, empfahl sich, um den Garten aufzuschließen, wohin er uns, wenn nach 6. Uhr noch Niemand daseyn sollte, beschied. Hausleutner unterhielt uns indessen mit Musik, ich bat ihn um einige Tänzchen, fing den Reihen mit Christianen an, die heute sehr vorthellhaft erschien — nichts umsonst, versteht sich — und hatte denn auch die Freude, meine liebe Amalie, die wer weiß wie viele Jahre aus hundert Ursachen der Muse Terpsichore den Abschied gegeben hatte, zu einem kleinen Walzer zu verführen, aber wir hatten kaum einen Reihen gemacht; so sank sie mir ohnmächtig in die Arme. Es ist also recht gut, daß sie eine natürliche Abneigung vor dem Tanzen hat; sie möchte uns sonst wohl zu frühe entrissen werden. Mit 6. Uhr erschien denn einer nach dem andern, erst Herr Hofmeister Ortlieb,^{120 a} ein geborener Franzose, ein Schüler Pfeffels, der in Sprachen und [127] Wissen-

¹²⁰ Das *Andrae-* (nicht *Andreas-*) Bad, nach dem Kaufmann Eberhard Friedrich Andrae benannt, der 1724 auf dem Platz des einstigen Hirschbads „beim Wasserturm im Stöckach“ eine Badeanstalt samt Gasthof einrichtete, „war in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein beliebter Ausflugsort der Stuttgarter“ (Gustav Wais, *Alt-Stuttgart*, Stuttgart 1954, S. 74 f.) (H. Dölker).

^{120 a} Die spärlichen Angaben reichen zur genaueren Personenbeschreibung nicht aus.

schaften nicht wenig bewandert ist; dann Herr Repetent Conz,¹²¹ derzeitiger Akademieprediger, und zuletzt der sehnlichsterwartete Professor Petersen. Der Ton stimmte sich nun von dem vertrauten in den freundschaftlichen um, verlor aber dadurch nichts von seiner Herzlichkeit. Conzen sah ich heute zum erstenmale. Bekannt war er mir dem Namen nach und aus seinen Gedichten schon seit meiner ersten Jugend. Auch der jetzige Herr Pfarrer Schwend¹²² in Lauterburg hatte mir in Halle viel Interessantes zu seinem Vortheil erzählt. Ich war lange begierig auf seine Bekanntschaft, und sehr erfreut, daß ich sie heute endlich zu machen Gelegenheit erhielt. Im körperlichen Umriße hat er viel Aehnliches mit Hufnagel.¹²³ Ich gestehe, daß dergleichen Umstände mich sinnlichen Menschen zuweilen Anfangs irre machen. Ich näherte mich ihm mit einer Art von Mistrauen, welches noch dadurch vermehrt wurde, daß ich wußte, in ihm einen Freund von Amaliens sauberem Gegner, dem berüchtigten Zahn, zu sehen. Allein dieß alles wurde bald durch seinen männlichen biedern Ton und den Antheil besiegt, den er an mir und meiner antiquarischen Unternehmung nahm. Kurz, ich fand in ihm einen neuen und gelehrten Beyträger und Mitarbeiter der Bragur, und habe bereits, indem ich dieß schreibe, aus Vaihingen (einem Landstädtchen, 4. Stdn [128] von Stuttgart, wo er jetzt Diaconus geworden ist) von demselben einen sehr freundschaftlichen Brief und eine Einladung zu dem Magazin der alten klassischen Literatur¹²⁴ erhalten, an welchem die Matador's der deutschen schönen Welt, Schiller, Voß, Wieland u.s.w. den meisten Antheil haben werden. Petersen kam am allerspätsten. Es ist ewig Schade, daß dieser treffliche Mann etwas zu viel Phlegma und mehr Hang zum Zeit-vertreiben als Zeit-benützen hat. So viel ich mir Belehrung in seiner Gesellschaft versprach, so war er doch für ernsthafte Unterhaltung nicht sehr gestimmt, ob er gleich nichts weniger als das Gegentheil zu lieben scheint, und zu Scherz und Laune keine Anlage zeigt. Lachen mußte ich herzlich über die naive Art, mit der er seine Verwunderung über die Last meiner Amtsgeschäfte bezeugte. „Sechs und dreyßig Stunden die Woche?“ — rief er mit Erstaunen aus, und erhob sich dabey von dem Sessel, als ob er auf das Fenster zu wollte — „Da spräng' ich zum Fenster hinaus.“ Es wurde darauf ausgemacht, wir wollten einen Mittag beysammen im

¹²¹ Carl Philipp Conz (1762—1827), Hölderlins Repetent und Freund, auch Lehrer Justinus Kerners, vertauschte 1804 das Pfarramt mit der Professur der klassischen Philologie in Tübingen, zu der noch 1812 die der Eloquenz hinzukam. Der in das Kapitel: Schwäbischer Klassizismus eingeordnete Dichter, Übersetzer und Ästhetiker begegnet des öfteren auch den Bragur-Lesern als Erneuerer der sog. Minnesingerfabeln und als Volksliedbeiträge. (Herbert Meyer, in: Lebensbilder V, 1950, S. 107—114; Rudolf Sokolowsky, Der altdeutsche Minnesang im Zeitalter der deutschen Klassiker und Romantiker, Dortmund 1906, bes. S. 88 f.)

¹²² Alexander Ehrenreich Schwend (1762—1823), 1790—1809 Pfarrer in Lauterburg, dann in Eschach (G. Schäfer).

¹²³ Wilhelm Friedrich Hufnagel (1754—1830), Landsmann Gräters, Professor in Erlangen, seit 1791 Senior des Geistlichen Ministeriums in Frankfurt am Main, ein sehr entschiedener Aufklärer, der sich vornehmlich auch um die Schule gekümmert hat, in dessen Biographie nicht wenige prominente Zeitgenossen (u. a. Goethe, Herder, A. v. Humboldt) vorkommen. (Vgl. Biographie. — Werner Matti in: „Der Haalquell“, 9. Jahrg., Nr. 17 und 18, Dez. 1957; 10. Jahrg., Nr. 2 und 3, Febr. und März 1958.)

¹²⁴ Genauer Titel: „Museum für die griechische und römische Litteratur“ (3 Stücke 1794/95) (R. Krauß, S. 351; Otto Dürr, Die Einführung des Neuhumanismus in Württemberg, Stuttgart 1930, S. 136 f.).

Römischen Kaiser¹²⁵ speisen, wo Petersen und seine Freunde zu essen pflegen, auch versprach er und die letzteren, mich dagegen in meiner Wohnung zu besuchen, — es wurde aber aus beyden Vorsätzen nichts, theils weil Ehrmann nicht für den Röm. Kaiser gestimmt war, theils weil sie aus Freundschaft zu mir ihre Ergebenheit für den Zahn nicht wohl haben aufgeben mögen. Ortlieb parlierte unterdessen italienisch mit der Italienerin Amalie und Freund Hausleutner freute sich herzlich diese neue und ihm so willkommene Eigenschaft in ihr entdeckt zu haben. Froh und heiter schied alles gegen 9. Uhr voneinander, und Hausleutnern las man die Freude auf der Stirne, der Schöpfer dieses herrlichen Tages gewesen zu seyn. [129]

Am 7. Aug. Mittwochs

waren wir kaum aufgestanden, und hatten uns im Hinterstübchen zur Arbeit an die Einsiedlerin gesetzt; so klopfte es an der Thüre, und auf unser Herein! hatt' ich das Vergnügen, einen quasi Landsmann den HEN Vic. Gundersdorf von Comburg zu sehen, der mit dem Vic. Fuchs in Westheim und dem Pfarrer zu Hausen¹²⁶ ein Fußreise nach Stuttgart unternommen hatte. Gestern Abends schon liessen sich alle drey bey mir als Fremde melden, da ich aber nicht wußte, wer sie waren, so wollte ich meiner lieben Hauswirtin Nachts keine Unbequemlichkeit mehr verursachen. Also mit Gundersdorf kam auch Fuchs und der Pfr. von Hausen. Wir gingen sogleich in die vordere Stube, und die Unterhaltung war sehr steif und gespannt. Besonders sah ich es dem guten Fuchs an, wie betroffen er war, mich hier zu sehen, und so als ein alter Bekannter in Schlafrock u. Pantoffeln. Diese Verlegenheit war mir zwar sehr erklärbar, aber sie würde sich doch nicht geäußert haben, wenn er meinen Charakter kannte. Ich war nemlich kurz vor meiner Abreise nach Stuttgart in Westheim, um die Eltern meiner Frau Gevatterin zu Erlangen¹²⁷ zu besuchen. Es gab hier die Rede von Stuttgart, ich frug nach einigen Gelehrten, und kam unter anderen auch auf Amalie. „Ich kenne sie nicht, sagte Fuchs, habe auch ihre Schriften nicht gelesen, aber es soll nicht viel an ihr seyn — ihre Schriften soll ihr alle ihr Mann gemacht haben — die Hahn hat viel mehr Kopf!“ — Ich schwieg, da ich beyder Producte kenne, aber es war mir doch lieb, das Urtheil anderer Leute zu hören. Der Vorwurf, daß sie ihre Schriften nicht selbst schreibe, hört' ich schon ehemals. Er gereicht ihr zur Ehre. Wer Ehrmann aber und seine Gattin aus Briefen kennt, [130] wird freylich nicht begreifen können, daß eins für das andere arbeiten könne, und Amaliens Aufsätze tragen das Gepräge weiblicher non-chalance oft mehr als zu deutlich. Aber so sucht der Neid aller Orten den Edlen sein bischen Ehre zu schmälern. „Die Menschen sagte Stäudlin einmal in der Chronik, können den Glanz in der Nähe, der sie in Schatten stellt nicht ertragen.“ Fuchs ist kein Stuttgarter, und ein braver Mann — was er sagte, hatte er blos gottweiß! aus dem wieviesten Munde — und ich konnte ihm also über sein Urtheil nichts weniger als böse seyn. Eingefallen aber wär' es mir gar nicht, Amalien dergleichen Reden zu hinterbringen. Dieß aber, schien er zu glauben, hätte ich vielleicht gethan. Und

¹²⁵ Siehe Stuttgarter Stadtplan 7.

¹²⁶ Von Vic. Gundersdorf ließ sich nur der Vorname Franciskus feststellen (Dekan Häußler). Pfarrer in Hausen an der Rot war damals Ignaz Dörfner, dessen Pfarrei zu Komburg gehörte (Pfarrer Nick). Als Wandergefährte seiner beiden katholischen Kollegen kommt wohl nur M. Christian Daniel Fuchs (1769—1828), zuletzt Pfarrer in Schornbach, in Frage (O. Haug).

¹²⁷ Vgl. Anmerkung 100.

daher seine Verlegenheit. Um der Unterhaltung endlich einen Stiel zu geben, schlug ich vor, wir wollten miteinander den Hofpredigern eine Visite machen. Amalie und ich kleideten sich also an, und damit ging der Zug ins alte Schloß. Das Schloß von Außen hat ein ächt gotisches Ansehen, und innen dachte ich an die Ritterzeit, ob ich gleich wieder nichts davon sah als die Gallerien, den Hof, und die Kapellen nebst den — Wohnungen der Hofprediger. Aber in der That so wachstubenmäßig hätte ich mir die letzteren nicht vorgestellt, und doch waren wir bei dem galantesten unter ihnen, dem Hofprediger Mercy. Unter Dach, die Wände beräuchert, Bettladen ohne Vorhänge, Fenster aus den Antiquitäten, und sonst noch ein wahres burschikoses Ansehen des Zimmers. Mercy ist ein feiner Mann, ich würde sagen, ein Hofmann, wenn ich die Hofleute wie meine Reichstädter kannte. Die drey Fremden entfernten sich bald, wo ich nicht irre, um die Akademie zu sehen. Amalie und ich aber blieben. In diesem vertraulichen Trio [131] lernte ich Mercy als einen Mann von sehr zartem Gefühle und heimlicher Hochachtung für Amalien kennen. Sie hatte ihn durch ein ehemaliges Misverständnis drey Jahre nicht gesehen, und Mercy, der den Schein gegen sich hatte, wagte es seitdem nicht mehr ihr unter die Augen zu treten, und sprach jetzt mit einer so edlen Verschämtheit und Furcht von der Sache, daß ich ganz für den Mann eingenommen bin. Er führte uns darauf in die katholische und in die protestantische Schloßkapelle. Mir gefiel die erstere besser. Sie ist mit edler Einfalt angelegt. Die Betstühle sind oben an dem fortlaufenden Pulte mit Messingblech überzogen, das ihnen ein gutes Ansehen gibt. Merkwürdiger als das Aeußere aber ist der Beyfall eines katholischen Predigers den er von den protestantischen Einwohnern Stuttgards hat. So oft die Reihe des Gottesdienstes an Mercy ist, soll die Kapelle gedrängt voll werden, und mehr protestantische als katholische Zuhörer zählen. Seine Unterhaltung, so kurz sie war, zeigte mir auch den denkenden Kopf und aufgeklärten Theologen, der er ist, hinlänglich, und ich stelle mir ihn sehr leicht auch als einen rührenden und anziehenden Prediger vor. Von Eulogius Schneider,¹²⁸ seinem ehemaligen Amtsgenossen, erzählte er auch mit bescheidener Zurückhaltung manches, das seine Geschichte, seinen Charakter und seine Lage betraf. Ich habe aber alles vergessen, denn ich interessire mich für die Schwindelköpfe nie, und höre von ihren Thaten, die blos Wirkungen des Blutes und eines grundlosen Stolzes sind, nicht gern. Wie wehe that [132] es mir dagegen, daß ich den mir so allgemein gerühmten Werkmeister¹²⁹ nicht sehen und sprechen konnte. Er war zum Unglücke gerade als ich in Stuttgart ankam, ins Bad gereiset, um seiner schwächlichen Gesundheit zu Hülfe zu kommen, und noch nicht da, als ich wieder fortfuhr.

Nach Tische ging ich in das grüne Haus,¹³⁰ um meine Landsleute in die Bibliothek abzuholen. Leider bekamen sie da Langeweile, und gingen bald wieder fort,

¹²⁸ Eulogius Schneider (1756—1794), der berüchtigte Jakobiner, wirkte von 1786 bis 1789 an der Stuttgarter Hofkapelle (Joh. Bapt. Sägmüller, Die kirchliche Aufklärung am Hofe des Herzogs Karl Eugen von Württemberg, Freiburg i. Br. 1906, S. 81—91; Peter Lahnstein, Schwäbische Silhouetten [1962], S. 83—92).

¹²⁹ Benedikt Maria v. Werkmeister (1745—1823), aus der Reichsabtei Neresheim, war als Hofprediger und dann als Mitglied des Katholischen Kirchenrats der Vorkämpfer der Katholischen Aufklärung in Württemberg (Selbstbiographie in Jahrschrift für Theologie und Kirchenrecht der Katholiken VI 3, 1830; August Hagen, Die kirchliche Aufklärung in der Diözese Rottenburg, Stuttgart 1953, S. 9—212).

¹³⁰ Siehe Stuttgarter Stadtplan 8. Seinen Namen erhielt das Haus, in dem ein Gasthof untergebracht war, „wegen seines grünen Anstrichs“ (H. Ziegler).

ich aber blieb 3. Stunden, und sah mich heute besonders in den dortigen Schätzen zur Nordischen Literatur um, und fand alle Werke von Langebek, Suhm, Pontoppidan, Finnsen, Worm, Torhaus u.s.w. auch zur Galischen Literatur unerwartet vieles.¹³¹

Als ich heimkam, war schon Amalie zum Spatzierengehen gerüstet. Wir gingen die Eßlinger Steige hinauf, waren aber gleich anfangs etwas uneins, jedes glaubte von dem andern verkannt zu seyn, und so kams, daß wir fast schon eine halbe Stunde gegangen waren, ohne ein Wort zu reden. Stumm stiegen wir den Berg hinauf, stumm ihn wieder herunter, um die Mauer der Allee zu, und erst in dem kühlen Hauche dieser Schattengänge lös'ten sich Amaliens und ihres Freundes Seele auf. Drey Stunden gingen wir da auf und ab, oder ruhten auf den steinernen Bänken und ließen die übrige schöne Welt vor uns vorüberziehen. In einem kleinen Orte wären wir sicher das allgemeine Stadtgespräch geworden. So aber kam der Genius der Vernunft und der Unbekanntheit der Freundschaft trefflich zu statten.

Daß wir Nachts bey Zeiten schläfrig wurden, ist natürlich. Daß ich mich noch zwey Stunden bis Mitternacht mit der edlen Christiane über das Schicksal, die Tugenden und [133] das Wohl unserer Amalie und ihres Gatten unterhielt, ist nicht so natürlich, wäre aber noch ein fruchtbarer Stoff zur Anfüllung von ein paar Bogen. Allein, ich muß eilen, wenn ich nicht Ihren Zorn auf mich laden will.

Sie haben mir ein hartes Wort geschrieben — (Denn Ihr Brief vom December ist in meinen Händen.) Eben da ich die 3. letzten Tage meines Aufenthalts bey Amalien vollends beschreiben will, sind wir am Schlusse des Jahres, und ich will ja gerne eilen. Verkennen Sie nur Ihren Freund nicht. Wär' ich so frey und muße-reich wie Sie — dieß Tagebuch wäre wohl mehr als 3. Monate schon vollendet. Haben Sie Nachsicht mit meiner Lage. Oder wollen Sie, daß ich mitten abbreche? Gewiß nicht. Ist es einmal so weit gediehen, so mag es auch noch ganz vollendet werden.

Also der 8. Aug.

ward abermals ein Tag der Freude, und welcher müßte es bey Amalien nicht seyn? — Vormittag besuchte mich Gundersdorf und bald darauf kam auch die liebe Mlle. Bek zu mir, und machte ihn also sogleich mit seiner Landsmännin bekannt. Sie hat in der Physiognomie ungemein viel Aehnliches mit unsrer Mlle. Redlinger in Orlach.^{131a} Als G-f fort war, kam der Friseur, und mein liebes Bekchen bat mich, auch ihr einmal statt Amalien zu dictiren. Was solche Kleinigkeiten für großes, und nur von wenigen gefühltes Vergnügen gewähren! Ich setzte also den Philosophen fort, zog mir aber dadurch weil ich ihn wieder liegen ließ, nichts als Amaliens öffentliche Neckerey zu, die sie zum Andenken vor dem Tage meiner Abreise datirte. Nachmittags ward wieder eine kleine Gesellschaft in den Garten gebeten, die aus dem Prof. Hausleutner, und den Hofmeistern

¹³¹ Zu Suhm vgl. Anmerkung 20. — Jacob Langebek (1710—1775), Herausgeber der „Scriptores rerum danicarum medii aevi“ (Irmgard Schwarz, S. 32 und 142). — Möglicherweise Carl Pontoppidan (1748—1822), Handelsdirektor und Verfasser von Arbeiten über Island. — Hannes Finnson aus isländischem Geschlecht (1739—1796), Sekretär bei der Arnamagnaeischen Kommission. — Ole Worm (1588—1654), dänischer Arzt und Runenforscher. — Torhaus?

^{131a} Joh. Sophia Sus. Friederike Redlinger, geb. Orlach 18.10.1771 als Tochter des Pfarrers Wolfgang Jacob R. und der Maria Barbara geb. Döhlinger (O. Haug).

Röther [134] und Ortlieb bestand. Wir setzten ein Tischchen vor das Gartenhaus und unterhielten uns da bey einem Pfeifchen Tabak unter freyem Himmel. — Ehe ich weiter erzähle, muß ich noch eine Kleinigkeit nachhohlen. Ich erinnere mich aus der heutigen Gesellschaft, daß unser gestriger Spatziergang der letzte in der Allee war. Als wir in der Dämmerung noch einmal dieselbe durchstreiften, begegnete uns die Gräfin Wittchenstein mit ihren Comtessen und der Dem. Bek. Die Gräfin ging sogleich auf mich zu — „Nun, werden wir Sie noch einmal in unserm Hause sehen?“ — Schwerlich, Frau Gräfin, ich reise übermorgen ab. — „Schon ab, wen werden Sie unglücklich machen?“ Niemand, denk' ich, oder hab' ich jemanden glücklich gemacht? — „Ich weiß nicht, leben Sie wohl.“ Und damit um und davon. — Der Verstand hätte mir oft über ihrer Dreistigkeit stillestehen mögen. — Das war also gestern, und nun wieder zu unserer Gesellschaft. Es versteht sich, daß ich den ganzen Nachmittag meistens mit dem bescheidenen, edlen, liebenswürdigen Röther verplauderte, unsere alte Freundschaft in Halle mit ihm recapitulirte, und ihm seine zeitherigen Schicksale abfrag, wogegen ich ihm die meinigen zum Besten gab. Von mir meinte er, ich sehe noch ganz wie in Halle aus, ohne daß ich etwas älter geworden sey. Er hat sich also im Aeüßeren mehr zu seinem Vortheile verändert. Denn eben sein blühendes Ansehen, wozu freylich seine vierjährige Freyheit in der stärkenden Luft der Schweitzeralpen ein Großes mag beygetragen haben, machte mir ihn unkenntlich. Auch mit Hausleutnern stimmte ich heute auf einen noch herzlicheren Ton, und empfahl seiner freundschaftlichen Sorge Amalien aufs dringendste. Er mußte mir auch versprechen, in jeder Angelegenheit wie ein Bruder für sie zu reden und zu handeln. Amalie saß neben mir auf dem Sopha. Wir blieben lange, und — wer sollte alle Empfindungen schildern! [135]

Der 9te August

läßt sich nicht so kurz abfertigen, wenn Sie auch, mein lieber Freund, gleich wieder einen Tag länger vergeblich warten müßten. Der Morgen zwar wurde nur verändelt. Und gegen 10. Uhr kam Consbruch, mein Arzt, wieder, der sich über den guten Fortgang seiner Cur freute, und in bona pace ein Pfeifchen Knaster mit Ehrmann u. mir verdampfte. Aber der Nachmittag war desto gewissenhafter genützt, und ist reich an Neuigkeiten. Röther hatte mich gestern gebeten, ihn auch in seiner Wohnung zu besuchen, und kam heute gleich nach Tische, mich abzuholen. Fiel mir doch, wenn ich mit Amalien durch die Stadt schlenderte, nie auf, daß Stuttgart so groß ist. Ich glaubte, von Amaliens Hause an bis zu Röthers Wohnung bey Hofrath Hartmann das Ende des Weges nicht erleben zu können. Aber die Wohnung liegt sehr schön und gesund, hinten am äußersten Ende der Stadt, auf einer kleinen Anhöhe, rund um frey, auf der einen Seite an einen anmuthigen Garten gränzend.¹³² Wie freute es meinen alten Freund, mich nach sieben Jahren wieder bey sich zu haben! und wie wohl that es mir mit ihm wieder einmal zwischen vier Wänden in seinem eigenen vel quasi zu seyn! Aber das war nur die erste Empfindung, ihr Frohes wurde noch durch gegenseitige Aufschließung um ein Gutes vermehrt. Wie meynen Sie, daß mich dieser so äußerst bescheidene, zurückhaltende anspruchslose Freund, hinter dem ich nichts weniger als einen Autor gesucht hatte, auf einmal mit seinen schriftstellerischen Producten überraschte, und mir ein Geschenk mit denselben machte.

¹³² Siehe Anmerkung 97.

Vielleicht sind Ihnen seine Wanderungen in der romanischen [136] Schweiz, Unter-Wallis und Savoyen in den Monaten August u. September 1791. Tübingen, b. Heerbrandt, 1793. 148. S. in 8. noch nicht bekannt. Lesen Sie solche, es wird Sie eben nicht reuen. Es sind keine trockene bloß geographische Nachrichten, sondern der Mann fühlt und schildert mit Gefühl was er sieht, besonders die Natur, für die er am meisten Sinn zu haben scheint, und vielleicht ist dieser Sinn durch seinen langen Umgang mit dem poetischen Naturmahler Matthiſſon noch mehr genährt und ausgebildet worden. Vier Jahre stand er — den Ort hab' ich vergessen, aber wo ich nicht irre, ist er in der Nähe des Gutes, welches der Herr von Bonstetten hat — im Pais de Vand bey dem schon oben genannten Herrn De Lessart, dessen beyde Söhne er jetzt auf die Hohe Karls Schule begleitet hat. Er konnte mir nicht genug rühmen, welchen vortheilhaften Einfluß die Schweiz auf seinen Körper und sein Gemüth gehabt habe, und wünschte meiner hypochondrischen Gesundheit sehr herzlich erst eine ähnliche Erhohlung. Außer den Wanderungen brachte er noch ein fliegendes Blatt von seiner Arbeit hervor Auf den Aschenkrug des guten, allgemein bedauerten Philipp Schweitzers, Herzoglichen Hofmusikus und Schauspielers in Stuttgart.¹³³ Am 27. May. 1793. Nach und nach ward er immer offener, und theilte mir auch seine Projecte mit. Was ich von der Scharlotte Corday halte? Ich sagte, wenn irgendwo das nil admirari anzuwenden sey, so müsse es bey außerordentlichen Begebenheiten geschehen (zu meiner Verwunderung finde ich eben, daß sich Wieland fast eben so im Teutschen Merkur darüber erklärt hat.)¹³⁴ und mir schwebten ohnehin Beyspiele von weiblichem Heroismus vor, die Scharlotte Corday in meinen Augen [137] nicht in den Glanz stellte, in dem man sie jetzt vielleicht allgemein sehe. Da greifen Sie mir ans Herz, erwiederte Röther, ich bin eben im Begriff ihr ein Denkmal zu setzen, und der erste Bogen davon ist schon gedruckt. Sonderbar, sagte ich, daß wir zu gleicher Zeit auf einerley Sūjet gerathen sind, und ich bin eben im Begriffe, Briefe über die Scharlotte Corday für die Einsiedlerin aus den Alpen zu schreiben, und ihre Handlung mit der Fackel der kalten Vernunft auf eine Art zu beleuchten, daß sich die jungen Leserinnen derselben nicht zur Bewunderung, noch weniger zur Nachahmung dieses blendenden Heroismus reizen lassen. Meine Briefe mögen also ungeschrieben bleiben, bis ich Ihre Apologie oder vielmehr Ihr Elogium von ihr gelesen habe. Er war es zufrieden, und hat mir auch bald nach meiner Nachhausekunft seine Charlotte Corday und Marat. Ein biographisches Bruchstück. Stuttgart, b. den Gebr. Mäntler. 1793. 52. S. in 8. zugeschiedt. Ich las es begierig, fand aber nicht, was ich erwartete. Er vergleicht sie mit Brutus und setzt sie über diesen. Mag es seyn, ich war nie für Brutus Handlung eingenommen. Er scheint mir die Sache so einseitig als Scharlotte Corday angesehen zu haben. Beyder Handlungen rühren mich nicht, erwecken keine edle Bewegung in mir. Aber wohl

¹³³ Philipp Schweizer (1757—1793?), Tenorist (HKE I, S. 544; Heinrich Wagner, Geschichte der Hohen Carls-Schule, Bd. 1, Würzburg 1856, S. 492). Das „fliegende Blatt“ ließ sich nicht nachweisen (M. Bihlmaier).

¹³⁴ Das Thema wurde damals des öfteren behandelt; vgl. Margarete Minor, Charlotte Corday in der deutschen Dichtung, (hs.) Diss. Wien 1909 (M. Bihlmaier). Vgl. Hans Radspieler in diesem Band, S. 55.

ein Weib wie Arria,
Als sie den Mann im Todeskampfe sah,
Den Dolch ergriff, die Brust durchbohrte,
und zu ihm sprach — o goldne Worte! —
„Der Tod, mein Pätus, schmerzet nicht.“¹³⁵

Es that mir sehr leid, daß es mir immer an Zeit fehlte, meinen Vorsatz auszuführen, denn wenn gleich Wieland durch seine Beurtheilung der Mordthat Corday's, die er [138] aus eben dem Gesichtspunct ansieht wie ich, meinen Aufsatz für das gelehrte Publikum entbehrlich gemacht hat, so ist er doch auf der anderen Seite wegen der Rücksicht auf junge feurige Frauenzimmer noch keineswegs entbehrlich geworden — Angenehmer überraschte mich Röther durch einige Rudimente einer Feenmythologie, aus welcher er mit der Zeit ein kostbares Gebäude aufzuführen gedenkt. Wenn er noch mehr über diesen Gegenstand lies't, die Romane des Comte de Trestan,^{135a} die epischen Stücke der Minnesinger, die alten englischen und schottischen Balladen u.s.w. fleißig ausstäubt, so kann es ein sehr schätzbares Werk werden. Ich forderte ihn auf, in der Bragur eine Idee davon zu geben, aber er fühlt sich noch nicht der Sache ganz gewachsen.

Als wir so miteinander in literarischen und freundschaftlichen Gesprächen uns vergnügten, hieß es auf einmal, Matthiison¹³⁶ sey angekommen. Wie mich dieß so freudig erschütterte, und der Gedanke hob, den lebenswürdigsten, sanftesten, und edelsten aller Söhne des deutschen Parnasses, dessen Lieder ich schon, da ich kaum dem Knabenalter entwachsen war, hörte und lernte, und um dessen persönliche Bekanntschaft ich alle Welt beneidete, nun endlich selbst zu sehen. Ehe ich noch von meiner Ekstase zurückgekommen war, hatte Röther schon Bestellungen gemacht, und trat mit den Worten wieder ins Zimmer herein „Matthiison und Prof. Hartmann werden den Kaffee mit uns trinken!“ Sie können sich vorstellen, wie ent[139] zückt ich darüber seyn, und wie mir jede Sekunde zu lang werden mußte. Endlich ging die Thüre auf, und wir, die wir uns nie gesehen, nie gesprochen, nie geschrieben hatten — sahen uns nur und flogen einander um den Hals. Das war eine nie gefühlte Freude! — „Ich schätzte Sie längst aus Ihren Schriften, sagte Matthiison, nun weiß ich Sie auch als Mensch zu schätzen! Lassen sie uns Freunde seyn!“ So wahr ist es, was Wieland sagt:

Das Liebesbündniß edler Seelen
Knüpft oft der erste Augenblick,
Bis andere, eh sie Freunde wählen,
Was sich dabey gewinnt, erst emsig überzählen,

¹³⁵ Arria, die Gemahlin des unter Kaiser Claudius wegen Verschwörung zum Tode verurtheilten Caecina Paetus; Plin. ep. 3, 16. Vgl. auch das Gedicht Karl Geroks.

^{135a} Gräter denkt wohl an den französischen Prosaroman aus der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts, der die Fassung des Thomas von Bretagne (um 1160) einbezog, sie mit anderen Tristanfassungen vermischte und vor allem stärker an den Artuskreis band. Ein Auszug dieses Romans war abgedruckt in Graf Tressants „Bibliothèque des romans“ (Elisabeth Frenzel, Stoffe der Weltliteratur, Stuttgart 1962, S. 634).

¹³⁶ Friedrich (v.) Matthiison aus dem Magdeburgischen (1761—1831), Meister der feinen Form und lyrischen Naturschilderung, dem heutigen Publikum noch als Dichter der von Beethoven vertonten Adelaïde vertraut, weilte schon vor seiner Berufung durch Friedrich I. (1812) mehrere Male in Stuttgart. So auch 1793. (Herbert Meyer in: Lebensbilder III, 1942, S. 394—405.)

Vermählet jene schon ein Wort, ein stiller Blick,
Gleich Spiegeln strahlet eins des andern Bild zurück;
Sie wählen nicht, sie fühlen sich getrieben,
Und lieben ihren Freund, wie sie sich selber lieben.¹³⁷

Matthisson ist ein herrlicher Mann, den ich auch dann lieben müßte, wenn er mich hassen könnte. Sein Gesicht scheint der Abdruck seines biedern, teutschen, edlen, ungefälschten Herzens zu seyn. Er ist so schlicht und gerade in Rede und Handlung wie keiner, und doch dabey so gut, so sanft, so liebevoll. Sein Ansehen ist männlich, seine Miene zutrauenerweckend; und sein Anzug so einfach und anspruchslos wie seine Sprache u. sein Herz. Es waren ein paar glückselige Stunden, die ich in seiner Gesellschaft zubrachte. Er erzählte mir gleich, daß er eben dieser Tage mit seinem Freunde F ü e ß l i über der B r a g u r gesessen [140] und sich hoch über dieses Unternehmen gefreut habe. Er hoffe mir einmal einen Beytrag zu liefern. Auch sein Freund, Prof. H a r t m a n n¹³⁸ ist ein sehr braver und lebenswürdiger Mann. Er steht als Professor der Kameralwissenschaften an der Akademie, und hat sehr viele Stunden. Beyde riethen mir, einmal zur völligen Wiederherstellung meiner Gesundheit eine Reise in die Schweiz zu machen, und Matthisson machte sich anheischig, mir eine der einträglichsten und angenehmsten Hofmeisterstellen zu verschaffen. Ein Jährchen früher, wie gern hätte ich von einem solchen Antrag Gebrauch gemacht. Aber nun — wie dürfte ich es in dieser Conventionswelt wagen, ein öffentliches Amt aufzugeben, und meine Vaterstadt u. meine Familie zu verlassen, um auf ungewissem Fuße die Söhne eines fremden Edelmanns oder so zu unterrichten. Mein ältester und innigster Wunsch, dessen Erfüllung ich mir als das einzige Glück meines Lebens dachte, ist mir nicht geworden. Gekettet bin ich nun an meine Vaterstadt, die ich von Jugend auf hassen lernte und die ich niemals werde lieben können, gekettet an — es falle der Vorhang! Es gibt Pflichten, die unter gewissen Umständen die grausamsten und doch unerläßlich sind! — Auch ein jüngerer Bruder des Prof. H a r t m a n n,¹³⁹ den ich diesen Nachmittag kennen lernte, wurde mir merkwürdig. Er hat vortrefliche Anlagen zur Mahlerey, und das Stück, welches ich von ihm sah, erregte bey seiner Jugend meine ganze Bewunderung. Es stellt R ö t h e r n in Lebensgröße in einem anmuthigen Gebüsche auf einem Rasen sitzend mit einem Buch in der Hand vor. R. ist sehr gut getroffen, doch fand ich die Aehnlichkeit nicht auffallend. [141] Aber die feine Farbenmischung, das Verhältniß der Theile, die Schönheit der Situation und die glückliche Erfindung derselben, und dann vorzüglich die gute Vertheilung des Lichts und Schattens bringen eine herrliche Wirkung hervor. Auch die beyden jungen De Lessarts freuten mich. Es sind gute Leute und ihrem braven Hofmeister mit aller Herzlichkeit zugethan.

¹³⁷ Aus: Iris und Zenide. Ein romantisches Gedicht in fünf Gesängen. 1767. Zweiter Gesang: 93. Strophe. (C. M. Wielands sämmtliche Werke, 12. Bd., Leipzig 1857, S. 223 [H. Radspieler].)

¹³⁸ Johann Georg August Hartmann (1764—1849), Professor der Kameralwissenschaft an der Hohen Carlsschule (R. Uhländ, bes. S. 239; Eberhard v. Georgii-Georgenau, Biographisch-Genealogische Blätter aus und über Schwaben, Stuttgart 1879, S. 320 ff.) (R. Uhländ).

¹³⁹ Christian Ferdinand Hartmann (1774—1842), klassizistischer Maler (Eberhard v. Georgii-Georgenau . . . S. 327 f.) (R. Uhländ).

Endlich riß ich mich denn auch von diesem liebenswürdigen Zirkel los, um noch mit Amalien den letzten, längsten und wichtigsten Spatziergang zu machen. So sehr und tief sie mich kennt, ersuchte sie mich doch, die Pflicht der Verschwiegenheit über manche Umstände durch einen Schwur zu bekräftigen, und ich that es gern, werde auch alles mit in das Grab nehmen, und würde es auf bloße Bitte schon gethan haben. Kurz, heute erzählte sie mir in einem vierstündigen Spatziergange, bey dem wir fast den Rückweg nach Stuttgart verloren, die ganze höchst merkwürdige Geschichte ihres Lebens, aus welcher ich Ihnen gleich Anfangs so viel mitgetheilt habe, als ich darf und kann. Ja, ich muß wünschen, daß Sie selbst von dem Mitgetheilten öffentlich ohne mein Zuthun und Billigung keinen Gebrauch machen. Ehrmann wartete mit der linken Hand auf uns, und hatte sich schon zu Tische gesetzt, als wir ankamen. Durch manche lustige Einfälle entschlugen wir uns der schwermüthigen Grillen, welche die ernste Unterhaltung des Abendspaziergangs erzeugt hatte. Besonders suchten wir noch die Verdauung, durch eine Art von literarischem *Quodlibet* zu befördern, womit ich schon öfters manche gute Gesellschaft aufgeheitert habe. [142] Endlich recapitulirten wir die vielen glücklichen Stunden unseres Beyeinanderseyns, und ärgerten uns am Ende, durch die Anfrage der Herzogin weder die Solitude, noch das Schloß in Stuttgart, noch Ludwigsburg noch sonst etwas gesehen zu haben. Doch die Erinnerung an Amaliens Umgang löschte bald diese kleine Aergerniß wieder aus. Indessen war es bey uns allen ausgemacht, daß jetzt die Hoffnung, nach Hof eingeladen zu werden, vorüber sey. Es schlug 11. Uhr, und der Schlaf fing sich schon, auf unsere schweren Augenlieder herabzusenken, wir gingen gemeinschaftlich in die Kammer, kleideten uns allgemach aus, und wollten nun eben einander eine gute Nacht wünschen, da riß es auf einmal an der Hausschelle, daß die Fenster zitterten. Amalie schaute hinaus — und siehe da — ein Expresser von Hohenheim. Wie der Wind so schnell waren wir alle wieder in unsern Kleidern, und der Bote trat mit einer Empfehlung an Ehrmanns u. mich vom Hofprediger und folgendem Briefe herein, den ich Ihnen zu meinem eigenen Vergnügen hier abschreibe:

Dem Herrn Dr. Ehrmann per expressum.

Hohenheim den 9. Aug. 1793. Nachts um halb 9. Uhr.

„P. p. diesen Augenblick erhalte ich von Serenissima den gnädigsten Auftrag, Ihren Freund, HE. Professor Gräter auf morgen in der Frühe nach Hohenheim einzuladen. HE. Professor belieben also morgen bis 7. Uhr hier einzutreffen, und sich durch die [143] Wache auf mein Zimmer führen zu lassen. Guts Nächtchen allerseits.

Raptissime. Hofprediger Bleibimhaus

Ich gestehe Ihnen, daß ich bey dieser Einladung mehr betroffen als erfreut war. Unerachtet ich schon unter Menschen von allen Classen gewesen bin, und ehemals auch mit dem Herzoge von Braunschweig mich lange unterhalten hatte, so fürchtete ich doch gegenwärtig eines theils meine wenige Stimmung und andern theils das sonst eben nicht gerühmte Betragen des Herzogs gegen Gelehrte, wodurch man so leicht außer Fassung gesetzt werden kann. Auch hätte ich lieber mit Amalien bey der Herzogin einen Besuch gemacht, als bey ihm wie ich mirs vorstellte eine steife Audienz erhalten. Indessen war es nicht zu ändern, ich mußte es einmal als eine Ehre und seltene Gnade erkennen, zu mal da kurz vorher einigen Cavaliers der Zugang in Hohenheim trotz allen Aufwandes durchaus nicht ver-

stattet wurde, und ich ergab mich also darein, und bestrebte mich zu bösem Spiele zu lachen. Es wurde sogleich nach Kutsche und Pferden und nach dem Friseur geschickt. Ueber ein paar Stündchen konnte ich nicht schlafen. Um 3. Uhr standen wir alle wieder auf, um 4. Uhr kam der Friseur, und Schlag 5. Uhr fuhr ich davon. Der Weg nach Hohenheim geht bald vor Stuttgart einen steilen Berg hinan, und man hört nicht auf immer aufwärts zu fahren, bis man an Ort und Stelle ist. Es war drey Viertel auf 7. Uhr, als ich an dem [144] Wirthshaus in Hohenheim abstieg. Die Fahrt dauerte aber gleichwohl nur fünf starke Viertelstunden, denn die Hohenheimer Uhr geht der Stuttgarter um eine halbe Stunde vor. Ich ließ den Kutscher ausspannen, und eilte sogleich ohne Führer den Anlagen des Herzoglichen Palastes zu. Nach der Anweisung des Hofpredigers sollte ich die Wache mitnehmen. Ich sah aber keine, denn ich hatte, wie ich nachher erfuhr, aus Unkunde den verbotenen Weg gewählt. Es war ein langer und breiter Sandpfad, den ich hinan zu gehen hatte, und an dessen Ende ein großes Gebäude mit einer Zugbrücke stand. Zur Rechten drüben lag das Dorf Hohenheim an einer lehn Anhöhe. Als ich an den Scheideweg kam, begegnete mir ein — wo ich nicht irre Aufseher der Orangerie, der den Titel eines Hofraths hat, und fragte gleich, ob ich der fremde Gelehrte sey, den der Herzog habe zum Frühstück einladen lassen? Auf meine Bejahung zeigte er mir den Weg nach der Hauptwache. Ich wendete mich dem zufolge links hinauf, auf der einen Seite lagen die zwey großen Glashäuser, auf der andern die Hauptorangerie. Ich hatte eine ziemliche Strecke vorwärts zu gehen, bis ich die Hauptwache erreichte. Diese liegt nemlich an dem vordern Ende der Casernenreyhen, die der Herzog dicht an seinem Schlosse hat anlegen lassen, um darinnen seine ganze Garnison beherbergen zu können, wenn er etwa Vergnügen daran fände, zu Hohenheim eine Lustrevue zu halten. [145] Die Casernen selbst gewähren einen angenehmen Anblick. Es sind zwey einander parallel laufende lange Reihen stockhohen Gebäues, die eine schöne große und breite Strasse formieren. Dies Gebäude hat ein frisches Ansehen, hellweiß mit bläulichen Balken. An der Aussenseite der rechten Reihe stößt, wo ich nicht irre, eine Ordnung Pomeranzen- und Citronenbäume, die nach einer Eintheilung ins Gevierte aufgestellt sind, und eben deswegen wahrscheinlich auch in viereckigen Kästen stehen. An der entgegengesetzten Aussenseite der linken Reihe aber läuft eine gepflasterte Terasse weg. Am Eingang und Ausgang der ebenfalls gepflasterten Strasse steht in gehöriger Entfernung vom Anfang der Gebäude eine Pyramide. Ich nahm aus der Hauptwache einen Unterofficier mit, und ließ mich durch die Casernen zur Wohnung des Hofpredigers führen. Diese ist unter Dach in einem Flügel, der an die Casernen stößt. Bleibimhaus hatte mich schon erwartet, und kleidete sich eilends an. Ich nahm unterdessen den Catalog von der Bibliothek der Herzogin zur Hand, der auf seiner Commode lag, und bewunderte nicht wenig die trefliche Anlage zu einer Handbibliothek für eine denkende Fürstin, und die geschmackvolle Auswahl. Er ist nach Fächern eingetheilt, und hat vorzüglich Geschichte, Philosophie, schöne Wissenschaften, Physik und Cameralwissenschaften. Jedes Fach hat wieder eine alphabetische Ordnung, und zwar nach den Namen der Verfasser. Nachgehends hat mir jemand gesagt, daß der [146] Prof. Feder,¹⁴⁰ als die Herzogin in Göttingen war, derselben auf ihre Bitte den Entwurf zu der Anlage ihrer gegenwärt-

¹⁴⁰ Johann Georg Heinrich Feder (1740—1821), als Erlanger Student Kommilitone Schubarts, 1768 Philosophieprofessor in Göttingen, verließ, in Fehde mit Kant verwickelt, die akademische Laufbahn (Selbstbiographie; ADB, Bd. 6, S. 595—597).

tigen Handbibliothek gemacht habe, und er ist also ganz seines Urhebers werth. Als der Hofprediger angekleidet war, führte er mich noch in das daranstossende Wohnzimmer des Kammerherrns von Böhnen.¹⁴¹ Indessen konnten wir uns nicht lange darinnen verweilen; denn der Herzog ritt schon auf seinem Schimmel oben an dem Schloß herum, und lenkte jetzt herunter. Ich gestehe Ihnen, daß mich der ehrwürdige Anblick des alten Herzogs auf dem Pferde mehr interessirte und rührte, als die Raritäten von Kunstsachen und Bequemlichkeiten des Kammerherrn und daß ich daher von den letzteren mich wenig mehr als des elastischen Sopha's und einiger vortreflichen Kupferstiche im Allgemeinen erinnere. Aber der reitende Herzog schwebt mir noch lebhaft vor den Augen. Wer es nicht gewußt hätte, würde geglaubt haben, den Schatten des großen Friedrichs vorbeysitzen zu sehen. So eine täuschende Aehnlichkeit fand ich aus der Ferne zwischen dem Herzog und seinem verewigten Pflegevater. Wir eilten nun an den bestimmten Ort, denn der Herzog hatte sagen lassen, daß er Schlag 8. Uhr in der sogenannten Meyerey, (dem Bauernhause der Herzogin) seyn wolle. Es war ein heißer Tag, die Sonne fing schon an auf die Scheitel zu brennen. Wir gingen hinabwärts und traten bald in den Englischen Garten. Vor Erwartung der Dinge, die da kommen sollen, und in der Hoffnung, nachher [147] noch alles mit Muße zu sehen, hatte ich wenig Aufmerksamkeit auf die Gegenstände dieses kleinen Paradieses. Auch trieb der Hofprediger sehr an mir, damit wir mit dem Schlage auf den Platz kämen. So geschah es auch. Kaum waren wir an der Meyerey, so schlug es 8. Uhr. Ich ging ein wenig näher hinzu, um das Taubenhaus, das Entenbad, die Bienen-schwärme u. s. w. der Herzogin zu besehen, aber schon tönte Hufschlag von dem Pomeranzenwalde her, und eh' ich mich's versah, kam der Herzog herangeritten, lenkte gleich dem Hofprediger zu, der weiter oben stand — und fragte, in dem er auf mich hindeutete: „Ist das der fremde Professor?“ Und nun war er vor mir. Ich bezeugte ihm meine Verehrung und meinen Dank für diese ehrenvolle Einladung — „Kommen Sie nur, kommen Sie nur!“ sagte er und ritt dem Bauernhause zu. Kaum aber, daß ich ihm folgen wollte, rauschte die Herzogin aus einem andern Gebüsche heraus. Ich nahte mich also dieser, dankte ihr herzlich für die Gnade, die sie für mich habe, und der Herzog, der unterdessen vom Pferde gestiegen war, kam nun auch dazu.

„Wann werden Sie abreisen?

Morgen E. D.

Wie lange haben Sie sich in Stuttg. aufgehalten?

Drey Wochen.

Nun wie gefällt Ihnen Stuttgart?

Es hat meine Erwartung übertroffen.

Haben Sie auch meine Akademie u. Bibliothek gesehen?

Ja, E. D.

Wie gefällt Ihnen meine Akademie?

Zuviel Gnade, wie sollte ich mich unterstehen, darüber urtheilen zu wollen? [148]

Haben Sie auch den Speisesaal gesehen?

Er wurde eben reparirt, die Idee ist vortrefflich.

¹⁴¹ Frh. v. Böhnen, Gatte der Nichte Franziskas, Sophie v. Schertel, gehörte noch zum kleinen Hofstaat der Herzoginwitwe in Kirchheim u. T. (Uta Keppler, in: Lebensbilder X, 1966, S. 177, 178, 180).

Und die Ausführung?

Wie man sie nur von E. D. erwarten kann.

Nun die Bibliothek haben Sie doch auch ein wenig besehen?

Nicht bloß besehen, E. D. — Drey Nachmittage darinnen zugebracht.
(Hier fing ich nun meine Lobsprüche darüber an, die wahrlich keine
Schmeicheley waren, u. kam auf die Bibelsammlung)

Haben Sie auch die Curulische¹⁴² Bibel gesehen?

Nein, E. D.“

24. April .1796

Wenn ich gleich ein paar Jahre später den Faden meiner Reisebeschreibung wieder aufzunehmen suche, so soll die Fortspinnung desselben um nichts weniger Richtigkeit und historische Wahrheit haben. Denn theils prägte sich alles meinem ohnehin guten Gedächtnisse zu tief ein, theils ist mein Tagebuch gerade gegen das Ende am vollständigsten und weitläufigsten.

„Nein, Ew. D. antwortete ich, aber ich sah drey Isländische Bibeln, die unter die ältesten und seltensten gehören. Niemals hätt' ich gedacht, daß nur von Einer dieser Ausgaben, die man zum Theil in vielen Isländischen Bibliotheken vergeblich sucht, ein Exemplar nach Teutschland, oder gar nach meinem vaterländischen Schwaben ge[149]kommen wäre.“

Wo haben Sie studirt?

Zu Halle in Sachsen und zu Erlangen.

Aber Sie sind aus Hall in Schwaben?

Ja, Ew. Durchlaucht.

Hier fiel die Herzogin ein, und sagte:

Sind keine Landsleute von Ihnen in unserer Militärakademie?

Nein, Ew. Durchlaucht (antwortete ich etwas weniger ernst, denn gegen Frauenzimmer, auch von fürstlichem Range, wenn sie nur wohlgebildet und reizend sind, hat mein zur Liebe erzogenes Herz eine gewisse natürliche Zuneigung)

„Nein, fiel der Herzog entscheidend ein, aus Hall in Schwaben ist keiner da.“

Bey diesen Worten waren wir bis zu der Thüre der Meyerey gekommen, und traten nun ein. Der Herzog aber entfernte sich, um aus dem Gewürzwäldchen einige Blüthen zum Geschenke für die Herzogin zu hohlen.

Als nun Franziska und ich nebst dem Hofprediger allein waren, wendete sich diese mit vertrauter Miene zu mir:

Sie logieren bey —?

Dr. Ehrmann.¹⁴³

Wie lange correspondiren Sie schon mit Mde. Ehrmann?

Bald ein Jahr, Ihr. Durchlaucht. [150]

Nun, wie haben Sie sie gefunden?

Ueber meine Erwartungen gut; gar nicht die Schriftstellerin, sondern ganz ein Weib nach der Natur,

So kenn' ich sie auch, sie ist eine vortreffliche Frau,

„Ich schätze sie ungemein Hoch“ ---

¹⁴² Cyrillische Bibel.

¹⁴³ Hier schrieb Gräter zuerst: „Frau Dr. Ehrmann“.

Indem kam der Herzog zurück, und die Herzogin brach sogleich ab. Der Herzog hielt Blüthen des Tulpenbaumes, die er für Franzisken gebrochen hatte, in der Hand.

„Sie haben schon viele Reisen gemacht?“ sagte er zu mir.

Reisen? Nur Touren, Ew. D. — Ich mache alle Jahre eine kleine Tour, aber ich bin noch nicht über Obersachsen hinausgekommen.

Jetzt trat der Minister von Madeweis¹⁴⁴ nebst seinem Bruder, dem Postmeister in Halle, der seinen Sohn in die Militärakademie gethan hatte, und dem Kammerherrn von Böhnen herein.

Es wurden gegenseitig Complimente gemacht. Minister Madeweis maaß mich bürgerliches Geschöpf von Kopf zu Fuß, und würdigte mich dann kaum eines Blicks mehr. Die biedere Herzogin Franziska bemerkte dieß, als Herzog Carl ihr eben die beyden Tulpenblüthen zum Morgencompliment überreichte, und wenn ich nicht irre, war folgendes eine versteckte Andeutung ihrer Meinung oder ihrer Indignation. Sie ging sogleich mit einer dieser Tulpenblüthen auf mich zu, und reichte sie mir mit den Worten dar: „Hier, mein [151] lieber Herr Professor, ein kleines Andenken von mir.“ Dann nahm sie erst die zweyte, und gab sie dem Minister. (Diese Tulpenblüthe, wiewohl sie schon in Hohenheim zu welken begann, preßte ich bey meiner Nachhausekunft sogleich in Pappe, und bewahre sie noch itzt als ein schätzbares Denkmal an diesen glänzenden Morgen und die Güte Franziska's auf.)

¹⁴⁴ Johann Georg v. Madeweis, seit 1771 preußischer Gesandter in Stuttgart, nach Friedrich dem Großen: „un sujet aussi borné et pesant“, immerhin aber Kunstsammler (Erwin Hölzle, *Das alte Recht und die Revolution*, München und Berlin 1931, S. 198, Anm. 2; HKE I, S. 760).

Ueber die deutschen Volkslieder und ihre Musik¹

Von Friedrich David Gräter

Ich weiß nicht, wie man im Stande ist, den nationalen Geist, wodurch sich die Deutschen Volkslieder von den Englischen, Schottischen, Dänischen u. a. m. unterscheiden, hinlänglich zu bestimmen. Kraft und Wurf und Naivetät, oder tiefe Empfindung scheint der Charakter aller guten Volkslieder zu seyn. Sie sind mehr dem Inhalt und Gegenstande als im Ganzen dem Geiste nach unterschieden.

[208] Unter den von Percy gesammelten² sind viele keine eigentlichen Volkslieder, d. h. nicht ursprünglich von dem Volke gesungene, allgemein bekannte und allein durch mündliche Ueberlieferung und Volksgesang erhaltene Lieder, sondern aus ältern Dichtern nach einem dunkeln Gefühle ausgewählte Stücke. Gleiche Bewandtniß hat es mit den Dänischen Sammlungen der Herren Sandwig und Nyerup³ und mit einigen teutschen Stücken in der Herderischen.⁴ Die eigentlichen Volkslieder sind nie so geschmückt und correct, so sprach- und lehrgerecht, wie jene, die gleich bey ihrer ersten Erscheinung für ein kritisches oder wenigstens nach seiner Art und Zeit geschmackvolles Publikum bestimmt waren, und auch jetzt ohne Nachhülfe einem solchen gefallen können. Man muß also, wenn man eine Vergleichung unserer Volkslieder mit den Volksliedern der verwandten Völker anstellen will, niemals die lyrischen Blumenlesen aus den besten älteren [209] Dichtern mit einer Sammlung von dem Volke gesungener und aus seinem Munde aufgenommener Lieder verwechseln.

Und auch dieser Unterschied ist noch bey weitem nicht hinreichend. Es fragt sich, zu welcher Zeit und unter welchen Umständen Lieder aus dem Munde des Volkes aufgeschrieben werden. Auch die Nordischen von Sämund⁵ vielleicht gesammelten Lieder sind ohne Zweifel bloß durch Gesang und mündliche Ueberlieferung bis ins 11te Jahrhundert hin erhalten worden, und also in diesem Verstande ohne Zweifel Volkslieder, aber wer ihre verschiedene Art und Gegenstand und den zuweilen sichtbar dogmatischen und mysteriösen Zweck einsieht, der wird sich nicht überreden können, daß einige davon je entweder von dem Volke verfaßt oder von demselben in den Isländischen Rauchstuben, auf den Triften, der Jagd, dem Fischfang u. s. w. mündlich fortpflanzt, ja daß [210] sie nur von irgend jemanden als den Eingeweyhten, den Dichtern und Priestern, den Gottesgelehrten und Weltweisen seyn verstanden worden. Es ist etwas ganz anders, ob ein Lied durch mündliche Ueberlieferung nur aus Mangel an Schriftgebrauch erhalten wird, oder ob es ohne diese Nothwendigkeit, bloß darum, weil es nach des Volkes Geist und Sinne war, oder weil es Natur genug hatte, um den Geschmack aller Zeiten zu bestehen, so ohne Aufhören gefiel, und gelernt und gesungen wurde, daß es ohne je aufgeschrieben zu seyn, sich selbst Jahrhunderte lang von Munde zu Munde fortpflanzte. Das erstere gilt von den alten Nordischen,

das andere von den eigentlichen Volksliedern. Jene mußten durch mündliche Ueberlieferung erhalten werden, denn die Zeit ihrer Abfassung fällt weit früher, als der Schriftgebrauch in Norden allgemein gewöhnlich war; allein Volkslieder sind sie darum nicht.

[211] Das Volk kümmert sich nicht um die dogmatische und mystische Weisheit der Priester, interessirt sich nicht für die Speculationen des Philosophen, und die gelehrten Kenntnisse der Sprach- und Geschichtsforscher, und kümmert sich daher ohne Zweifel wenig darum, ob die Priestergeheimnisse in einem Wafthrudnismal, der Stammbaum eines Ottars mit dem Liede der Hyndla oder die Namen der Dinge unter den Göttern, Riesen und Zwergen, Alfen und Menschen in einer Fabel vom Allweisen⁶ erhalten werden oder nicht.

Den ungelehrten Mann, der aber Herz und Geist von der Natur empfangen hat, kann nur die Sprache der Natur, und das was den Menschen, oder die Nation interessirt, so lebhaft rühren, daß er darüber in Gesang ausbricht oder die Empfindungen eines andern, wenn sie natürlich genug sind um allgemein zu gelten, für die seinigen sprechen läßt. Daraus entstehen die eigentlichen [212] Volkslieder. Und wie verschieden sind nicht auch diese wieder! Wer wagt ein allgemeines Urtheil über sie zu fällen? oder wie könnte eins gültig seyn?

Alterthum, Gegenstand, Verfasser, Zweck, Nation- Land- Stadt- Dorf- oder allgemeines Menschen-Interesse, welch ein Unterschied! und wie ganz entgegengesetzt prägen sich nicht oft nach diesen Umständen Gedanke und Gefühl, Stimmung, Sprache, Sylbenmaaß, Tonweise und Gesang!

Wollten wir nach allen diesen Verschiedenheiten die Volkslieder Teutschlands durchgehen, abschildern und in Rangordnung stellen, so müßten wir ein ganzes Buch darüber schreiben, und das zu thun dürfte wohl noch zu früh und zu gewagt seyn.

Aber schlendern wir doch ein wenig durch den Garten Gottes, und denken, wenn wir nicht lauter Rosen und Vergißmeinnicht finden, daß auch das Schmalzblümchen und das [213] Gänseblümchen aus seiner Hand gekommen sind.

Doch, daß wir um dieses Gleichnisses willen unsern Gesichtspunct und Zweck nicht aus den Augen verlieren — auch die wirklichen Volkslieder sind bloß nach Gegenstand, Entstehung und Gelegenheit ungemein unter sich verschieden.

Man hat andere Lieder bey Volksfesten, andere bey Schmäusen und Tänzen. Anders singt die Zunft und der Bauer; anders das freye und feiner fühlende Volk; anders die Jünglinge und Mädchen; anders die Kinder.

Wer erinnert sich nicht aus seiner Jugend an die Lieder in den Fasten, Ostern, Pfingsten, Martini, den Polterabenden oder Klopfnächten? Es gibt deren viele und aller Orten. Man sehe die Nachrichten von den Herrn Seybold,⁷ Flögel⁸ und andern, theils in ihren Werken, theils in Zeitschriften. Erst vor kurzem hat sich, ich erinnere mich [214] nicht mehr wo, ein Gelehrter die Mühe genommen, den Streit des Sommers und Winters und die dabey gebräuchlichen Verse zu erzählen und zu erklären.⁹

Alle diese Lieder sind meistens sehr alt, aber entweder ganz lokal, oder doch an jedem Orte verschieden. Ihr poetischer Werth ist selten groß, und sie sind daher meistens mehr für die Sittengeschichte von Teutschland, als für den Geist der Poesie merkwürdig.

Hieher rechne ich auch die Lieder der Sterndreher, die gewöhnlich mit den Versen anfangen:

Wir reisen auf das Feld in einer Sonnen,
Deß freuet sich die englische Schaar. etc.¹⁰

Wer kennt sie nicht? allein wie vielen wäre Geschmack abzugewinnen?

Nicht viel mehr Kraft und Sinn noch Poesie und Anmuth scheint in den Versen zu seyn, die sich bey gewissen alten Volksgebräuchen und Arbeiten erhalten haben, [215] und die man meistens für so alt nehmen kann, als die Gebräuche selbst. *)

Nur rechne man darunter nicht die Sprüche der Zünfte oder die Hand- [216] werksgrüße, denn diese sind in Prosa. Bloß die letzten Worte des Abschiedsgrußes reimen sich, und gerade diese Reimen machen den nüchternsten Theil des Grußes aus.**) [217]

*) So gibt es hier noch alte Sprüche, die bey dem Einschlagen der Pfähle (Einrammeln großer Holzpflocke) in dem Wehr (einem Wasserdamm im Kocher) von einem alten Salzsieder während dem Einrammeln ausgesprochen werden. Nach jedem Verse erhebt man die Haye (so heißt der Rammler) und läßt sie wieder fallen. So viele Verse, so viele Schläge, und mit dem letzten Verse steht der Pfahl fest. Z. B.

Hoch auf! und an
Den eichenen Mann!*)
Mit der buchenen Hayen,
Ist gewachsen im Mayen
Ist gewachsen im April
Im Sommer singt die Grill
Hebt auf, ihr Lieben!
Den Pfahl hineingetrieben!
Gebt ihm eins auf den Kopf,
Fährt er 'rum wie ein Topf!
Gebt ihm eins auf den Grund,
So wird's ein Wasserhund!
Hoch auf und über sich,
Geht der Pfahl unter sich!
Hoch auf und an!
Laßt d'Haye stahn!

*) Den Wasserpfahl von Eichenholz.

**) Zur Probe mögen ein paar Stellen aus der Siebmacher Gruß und Umfrag, die ich vor mir liegen habe, da stehen.

Wenn ein fremder Gesell in die Herberge kommt, und bey dem Handwerk umgeschickt hat, so muß ein einheimischer auf die Herberge gehen, und ihn fragen, wer er ist und was er begehrt. Vielleicht ist das Ceremonielle und Eigene der vorgeschriebenen Formeln mehr charakteristisch und national als alle Volkslieder. Der Anfang lautet also:

Der Einheim. Also mit Gunst, ist ein fremder Siebmachers-Gesell vorhanden?

Der Fremde. Also mit Gunst ich versehe mich.

D. Einh. Siebm. Gunst, wo laufst du her!

D. Fr. S. M. Gunst von N. N.

D. Einh. S. M. G. wo letztens gearbeitet?

D. Fr. S. M. G. da und da. u. s. w.

Darauf fragt

D. Einh. S. M. G. bist du Oberländer oder Oestreicher?

D. Fr. Mit Gunst, ich versehe mich für einen Oberländer!

D. Einh. Siebmacher Gunst, bist du ein Meistersohn oder Lehrzucht?

D. Fr. S. M. G. ich versehe mich für einen Meistersohn. u. s. w.

Ferner folgende Stelle:

D. Fr. S. M. G. Meister und Gesellen von N. N. lassen dich freundlich grüssen wegen Handwerks.

D. Einh. Siebm. G. hast du ihnen auch gedankt?

D. Fr. Hab' ich ihnen nicht gedankt, so schenke mir einen Hut voll abgeschlagener Thaler oder Ducaten in den Beutel, so will ich den Weg wieder zurücklaufen, wo ich hergeloffen, und will ihnen nochmals danken.

Dagegen hat man wirkliche Zunftlieder, die freylich im Ganzen auf Einen Schlag [218] gemacht sind, und sehr nach dem Leisten riechen, allein doch stellenweise Bemerkung verdienen. Ich meyne die sogenannten Ruhm- Ehr- und Loblieder der Handwerker. So heißt es in dem Ruhmliede der Weber:

Vivat, braver Webersg'sell,
Deine Kanne richtig stell;
Schlage stolz und prächtig an,
Die Jungfern wollen Weber han.

[219] Wie lebendig und schön! — und in dem Ruhmliede der Hafner oder Töpfer:

Oft manches Weib zum Hafner kommt
Gar freundlich zu ihm spricht:
Ich hab zerbrochen mein Hausgeschirr,
Wollt mirs abschlagen nicht.
Gar willig gibt er her,
Was sie von ihm begehrt,
Aufrichtig er sein Leben führt,
Und Redlichkeit übt.

Die Vorzüge des Beckerstandes werden in folgenden Versen, nach Volksart schlecht und recht, aber sehr einladend geschildert:

Der Becker trägt ein saubers Kleid,
Lebt in Zucht und Ehrbarkeit,
Thut ihm wohl anstehen;
Auf seinem Haupt trägt er ein Hut,
Und trinkt kein Wein, denn er sey gut,
Thut ihn wohl verstehen.

Wie natürlich und treffend!

Jede Zunft hat ihr eigenes Ruhm- und Preis-Lied. Man findet der Weißgerber Ruhmlied, der Rothgerber Preislied, [220] Loblied aller Schmiede, der Barbierer und Bader, der Hafner Loblied, der Becker Ehrenlied, der Metzger, Weber, Küffner, Wagner und Schneider Ruhmlied, ja sogar die Bauern haben ein solches

D. Einh. S. G. mein lieber Bruder, die Ducaten und Thaler sind bey den Siebmachern gar klein, setz dich nieder, iß und trink, ich will lieber deinen Worten glauben. u. s. w.

Wenn der Fremde keine Arbeit bekommt, so bringt ihm der Einheimische folgenden Bescheid:

„Soviel Meister in der Stadt sind, lassen sich bedanken, daß du ihre Werkstätte nicht verschmähet. Wann der Beutel gut gespickt und die Schuhe gut geflickt, so kann ein ehrlicher Siebmachers-Gesell mit Ehren weiter reisen. Ich wünsch dir Glück und Seegen. (Damit gibt er dem Fremden den Bündel.)

D. Fr. Siebmacher-Gesell, mein lieber Bruder, ich bedanke mich für alle Ehre, Gutthat und Treue, so mir bey dir wiederfahren ist. Steht es mir heut oder morgen wieder zu verschulden, so will ich es auch nicht unterlassen. Kann ich dir schenken mit einem Glas Wein, so will ich dir schenken mit einem Glas Wein. Kann ich dir nicht schenken mit einem Glas Wein, so will ich dir schenken mit einem Glas Bier. Kann ich dir nicht schenken mit einem Glas Bier, so will ich dir schenken mit einem Trunk Wasser. Kann ich dir nicht schenken mit einem Glas Wasser, so will ich dir schenken mit einem Trunk Meth. Kann ich dir nicht schenken mit einem Trunk Meth, so will ich dir schenken mit einem Stück Brod. Kann ich dir nicht schenken mit einem Stück Brod, so will ich dir schenken mit einem guten Wort, denn ich hab mein Lebtage gehört, ein gut Wort findet auch gute Werkstatt. Grüß mir Meister und Gesellen, wo das Handwerk ehrlich ist, und wo es nicht ehrlich ist, so hilf es ehrlich machen, und straf nach Geld und Geldswerth, daß ihnen der Beutel möcht krachen, und dir dein jung frisch Herz im Leibe möcht lachen. Ich wünsch dir Glück zu Weg und Steeg, zu Wasser und zu Land, wo dich der liebe Gott hinsandt. Ich wünsche dir Glück ins Feld.“

Ehrenlied ihres Standes*). Das lebhaft-[221] teste darunter nach Text, Sprache, Gang und Melodie ist ohne Zweifel das Lied der Weber; auch ahmt der Refrain desselben den Schlag und Wiederschlag der Weberlade sehr täuschend nach.

Jedes dieser Lieder fängt mit einer Art von Aufruf an, geht dann in das Lob, die [222] Geschäfte und die widerfahrenen Ehren des Standes über, und schließt mit einem allgemeinen Segen für die Zunft oder den Stand, worin die Wohlfahrt in diesem Leben, Gesundheit alle Stund, jedem die schönste Frau auf dieser Welt, die tausend Gulden hat, und wenn er ist des Lebens satt, das Himmelreich im Sternenzelt angewünscht wird.

Es finden sich fast in allen hie und da einzelne Züge, die in ihrer Art schön sind und überraschen. In dem Küffnerliede heißt es z. B., wenn etliche Küffner bey einander seyn, und treiben die Reiff zusamm, das laute schöner als der Paukenschall, als Harfen, Instrument und Saitenspiel; und zu Ehren der Wagner wird der Umstand angeführt, daß Elias der Prophet, auf einem Wagen gen Himmel gefahren sey. Auch das Ruhmlied der Weißgerber hat einige Stellen voll Naivetät und Drolligkeit:

[223] Und wann wir endlich wollen
Auch schreiten zu der Eh;
So nehmen wir schöne Mägdelein
Zum Waschen und zum Näh'n,
Zum Beten, Kochen, Schlafen,
Zum Heysasa, Valleru;
Wenn wir haben gearbeitet,
Schlafen wir in guter Ruh.

Thut dann der Tag anbrechen
Und d' Morgenröth geht auf,
So thut die Frau bald sprechen:
Mein Schatz, geh, und steh' auf!
Schau nach der Werkstatt fein,
Ob auch die Fell' noch alle
Im Loch verwahret seyn?
Doch wollen wir auf alle Fälle
Noch einmal lustig seyn.

Freylich stößt man denn mitunter auf sehr afterwitzige Anspielungen und Gleichnisse; wiewohl auch unter diesen einige zu sehr überraschen, um nicht im ersten Augenblicke, wenigstens eine komische, Wirkung zu thun. Das Ehrenlied der Schneider mag hier zum Beyspiele dienen. Nachdem die Leut zu aller Zeit und

*) Die Anfänge dieser Lieder, wie sie mir zur Hand gekommen sind, lauten also:

- 1) Rothgerber, thu' ich preisen,
Frisch auf, du edles Blut u. s. w.
- 2) Seyd lustig ihr Weißgerber,
Und thut jetzt fröhlich seyn, u. s. w.

Am Schlusse steht:

- Der dieß Lied erfunden,
Und es also erdacht,
Aus Schwaben ist er kommen,
Zu Prag hat ers gemacht.
- 3) Guten Morgen lieber Schmiel,
Du thust mir gefallen u. s. w.
- 4) Ist etwas hoch erhoben
In diesem Erdenrund,
Barbierer sind erhoben u. s. w.
- 5) Die Hafner muß man allzeit haben
In der Welt weit und breit.
- 6) Kommt herzu beyde Frau und Mann
Hört mich nur ein wenig an,
Thut mich recht verstehen;
Becker die sind brave Leut u. s. w.
- 7) Kommt herzu mein Handwerksmann
u. s. w.
Metzger, die sind brave Leut. etc.
(ganz Nachahmung des vorigen)

- 8) Aus der Tiefen rufe ich,
Will denn Niemand hören mich?
Hört mich braven Webersknep. etc.
- 9) Frisch auf tapfer! Küffnersleut
Tretet näher an,
Ein großes Lob ist euch bereit. etc.
- 10) Die Wagner muß man haben,
Wohl in der ganzen Welt. etc.
- 11) Frisch auf, frisch auf zu aller Zeit
Zu Wasser und zu Lande,
Den Schneidern ich ihr Lob ausbreit. etc.
- 12) Merket auf, ihr Christenleut,
Was ich sing zu dieser Zeit
Vom Bauernstand
Ist wohl bekannt,
Wie man die Bauern thut verachten,
Und ihr Lob mag nicht betrachten,
Da doch 's Bauern Schweiß und Blut
Das ganze Land ernähren thut.¹¹

zu Wasser und zu Land aufgerufen sind, das Lob des Schneider-[224] Handwerks anzuhören, so beginnt es endlich wie folget:

„Die Wahrheit zu gestehen,
Da Gott, der Herr, den Adam g'schafft,
Die Eva ausersehen,
War Gott selbst Schneider dazumal
Zu seinem großen Himmelssaal,
Wie die Bibel klar zeiget.“

Man denke sich den feyerlichen Ernst dazu, mit welchem die Schneidersbursche diese Stelle singen, und sich in Gedanken gleichsam zu Gott, den ersten Schneider erhoben fühlen!

Als Gegenstück zu den Lob- und Ehrenliedern der Handwerker und Zünfte gibt es auch noch ein allgemeines Spott- und Schimpflied, worin alle Handwerkskniffe der Reihe nach und unverhohlen von einem lustigen Mitgenossen durchgezogen und allen Zünften und Ständen namentlich vorgeworfen sind. Es ist das bekannte: Traut nur keinem Schneider nicht. Jede Strophe gilt einen andern Stand. Am [225] Ende aber sucht es dieser listige Locke wieder gut zu machen, heißt sie alle seine lieben Freunde, und bittet sie, sich nicht über sein Kurzweilgedicht, wie er es nennt, zu beschweren, sie seyen alle ehrliche Leute, wenn sie nur den Diebstahl meiden.¹²

Doch weg nun aus den Werkstätten der Zünfte!

Man verzeihe mir, wenn ich meinen Weg ganz frey und ungezwungen gehe, und mich ganz vom Zufall und meiner individuellen Kenntniß der Volkslieder leiten lasse. Was ich sage, soll ja den Gegenstand nicht erschöpfen, soll keine systematische Abhandlung, sollen nur hingestreute Ideen zur weitem Nachforschung für andere seyn.

Eine vierte besondere Gattung von Volksliedern trifft man bey den allgemeinen Lustbarkeiten des Volkes, bey Spiel und Tanz. Schade, daß diese Tanzlieder durch einen eigenen Umstand, den ich nachher bemerken will, zu fragmentarisch geworden sind, um [226] über sie als Lieder nur ein etwas befriedigendes Urtheil fällen zu können.

Indessen sey es mir erlaubt, einige Gedanken über ihre Entstehung und Eigenthümlichkeit mitzutheilen.

Alle unsere Volkstänze sind von zweyerley Art, entweder Schleifer oder Reihentänze.

Die Schleifer, von dem Volke in enge und weite eingetheilt, beyde zusammen aber unter dem Namen des Teutschen Tanzes bekannt, gehen alle, wie ihre Melodien, (jene in dem reißenden Drey-Achtels-, diese in dem geschwinden Zwey-Viertelstacte gesetzt) lustig und schnell; denn die langsameren, zärtlichen Walzer oder Dreher sind noch nicht so lange, auch mehr unter den feineren Classen Mode geworden, und also nur eine spätere Abart. Doch wir wollen sogleich auf seinen Ursprung und seine erste Absicht und Bedeutung zurückgehen. Un-[227] verkennbar ist beydes, sobald man ihn auf dem Tanzsaale des Landvolkes beobachtet. Ein Liebesbündniß scheint ihn veranlaßt zu haben, und eine Nachahmung der ganzen Liebesgeschichte sein Zweck zu seyn. Man sehe nur, wie das Landvolk noch jetzt den Schleifer zu tanzen pflegt. Erst geht der Bursche dem Mädchen nach, und das Mädchen sucht zu entfliehen; bald erhascht er sie und will sie fest halten, allein sie reißt sich aus seinen Armen los; er wiederholt daher den Versuch, sobald er ihr aber naht, dreht sie sich um und will nichts von ihm wissen. Demunerachtet ist er standhaft und unverdrossen; wohin sie sich auch wendet,

steht er wieder vor ihr, fleht um Gegengunst, und es scheint, er wolle eher sterben als von ihr lassen. So vieler Liebe, Treue und Standhaftigkeit erliegt endlich der Sprödesinn des Mädchens, und sie reicht ihm die Hand. Voll Freude umschlingt sie der Erhörte, und läßt sie nicht mehr aus den Armen, so verschämt sie [228] sich auch noch immer gegen seine Umarmung zu sträuben, und während dem ganzen Tanze mit der Rechten los zu machen sucht; denn das steife Umschlingen mit beyden Armen ohne Bewegung der andern Hand ist ja erst bey Menschengedenken aufgekommen, und das Drehen oder Walzen selbst sollte wohl ursprünglich gar nichts anders als das Ringen mit dem sich sträubenden Mädchen bedeuten.

Die Schleifer haben daher, so alt sie auch seyn mögen, immer zwey Theile sowohl in Musik als Tanz. Der erste stellt die Werbung um Gegengunst, der andere das Glück des Erhörten und das jungfräuliche Sträuben des Mädchens dar. Noch jetzt, da man die Bedeutung des Teutschen Tanzes vergessen hat und nicht mehr versteht, geht man doch aus hergebrachter Gewohnheit während des ersten Theils der Musik nur im Reihen herum, und erst mit dem zweyten fängt man an sich zu drehen oder zu schleifen.

[229] Aus dieser Bestimmung der ursprünglichen Bedeutung des Teutschen Tanzes, der mir als Sinnbild einer Liebeswerbung ein wahres Naturstück dünkt, ergibt sich der eigene fröhliche Ausdruck der Musik, und der Gegenstand ihrer Texte von selbst. Denn jeder Schleifermelodie liegt ein besonderer Text zum Grunde. Auch diese Bemerkung läßt sich am sichersten bey den Tänzen des Landvolkes machen. Der Bauerbursche singt allemal einen Vers vor, und dann erst fangen die Musikanten an. Diese Sitte freylich ist auch zugleich die oben ange deutete Ursache, daß sich von vielen Tanzliedern nur noch die Anfänge, soweit sie zur Angabe einer Schleifermelodie nöthig sind, unter dem Volke fortgepflanzt, und bis auf unsere Zeiten erhalten haben. Manchmal sind es auch nur Bruchstücke aus andern Volksliedern, die man zuweilen noch in den alten geschriebenen Liederbüchern auffindet. [230] So gibt z. B. das Volk in Schwaben einen Schleifer mit folgenden Versen an:

'S ist noch nicht lang, daß es g'regnet hat,
Die Bäumlein tröpfeln noch;
Ich hab einmal ein Schätzchen g'habt,
Ich wollt', ich hätt' es noch.¹³

Diese Verse aber sind kein eigenes Lied, sondern die Schlußstrophe aus einem alten noch bekannten Jägerliede*).

Dessen ungeachtet enthalten diese Schleifertexte, ob sie nun der wirkliche Anfang eines Tanzliedchens, oder nur abgerissene Strophen aus andern Liedern sind, doch alle soviel, als nöthig ist, um einzusehen, daß ihr Inhalt der ursprünglichen Bedeutung und Bestimmung des Schleifertanzes ganz entspreche. Man wird nemlich kein einziges altes Schleiferliedchen finden, daß nicht ent- [231] weder die wirkliche Liebeswerbung selbst und Heirath oder Genuß enthielte, oder die Gesinnungen und Antworten eines von beyden Theilen auszudrücken suchte. Meistens ist die Falschheit und Untreue der Liebenden oder das Glück des ledigen Standes, oder Klage über die Kälte und Sinnesänderung der Geliebten oder stolze Gleichgültigkeit bey erhaltenem Korbe der Inhalt dieser Gesinnungen.

*) Es fängt an:

Und ob ich schon ein Jäger bin,
Trag' auch ein grünes Kleid,

Und 's Jagen ist, und 's Jagen ist,
Und 's Jagen ist mein Freud; u. s. w.

Zum Beweise dessen, und als Beyspiel wie fragmentarisch die Schleiferliedchen sind erhalten worden, will ich einige der ältesten und gebräuchlichsten Schwäbischen Schleiferliedchen hiehersetzen.

Erstes.

In dem Wasser schnalzt der Fisch,
Lustig wer noch ledig ist.

Zweytes.

Was hilft mich ein rother Apfel,
Wenn er innen faul ist?
Was hilft mich ein schön Schätzchen
Wenn das Herze falsch ist?

[232]

Drittes.

Und wenn mein Schätzchen ein Tannenbaum wär,
So wollt' ich hinauf steigen, wenn's noch so hoch wär.

Viertes.

Schön's Schätzchen hab' ich,
Aber reich ist es nicht.
Was hilft mich der Reichthum?
Beym Geld schlaf ich nicht.

Fünftes.

Wenn ich ein schön's Mädel seh,
Meyn' ich, es sey mein,
Wenn ich aber zum Laden komm,
Läßt sie mich nicht ein.

Sechstes.

Daß ich dich gar nicht mög*)
Das sag ich nicht,
Aber zu dir ins Bett
Leg ich mich nicht.¹⁴

Siebentes.

Kreuzweis über den Kupferbach
Kreuzweis über den Rhein:
Wenn mich ein Mädchen nicht mag,
Hab' ich gleich wieder zwey, drey.

[233] Man vergesse nicht, daß diese Verse bloß zur Bestätigung desjenigen angeführt sind, was von ihrem Inhalte gesagt worden ist. Wenn man mit diesem die Bedeutung des Teutschen Tanzes zusammenhält, so wird man die Texte, wenn nicht schön, aber doch immer natürlich und passend finden. Das erste, zweyte und sechste scheint die Antwort eines Mädchens auf einen Liebesantrag zu seyn. Das dritte die Gesinnung des standhaften Liebhabers; das vierte eine Entschuldigung der getroffenen und vielleicht getadelten Wahl; das fünfte eine sinnreiche Reflexion, das siebente ein stolzer Trost des abgewiesenen Liebhabers. Solcher Texte gibt es noch eine unzählige Menge; alle aber kommen im Ganzen auf das nemliche hinaus, und sind wahrscheinlich in der Regel nur die Anfänge der ursprünglichen eigentlichen Tanz-Lieder, die durch die Länge der Zeit und die Gewohnheit, nur einzelne Verse zum Tanze vor- [234] zusingen, verloren gegangen, und über deren Werth und Unwerth sich also durchaus nichts sagen läßt. Nur über ihre Bestimmung und Gegenstand macht uns die Absicht des Teutschen Tanzes gewisser, und auf ihren Ton und Gang kann man wenigstens aus der Beschaffen-

*) Provincialausdruck: Einen mögen heißt soviel als einen gern haben, lieben.

heit der Musik ziemlich sicher zurückschließen. So viel ist wenigstens gewiß, daß alle alten Schleifer eine lustige, fröhliche Melodie und durchaus nichts ernstes oder gar schwermüthiges an sich haben. Da man nun aus den übriggebliebenen Versen der Tanzlieder einsieht, wie wenig ihr Inhalt dem Sinnbild und der Musik des Schleifers widerspricht, so ist es wahrscheinlich, daß ursprünglich alle Teutschen Schleiferlieder ebenfalls lustigen Inhalts gewesen, und der Tanz selbst vielleicht bey den ersten öffentlichen Hochzeiten entstanden ist. Kurz, alles ist Scherz und frohes Spiel, Sprung und Freude.

[235] Ganz anders verhält es sich mit dem Reihentanze. Dieser ist einfacher, ruhiger, ernsthafter, und ohne Zweifel auch älter als der Schleifertanz. Vermuthlich kennt man ihn aller Orten. Zum mindesten ist er noch bey den Kirchweyhfesten gebräuchlich, unerachtet er auch da, wenn der Platz um den Kirchweybaum eben ist, von dem lustigeren Schleifer verdrängt wird. Beym Reihentanz umschlingt man sich nicht, dreht sich auch nicht herum. *) Er scheint mehr ein Zug als ein Tanz zu seyn, und sollte wohl auch nie eine Liebeswerbung vorstellen, wie der Schleifer, sondern vielmehr eine feyerliche Procession. Der Schleifer ist ganz Ausdruck der Freude, der Reihentanz scheint nichts als Verehrung zu seyn, und seinen Ursprung den Festen der Götter zu danken zu haben. Er besteht nur aus E i - [236] n e m Theile, und die nemliche Musikperiode wird immer wiederholt, bis es endlich genug dünkt. Diese Musik, an deren Stelle freylich immer mehr die Schleifermusiken kommen, ist höchst simpel, und wahrscheinlich zur Trommel oder Sackpfeife erfunden.

In Schwäbisch Halle hat sich noch einer der ältesten Reihentänze mit der alten Musik, Text und Gebrauch erhalten. Die Salzsieder daselbst haben ein dreyjähriges Fest, welches man ihren Hof nennt, und das merkwürdig genug wäre, um eine umständliche Beschreibung zu verdienen, und die Aufmerksamkeit der Reisenden auf sich zu ziehen.¹⁶

An diesem Feste nehmen alle ledigen Siedersbursche Theil. Jeder lädt zu dem Hofe eine Siederstochter ein, die alsdann während der ganzen Feyerlichkeit den Namen der Hofjungfern führen, und, so wie die Siedersbursche, in einer alten feyerlichen Tracht und mit einem eigenen Kopfputz [237] erscheinen. Diese Feyerlichkeit dauert gewöhnlich drey bis vier, wenn es aber die Kosten zulassen, alle alten Gebräuche vollständig mitzumachen, sieben bis acht Tage. Unter vielen alten Lustbarkeiten ist auch ein feyerlicher Reihentanz auf einer kleinen von uralten Linden beschatteten Halbinsel. Mitten auf dieser Insel sitzen die Musikanten (ebenfalls Salzsieder) unter einer der größten Linden auf ein paar großen umgestürzten Gelten oder Kufen. Ihre Instrumente sind die Trommel und die gemeine Querpfeife. Rund um die Musikanten wird ein ovaler Kreis gezogen, in welchem man tanzt. Der Tanzende nimmt die Hofjungfer nur züchtig bey dem kleinen Finger, und kommt ihr während dem ganzen Tanze niemals näher. Der Text zu der Musik ist allgemein bekannt, wird aber niemals gesungen. Es sind nur zwey Verse**), die mit der wiederkehren-[238]den Musik auch immer in Gedanken wiederholt werden, weil sie die Tanzschritte bestimmen. Mit dem Dactyle im ersten Verse wirbelt die Trommel, und so auch am Ende oder bey dem Wiederanfang. Bis auf den

*) Das Drehen bey dem von Herrn Rechtsrath Reynitzsch oben (S. 112. und 113.) beschriebenen Kirmstanz¹⁵ ist ohne Zweifel neuer, und wahrscheinlich von dem Schleifer in den Reihentanz aufgenommen worden.

**) Mei' Mutter kocht mir Zwiebel und Fisch, / Rutsch her, rutsch her, rutsch her!¹⁷

Wirbel machen die Tanzenden just drey große Schritte, und bey jedem Wirbel zwey kleine, wobey sich der Siedersbursche gegen die Hofjungfer kehrt. Die Accente der Musik sind so leicht, daß sie die Trommel allein deutlich genug ausdrücken kann. Die Veränderung der Töne geschieht bloß durch die Quint und Quart. Dieser Reihentanz ist durchaus ernsthaft und stille; freundlich dürfen die Tanzenden zur Noth seyn, aber sprechen oder gar lachen und jauchzen, würde sich nicht schicken, und ihnen zur Unehre gereichen. Auch bleibt sich der Tanz durchaus gleich, ausgenommen daß man zuweilen den Kreis in eine Schlangenlinie verwandelt. In dieser Gestalt dauert nun dieser Tanz so wie die ganze Feyerlichkeit schon [239] vier bis fünfhundert Jahre fort, und beyde sind also noch jetzt ein getreues Bild von dem Geist und den Sitten der Vorzeit.

* * *

Eine fünfte eigene Gattung von Versen, die zur vollständigen Beurtheilung des Deutschen Volksgeistes in Liedern und Erzählungen gehören würden, sind die Kinderlieder bey ihren Spielen und Vergnügungen, und die in den Ammenmährchen und den mündlich fortgepflanzten Volksmährchen überhaupt vorkommenden Reden und Antworten, die gewöhnlich in Reimen oder wenigstens in Versen abgefaßt sind, und oft Interesse und wahre Naivetät haben; oft aber auch ins Läßpische fallen. Für diejenigen, die das Alterthum lieben, und in den Sitten der Vorzeit leben, oder sich überhaupt mit dem Nachdenken über die Entwicklung des menschlichen Geistes beschäftigen, ist es ein wahres Vergnügen, den Geist des Menschen in diesen Kinderspielen und Unterhaltungen zu beobachten. Während andere sich schämen, solchen Kleinigkeiten nur einige Aufmerksamkeit zu widmen, wird der unbefangene Beobachter nicht müde, Stunden lange zuzusehen, ihre Lieder und Geschichten zu belauschen, sich an allem zu vergnügen, und alles sonderbar und merkwürdlich zu finden. Mir ist es oft so gegangen, und die Beobachtung solcher Spiele und das Anhören ihrer Lieder und Mährchen hat mir manchen Augenblick angenehm gemacht. Zuweilen fiel es mir ein, solche Verse und Mährchen aufzuschreiben, und so bin ich unvermerkt zu einer ganzen Sammlung gekommen. Wie viele würde ich hier mitzutheilen haben, wenn ich mich und die Leser von Geschmack nicht schonen müßte, wiewohl der künftige Forscher über solche Unterdrückungen (die er einer unzeitigen Schaam oder andern Vorurtheilen zu-[241]zuschreiben pflegt) nicht selten ungehalten wird. Wer sollte es jetzt dem Römer nicht danken, wenn er weniger stolz gewesen wäre, um die damaligen Deutschen Volkslieder von Thuiskon, Arminius u. s. w. seiner Nachforschung werth zu halten und der Germanischen Nachwelt aufzubewahren? oder wer würde dem Mönchen Otfried die Gottlosigkeit nicht verzeihen haben, neben seiner Harmonie der Evangelien auch die *Sonus rerum inutilium* und den *Cantus obscenus*¹⁸ des achten und neunten Jahrhunderts auf unsere Zeiten gelangen zu lassen? — Indessen muß man sich dem Geiste der Zeit fügen. Nur also von jeder Art Ein Beyspiel.

In dem Ammenmährchen von den drey Königstöchtern und dem in einen Frosch verzauberten Prinzen ist die ganze Erzählung in Prosa, die Gespräche mit dem Frosche und seine Forderung aber in Versen. So spricht er z. B. da er [242] vor die verschlossene Thüre der jüngsten Prinzessin kömmt:

Königstochter jüngste
 Mach mir auf!
 Weißt du nicht, was gestern
 Du zu mir gesagt
 Bey dem kühlen Brunnenwasser?
 Königstochter jüngste,
 Mach mir auf!

Diese simplen Verse, die ich mich noch aus meiner Kindheit auch singen gehört zu haben erinnere, haben doch viel Lebhaftigkeit und Drang, und kommen dem Ton und Sylbenmaaße nach einigen Nordischen Stücken sehr nahe. *)

[243] Bey den Spielen der Kinder fiel mir immer das Auszählen durch Verse am meisten auf, und ich suchte manchmal nach, ob sich nicht in den alten Büchern Spuren von einer Teutschen Sitte finden, daß beym Auswählen der Mannschaft eine ähnliche Zählung durch Verse gewöhnlich gewesen sey; denn der Gedanke ist doch sehr natürlich, daß die Kinder in ihren Spielen das nachahmen, was in der Stadt oder im Dorfe bey wichtigen Gelegenheiten vorgeht und etwas sinnliches hat. Allein ich fand nichts. Bemerkenswerth ist es indessen in Rücksicht des natürlichen Gefühls für Versmaaß, daß nicht nach den Worten, sondern nach den Füßen der Verse umgezählt wird, und daß sich auch das geringste und einfältigste Kind niemals verzählt, sondern just so viele Umzählungen macht, als Füße in den Versen sind. Die gebräuchlichsten Auszählungs-Verse sind das auch in Franken und Sachsen bekannte Liedchen: [244] Jäger, bind dein Hündlein an,**) das vermuthlich wegen der Zahl, womit es schließt, zu dieser Ehre gekommen ist. Die Melodie dieses Liedes ist ganz redbar, und hat wenig gesangmäßiges. Dieß scheint auch von allen Kinderliedern überhaupt zu gelten, und von der noch unausgebildeten Fähigkeit der Kinder zu einem bestimmten und sonoren Gesange herzuführen.

Unter den zahlreichen übrigen Spielen der Kinderwelt will ich nur noch eines einzigen Erwähnung thun.

Die jüngsten Kinder pflegen sich mit einer Art von Reihentanze zu unterhalten, den sie in ihrer Sprache den Ringelreihen nennen. Bey diesem Tanze wird von ihnen ein altes Liedchen gesungen, oder vielmehr geleyert, [245] nach dessen Worten sie entweder die Runde tanzen oder sich niedersetzen***). Mit der Voraussetzung, daß man in Kinderliedern auch nur Gegenstände und Sprache für Kinder erwartet, wird man dieses Ringelreihenliedchen sehr artig und naiv finden, und auch seines wahrscheinlichen Alterthums halber des Untergangs nicht ganz werth halten.

Und nun genug von diesen besondern Volksliedern, welche bis daher die Aufmerksamkeit der Sammler und Forscher noch wenig oder gar nicht auf sich ge-

*) Man vergleiche z. B. die Worte Oddurs in der Hervararsage (S. Brag. 2, S. 119.)

Plötzlich kam	Und mit Heulen
Furcht mich an	Auf die Insel steigen sah,
Als ich sie mit Brüllen	Alle zwölf
Aus den Schiffen gehen,	Ohn Helm und Panzer.

**) Jäger, bind dein Hündlein an, / Daß es mich nicht beißen kann, / Beißt es mich, / Straf ich dich / Um Sechshundert dreyßig.

***) Es mag hier stehen:

Das Ringelreihenliedchen der Kinder.

Ringe, Ringe, Reihe!
 'S sind der Kinder Zweye,
 Sitzen auf dem Holderbusch,
 Schreyen alle Musch, Musch, Musch!
 Setzt euch nieder!

Es sitzt 'ne Frau im Ringlein
 Mit sieben kleinen Kindern.
 Was essen's gern? Fischelein.
 Was trinken's gern? Rothen Wein.
 Setzt euch nieder!²⁰

zogen hatten, [246] und unter denen sich doch, wenn sich auch in andern Kreisen von Teutschland jemand die Mühe nehmen wollte, darauf zu achten, noch manche schöne Blume für eine künftige classische Sammlung der Teutschen Volkslieder pflücken ließe.

Eine schönere, frohere, lebendigere und reichere Aussicht für den Freund der Musik und des Gesangs öffnet sich ihm allerdings auf der offenen Flur, dem Aufenthalte der Hirten, in dem anmuthsvollen Walde, der von dem Horne des Jägers wiedertönt, und überhaupt in dem Kreise der freyen liebenden, für alles Schöne und Gute, für die Reize der Natur, und die Schönheiten des Körpers und der Seele gleich empfänglichen Jugend. Nur in dem Herzen des liebenden [247] unschuldsvollen Jünglings und Mädchens bildet die Natur Lied und Gesang, wie sie Jahrhunderte rühren und entzücken und der Kunst ein ewiges Muster bleiben müssen. Liebe und Freundschaft, Unschuld und Jugend haben die Zauberkraft, alles um uns und in uns zu verschönern. Durch sie bekommt die todte Natur Leben und Empfindung, die Thiere Sprache und Mitgefühl, und der Mensch, dessen Tugenden wir ohne Flecken sehen, weil wir selbst noch keine haben, dünkt uns ein höheres Wesen und anbetungswerth. Verstand und Vernunft sind noch schlicht und sophismenlos, unsere Fantasie reich an schönen Bildern, und unser Herz so allumfassend, so offen und warm, so treu und ohne Falsch. Da gehe man hin und höre, wie die Feldschalmey des Hirten so sanft flötet auf der Flur, und das Horn des Jägers so lustvoll in den Gehölzen wiederhallt, und die nahe Jagd und ihre Freuden verkündet, und wie der Gesang der [248] Spinnerin so wahr und zärtlich klagt und schmachtet, wenn sich ihr liebendes Herz nach Gegengunst sehnt. Wie die gleichempfindende Seele sich in den Gesang ergießt, und jedem Tone eine Sprache zu geben scheint! Ach! wer kann das mahlen und schildern! Hören, hören muß man es, und nicht erst im dritten Nachhall, wann der Geist des Gesangs schon verweht ist, sondern auf der Stelle, in dem Augenblicke, wo ein Jüngling oder Mädchen sein Geheimniß den verschwiegene Fluren anvertraut, sich von keinem fremden Ohre belauscht glaubt; und

Die Amsel in dem Wald allein'
Sollte ihre Zeugin seyn.

Oft hört' ich, so bedeckt von einem Busche, den Liedern der Schäfer und Schnitter auf dem Felde, oft um Abendzeit in der Nähe eines Dorfes dem Gesange der Bauernmädchen, oft um Mitternacht, da alles schlief, von meinem Fenster dem zärt-[249]lichsten Duett eines liebenden Paares zu. Wie sich da meine ganze Seele verneute, wie alle Kräfte sich zu entwickeln suchten, wie mir die Welt und ihr Genuß, die Natur und ihre Freuden, der Mensch und seine Bestimmung in einem ganz andern und milderen Lichte erschienen! Wie mir alles um mich her zu eng war, und die Bücher mich anstarrten, und ich Menschen suchte, mit denen ich Genuß und Gefühl theilen könnte, und keinen fand! In solchen Augenblicken hätte ich mir einen Mann wie Tytlern²¹ hergewünscht, und ihn fragen mögen, ob Lied und Gesang der Natur nur in seinem Lande zu Thränen rühren? Aber zeigen und beweisen läßt sich das nicht, man muß hören und es fühlen können.

Solche Lieder sind unzertrennlich von ihrem Gesang. Könnte ich mit den Buchstaben derselben auch ihren lebendigen Ton auf das Papier tragen, wie gerne wollt' ich das! Aber ohne Gesang scheinen sie Blu-[250]men ohne Farbe und Geruch, Bilder ohne Leben und Sprache, und die kalte Kritik ist froh genug, dieß zu bemerken, um sie verdammen zu können.

Ueberhaupt dünkt mich immer, es sey eine weit größere und seltenere Kunst, überzeugend zu loben, als zu tadeln. Ein flüchtiger, schiefer Tadel erhält oft allgemeinen Beyfall und erwirbt dem Tadler das Ansehen eines Kritikers, während das gegründetste Lob noch verdächtig scheint, und mit Undank oder Gleichgültigkeit belohnt wird. Und es ist gewiß weit schwerer, Schönheiten zu entwickeln und zu zeigen, worinnen sie bestehen, als Flecken zu entdecken, selbst an den vollkommensten Werken. Und doch thun wir uns heut zu Tage so viel auf den Tadel zu gut, und glauben wer weiß was für große Kritiker zu seyn.

Und wie möchte es da diesen armen Volksliedern ergehen? sollte man sie nicht lieber [251] in ihrer glücklichen Unbekanntheit lassen, wo sie ungestört leben und wirken, und durch manche stille Thräne oder verjagte Wolke des Kammers und das süße Gefühl, das sie den Zärtlichen einflößen, sich selbst belohnen?

Doch was rede ich? Wollt' ich doch nicht den Lobredner unsrer Volkslieder machen, das nur einem Herder ansteht, der bey dem lebhaftesten Gefühle für die Schönheiten der Natur, sich auch der Sprache für die feinsten Unterschiede derselben wunderbar zu bemeistern weiß. Ich wollte nur sagen was da ist, und da seyn könnte, und ein paar flüchtige Gedanken einstreuen, die dem künftigen Sammler seinen Weg vielleicht etwas erleichtern, mit einem Worte eintheilen, ordnen, vorbereiten.

Auch diese allgemein interessanten und bekannten Volkslieder sind nicht von einerley Art. Ich würde zu allererst die Jäger- und Schäferlieder davon absondern, [252] und sie wieder, so wie die Volkslieder alle, in lyrische und erzählende eintheilen.

Die Jäger- und Schäferlieder machen nicht bloß wegen ihrem Gegenstande, sondern vorzüglich wegen ihrer Musik, jede eine besondere Classe aus, und unterscheiden sich von den übrigen dadurch, daß ihre Musik für Instrumente, dieser ihre hingegen bloß für den Gesang modulirt ist.

Schon Herder hat bey dem Sprung- und wurfvollen Liede: Es blies ein Jäger wohl in sein Horn bemerkt, daß sich das Meiste und Anziehendste in ihm auf lebendigen Ton und Melodie des Horns beziehe,²² und daß der Refrain Alleweil bey der Nacht die Jägeronanz sey.²³ Es gilt diese Bemerkung aber von allen Jägerliedern. Sie sind sämmtlich nach den Akkorden des Waldhorns modulirt und verlieren unendlich viel, wenn ihnen diese natürliche Begleitung, und die lebendige [253] Nachahmung des Waldhorns durch eine sonore Stimme, genommen wird!

Wie wenig erkennt man auf dem Papiere die Wirkung des frohen Jägerlieds, Fahret hin, fahret hin, Grillen geht mir aus dem Sinn,²⁴ das auf dem Horne so prächtig schallt? oder sollte man es schon aus folgendem raschen und wiederhallenden Sylbenmaaße hören?

— v —,
 — v —,
 — v — v — v —,
 — v —,
 — v —,
 — v — v —,
 — v — v — v —,
 — v —,
 — v —,
 — v — v —.

[254]

He, he, he!
Hirsch und Reh,
Laufen in dem Wald daher!
Eins davon
Weiß ich schon
Das wird mir zum Lohn!
Löwen, Bären, Pantherthier,
Wilde Schwein und Tiegerthier
Sind nicht frey,
Von dem Bley
Von der Jägerrey.
Ey so seys und bleib 's dabey,
Es leb die edle Jägerrey,
In dem Wald
Mirs gefällt,
Bis das Herz erkalt.

Der Creticus²⁵ drückt allemal den Anstoß des Waldhorns und seinen schönen Abfall in die Terz aus, und der zweyte Creticus haltt den ersten nach. So in dem Liede: Es ritt ein Jäger wohlgemuth²⁶ die Worte:

Im Mayen
Am Reichen
[255] Sich freuen
Alle Knaben und Mägdelein.

und in andern die nachahmenden Schallworte des Waldhorns: Sa, sa! Tra, ra!
und des hetzenden Jägers:

Puß! Puß! Rir! rir!
Getroffen, ha! ha!
Das Wild ist gefället, das Wild ist erlegt!
Drum Jäger blaset
Das Trararara!
Hier wird jetzt nicht anders als Freude gehegt,
Frisch auf, ihr Jäger, und nehmet
Die Gläser herbey!
Der, der es wohl meynet,
Der rufe und schrey!
Getrunken, sa, sa!
Getrunken, sa! sa!
Es leben die Jäger!
Schreyt alle: ja, ja!²⁷

Welch ein fliegendes und treibendes Sylbenmaaß! Wie ein Vers den andern jagt!

Frisch auf! ihr Jäger, die Morgenröth
Bricht schon herfür,
[256] Dort setzet, dort setzet
Dort wechselt das Thier!
Gehetzet sa, sa!
Gehetzet sa, sa!
Es leben die Jäger!
Schreyt alle: ja, ja!²⁷

Wer glaubt nicht selbst unter dem Chore der Jäger zu seyn, und den Hörnerschall und Peitschenknall zu hören!

Ju, ja! ju, ja!
Lustig wollen wir leben
Allhie auf grüner Haid!
Ju, ja! ju, ja!²⁸

Lustig ist die Jägerrey, und das ganze Leben des Jägers. Wer immer, heißt es in einem sehr alten Liede,

annehmliche Freuden will g'nießen
 Verfüge sich eilends in Wald!
 Dort wird ihm alle bitteren Sorgen versüssen
 Diana in lieblicher G'stalt.
 Sie wird euch ergötzen
 Mit Jagen und Hetzen
 In ihrem grünsammetnen Saal,
 [257] Wo alle schöne Thierlein
 Füchs, Hasen und Rehlein
 Anstell'n einen lustigen Ball.²⁹

Diana, noch jetzt die Göttin der Jäger, und der Wald ihr grünsammetener Saal. So glaubt der junge Jägersbursche, wenn er in den Wald kommt, in die Wohnung einer Gottheit zu treten. Um ihn her die reizende Natur, in deren Schoose alle schönen Thiere, Füchs, Hasen und Reh ihren lustigen Tanz halten, und die Vögel lieblich auf den grünen Bäumen singen. Das Gras ist sein Bette, der Wald sein Haus, das Wasser des klaren Baches sein Nectar, er ruht auf dem Klee, und kann er

dem Schlaf nicht weichen,
 Ist Laub der hohen Eichen
 Sein stolzes Canapee.³⁰

So fliehen ihm alle Tage in Lust und Vergnügen dahin. Wenn er vom Schläfe früh Morgens ganz freundlich erwacht, und die [258] Vöglein ihm ein schönes Hofrecht gemacht und Phöbus mit seinen Goldstrahlen die Gipfel der Berge annehmlich zu mahlen anfängt und die stolzen Auerhahnen schreyen, und der Jäger einen Hirsch springen sieht, so bläs't er das Horn, die Hunde spitzen die Ohren, laufen dem Wildpret nach, und dürfen nicht eher ablassen, bis es zu Schuß gebracht. So streicht der Jäger durch Wälder, durch Berge und Thal, bis daß er zum Schießen was findet, das ihm gefällt,³¹

He, he! ha, ha!
 Die Hunde anhetzt,
 Das Jagdhorn ansetzt,
 Daß alles erschallt.
 Bald schießt er Hasen, bald Hirschen und Reh,
 Zu Zeiten die Wildschwein zu fangen ausgeht,
 Bald kommt ein Schnepf oder Wildgans daher,
 Und wann er was schießt, erfreut es ihn sehr!
 He, he! ha, ha!
 Die Hunde anhetzt,
 Das Jagdhorn ansetzt,
 Daß alles erschallt.³²

[259] Daß es erschallt in den Thälern, He, ho he! Füchs und Rehe springen auf vor Furcht.

Ja, das schöne Gemslein tanzet,
 Voller Freud
 Auf den hohen Steine-Klippen,
 Bis er schießt auf seinen Rücken,
 Und machts zu einer Beut.

Hört er vollends einen Bären kommen, und ihm entgegen brummen, hauend und wild um sich blickend, das ist seine Lust.

Kaum er ihn erblicket,
 Ist ihm schon bewußt,
 Daß er muß zu Boden fallen,
 Und mit seinem Schweiß bezahlen,
 Des Jägers Lust.³³

Wenn nun die heißen Strahlen der Sonne alle Thiere ganz ermatten, daß sie vor Hitze niedersinken, und der Jäger auch,

So gibt ihm der Wald Quartier
Deckt ihn zu mit Laub und Aest,
Daß er ruht aufs allerbest.³⁴

[260] Abends aber, wenn die Sternlein spielen

Bey dem hellen Mondenschein
Muß er auf sein Hirtenstiegel,
Und zum Anstand fertig seyn,
Muß schon auf dem Wechsel stehen,
Wo das Wildpret thut hergehen.

Bey alle dem vergißt er seiner Getreuen nicht. Wenn das Wildpret ihm entweicht und flüchtig wird, so vertreibt er sich die Stunden mit Gedanken an sie, und will es ihm zu dunkel werden, spricht er,

Such' ich mir ein Bauershütt
Leg mich nieder auf die Erden
Habe Ruh, doch schlaf' ich nit.
Wer kann schlafen wenn man liebet,
Wo man Treuheit sieht und übet,
Und um meine Liebe bitt?
Nimm mein Herz! doch schlaf ich nicht.³⁵

So die Empfindungen, das Glück, das Leben des Jägers, so der Ton, Gang und die Melodie seiner Lieder. *) Eine ewige Lust [261] sind seine Tage, und die Nacht die Bewahrerin der Geheimnisse seines Herzens. Laut und froh oder sanft wie sein Horn, so schallen seine Lieder. Die Schäferin der Flur, oder die einsame Hirtin im Walde, sind der Gegenstand seiner Liebe. Bald hat er sich verirrt und kommt an ihre Hütte, bald sucht er ein Obdach vor dem Regen und bittet, ihn einzulassen. Ich erinnere mich noch dunkel eines alten Schwäbischen Volksliedes, das eine solche Scene zwischen einem Jäger und einer Schäferin vorstellt, und ein langes Gespräch zwischen beyden enthält, wobey aber der Jäger nicht glücklich ist.

[262] O nicht mehr bitte
sagt die Schäferin

Es kann doch nicht seyn:
Du siehst ja, mein' Hütte
Sie ist ja gar klein;
Wenn wir bey 'nander wären,
Wär beyderley Geschlecht,
Du solltest's nicht begehren,
Es ist ja nicht recht.³⁶

Die erzählenden Jägerlieder, oder Romanzen und Balladen sind freylich, obgleich an der Melodie ebenfalls sogleich als Waldhornstücke erkennbar, doch dem Tone und Gegenstande nach etwas von den vorigen unterschieden. Ihr Inhalt ist gewöhnlich sehr traurig und schauerlich, nur Tod hallt aus ihnen wieder. Entweder hat der Jäger seinen Freund erschossen oder rächt er sich durch die Flinte an der Untreue seiner Geliebten, oder tödtet seine Kugel ein Mädchen, die ihm das Netz und Horn bezaubert hatte. In meiner Kindheit hatte ein alter Jäger [263] in unserer Gegend das Unglück, seinen Neffen, der im Gebüsche auf der Lauer lag,

*) Obige Stellen und Züge sind aus folgenden noch gangbaren und bekannten Jägerliedern genommen: 1) Grüne Wälder mich ergötzen etc. 2) Ich liebe nur die Jägerlust etc. 3) Was kann einen mehr ergötzen etc. 4) Das Jagen thut mir gefallen etc. 5) Edles Jagen, kanns wohl sagen etc. 6) Fahret hin, fahret hin etc. 7) Wer immer annehmlliche Freuden will g'nießen etc. 8) Auf, auf! auf, auf! zum Jagen etc. 9) Ich liebe nichts mehrers als Jagen allein etc. 10) Nichts ist schöner als das Jagen etc. u. a. m.

für Wild zu halten und ihn zu erschießen. Was für trauervolle alte Balladen hörte man damals von den Töchtern der Jäger und ihren Gespielinnen singen! Könnt' ich mich doch noch eines einzigen entsinnen! Wahrlich, es ist hohe Zeit, unsere Volkslieder zu sammeln. Es verschallt eins nach dem andern.

So traurig klingen noch jetzt die bekannteren Jägerballaden: Es wollt ein Jäger jagen und Es blies ein Jäger wohl in sein Horn. Das Aufschlagen des Tons in die Quint bey dem Worte jagen, und das lange Verweilen auf der ersten Sylbe desselben hat eine besonders elegische Wirkung. Die Melodie des zweyten läßt in der ersten Periode nichts anders als eine klägliche Geschichte ahnden. Das traurige Abfallen in die Quart verkündet nichts Gutes. Der zweythe Theil der [264] Melodie scheint wieder lustig zu seyn, allein es ist nur das Intermezzo des Waldhorns, während welchem der Gesang eigentlich ruhen sollte.

Die eine Geschichte besteht darin. Ein Mädchen spottet des Jägers, daß er die Zeit des Jagens verschlafen habe.

Das thät den Jäger verdrießen
Dieweil sie so reden thät;

und ohne weiters

Wollt' er die Jungfrau erschießen,
Man erschrickt und schwebt in banger Furcht. Allein
Sie fiel dem Jäger zu Füßen
Auf ihre schneeweiße Knie:
„Ach, Jäger, mich nicht erschießen!“

Wie naiv und rührend! —

Dem Jäger das Herze wohl brach!³⁷

Die andre Geschichte nimmt kein so gutes Ende. Ein Jäger bläs't in sein Horn, aber vergeblich, es erschallt nicht. Das Blasen ist ihm verthan.

[265] Er zieht sein Netz wohl über den Strauch
Da springt ein schwarzbrauns Mädel heraus,

Das ist die Zauberin. Sie verläßt sich auf ihre Sprünge, allein die großen Hunde des Jägers hohlen sie ein, sie muß sterben.

Es wuchsen drey Lilien auf ihrem Grab,
Es kam ein Reuter, wollt sie brechen ab.
Ach! Reuter, ach! laß die Lilien stahn,
Es soll sie ein junger frischer Jäger hahn.³⁸

Jäger-Romanzen und Erzählungen von lustiger Stimmung hab' ich selten gehört. Doch gibt es einige, und in diesen wird meistens auf den heiligen Hubertus angespielt.

Hubertus auf der Jagd,
Er schoß ein Hirschlein und ein Haas.
Er traf ein Mädchen an
Und das von achtzehn Jahr,
Trarah! Trarah! u. s. w.³⁹

[266] Dieser heilige Hubertus nemlich, welcher im J. 727. oder 730. als Bischoff von Mastricht und Lüttich starb, ein Sohn Bertrands, Herzogs von Aquitanien, war in seiner Jugend ein bon vivant und leidenschaftlich der Jagd ergeben, auf welcher er aber (nach der mündlichen Ueberlieferung) neben den Hirschen und Rehen auch anderer Beute nachzustellen pflegte. Dieses erlauchte Beyspiel ist noch in einigen Liedern dem sanguinischen Jäger zur Nachahmung oder zur Entschuldigung erhalten worden.

Hubertus indessen, so sagt die Legende, wurde nachmals durch die Erscheinung eines Hirsches, mit dem Kreuze Christi zwischen den Geweyhen, und durch eine Stimme vom Himmel bekehrt, da er eben in dem Ardennerwald abermals der Jagd und seinen Lüsten nachhing und darüber den Dienst Gottes versäumte. Er entschloß sich sogleich zum geistlichen Stande, starb als Bischof [267] und wurde nach seinem Tode unter die Heiligen gezählt.

Dem ungeachtet ist er seit dem zehnten Jahrhundert als der Schutzpatron der Jagd angesehen, und ihm zu Ehren jährlich ein Fest begangen worden, das man das St. Hubertus-Fest oder das Jagdfest nennt. In Schwaben hat noch zu Anfange dieses Jahrhunderts der Herzog Eberhard Ludwig von Wirtemberg, welcher auch gleich andern Fürsten einen Huberts-Orden stiftete,⁴⁰ das St. Hubertus-Fest mit allen Solennitäten gefeyert. An diesem Feste heißt es in einer alten Jagd-Ordnung, „soll ein jeder rechtschaffener Jäger sich auf die Jagd begeben, es wäre denn, daß er durch Kälte, oder einen starken Platzregen davon abgehalten würde. Doch sollen die Freunde von der Jägerey an diesem besonders feyerlichen Tage keinen um sich leiden, welcher wider die Jagd-Regeln das Wild muthwillig verderbet. Wenn nun bey diesem Fest eine Frauensper- [268] son erscheint, und solche Jagdfreude mit genießen will, so soll sie gestiefelt und gespornt, auch also gekleidet seyn, daß ihre Kleidung wenig oder gar nicht von der männlichen unterschieden. Sie soll auch ihr Pferd auf eben die Art wie eine Mannsperson reiten u. s. w. Wenn nun einem jeden seine Verrichtung zugetheilet, soll man in aller Frühe entweder mit den Hunden zu Holze oder zu Felde ziehen, Nachmittags aber die Falken in die Luft lassen, damit die Jäger sowohl mit den Hunden als Vögeln ihre Freude haben mögen.“

Auf meine Ehre! (läßt Möser den Herrn v. H. sagen) Die Liebhaber der edlen Jägerey sind miteinander ausgestorben. Ich wünsche, daß ich beyde Beine zerbreche, wenn ich heute, Hubertustag, ein Horn gehört habe.⁴¹

* * *

Die Waldhornstücke scheinen unter dem Volke so allgemein zu gefallen, daß viele andere Volkslieder und besonders die Balladen nach Jägerlieder-Melodien gedichtet und gesungen werden. So ist die alte Romanze

[269] Und als der Schäfer über die Brücke trieb,
 Warum?
 Ein Edelmann ihm entgegen ritt,
 Hopp, hopp, hopp, entgegen ritt. *)

offenbar nach Versart und Tonweise ein Waldhornstück. Deßgleichen:

Ich weiß mir ein Mädlein hübsch und fein,
Hüt du dich! u. s. w.⁴³

Ferner:

Es ritten drey Reuter zum Thor hinaus,
Ade!
Feins Liebchen guckte zum Fenster heraus,
Ade!
Und wenn es muß geschieden seyn,
So reich mir dein goldenes Ringelein,
Ade! Ade! Ade!
Ja scheiden und lassen thut weh.⁴⁴

Von dem letztern ist wirklich das Jägerlied noch bekannt, nach dessen Ton und Weise es gedichtet ist und gesungen wird.

[270] Ich hör' eine wunderliche Stimm
 Gukguk!

*) S. Ungedruckte Reste alten Gesangs von A. Elwert. S. 43.⁴²

Von fern im Walde man so vernimmt

Gukguk!

So oft ich das ertönen hör',

Freuts mich immer im Herzen sehr,

Gukguk! Gukguk! Gukguk!

Da freuts mich immer im Herzen sehr.⁴⁵

Vielleicht sind die Zwischenspiele des Waldhorns mit abfallenden Terzen überhaupt aus einer Nachahmung des Geschrey's des Kuckuk's entstanden. Doch daß man ja solche Vermuthungen oder vielmehr Einfälle nicht gleich für Gewißheit nehme. Man trägt sich nur gar zu oft, und der Beobachtungen über unsere Volkslieder und ihre Musik sind noch viel zu wenig.

So meint' ich ehemals, die Melodien der Jägerlieder stammten unmittelbar von der Jagdmusik her, und es ist möglich, daß auch manchen gelehrten Leser das Stillschweigen schon befremdet hat, das ich darüber beobachtete, und daß er wenigstens am Schluß [271] noch einige Worte über dieselbe erwartet.

Es war ein Irrthum. Die Jagdmusik geht uns und unsere Volkslieder und die Volkslieder überhaupt nichts an. Denn Einmal ist sie nicht Teutsch, sondern aus Frankreich zu uns herüber gekommen, und zum andern sind die Lieder melodien und die Jagdstücke ihrer Natur nach so gänzlich verschieden, daß sie unmöglich miteinander wechseln, und die Melodien der Jägerlieder zu Jagdstücken oder die Jagdstücke zu Melodien der Jägerlieder dienen könnten. Die Jagdstücke sind nicht für Lied und Gesang gemacht, haben nichts melismatisches und sind selbst unperiodisch, das Debuché, Halali, Bat l'eau und la retraite prise etwan ausgenommen. Ihre Töne sollen nicht Begleitung, sondern Nachahmung der Natur selbst seyn, und bald Aufmunterung, bald Ankündigung, bald Freude, bald Traurigkeit ausdrücken. Kurz, [272] sie sind nichts als eine Jägersprache durch Waldhorn-töne. Und auch diese selbst ist größtentheils mehr übereinkunftsmäßig, als wirkliche Nachahmung der Natur und für das bloß natürliche Ohr verstehbar. Mich dünken nur der einfache Ruf, der Nothruf und der unglückliche Rückzug hinlänglich ausdrückend und verständlich zu seyn.

Eher wollt' ich bey den Jägerliedern die Weidsprüche*) und Fuchshistorien mitnehmen.

*) Um unsern Lesern wenigstens einen richtigen Begriff von den Weidsprüchen zu verschaffen, (zumal da man jetzt seine Lieblingssprüche gewöhnlich Weidsprüche nennt, und wahrscheinlich nicht daran denkt, daß sie Weidmannssprüche sind, und nicht Sprüche, an denen man sich weidet oder ergötzt); so wollen wir aus dem zu Frankfurt a. M. 1661. 4. gedruckten Buche Adeliche Weydwerke oder ausführliche Beschreibung vom Jagen u. s. w. mit des Kunstreichen Jost Ammons wolgerissenen Jagt-Figuren außgezieret, auch mit beygefügtten Weydsprüchen, wie man nämlich das Weid-Messer zu vermeiden, von allem Weidmännisch reden soll Einige Weidsprüche hier zum Besten geben.

Wenn ein Jäger des Morgens aufsteht, der jagen will, soll er den Tag jägerlich ausschreyen, und die mit ihm jagen wollen, also aufwecken wie folget:

Wohlauf! wohlauf! wohlauf!

Der lichte Morgen ist auch schon auf!

Wohlauf! wohlauf! wohlauf!

Jung und Alt

Daß sein heut Gott walt!

Wohlauf! die Faulen und Trägen

Heut Zeit gern länger lägen.

Wohlauf, ihr Weydleuth,

Was guten Tag ist heut!

Wohlauf, Roß und Tradt*)

Daß uns heut der berath,

Der uns all' erschaffen hat.

Wohlauf, Herrn und Frauen,

Laßt uns heut den edlen Hirsch beschauen!

Wohlauf, wohlauf, Herrn und Frauen,

Freyen und Grafen,

Ritter und Knecht,

Und all gut Gesellen,

Die heut mit mir zu Holze wollen!

u. s. w.

*) Was tritt oder zu Fuße geht.

[273] Ich habe noch eine Sammlung von achthalbhundert Weidsprüchen (sagt der vor-[274] hingedachte Herr v. H.) und einen dicken Band voller Fuchshistorien, welche von mei-[275]nen Vorfahren gesammelt sind; damit konnte man sich Jahr aus Jahr ein auf die an-[276]genehmste Art in Gesellschaften ergötzen. Aber jetzt ist die ewige und allzeit fertige Karte das einzige Behelf; und ich will einen körperlichen Eid darauf ablegen, daß keine [277] von unsern Frölens auch nur einmal einen rechten Leberreim zu machen weiß.⁴⁶

Indessen wollen wir uns jezt nicht dabey aufhalten. Aus den vorhergehenden angeführten Proben sieht man schon, wie sehr die Weidsprüche unter sich selbst verschieden sind, und zum Theil ganz in den abgeschmackten und geistlosen Ton der Zunftsprüche und Handwerksgrüße fallen. Nur das Jagdgeschrey der Jünglinge und des Jägers nimmt sich vortheilhafter aus, und hat sehr natürlich nachahmende Schallworte. Doch wie wenig ist das in Vergleich mit den Vorzügen der Jägerlieder, die voll Leben und Geist, ganz Natur, ganz Gesang, ganz Hall und Wiederhall des lieblichtönenden Waldhorns sind!

Darauf weckt er noch die Herren und Frauen mit ihren Rittern und Knechten besonders; und wenn er nun also jägerlich aufgeweckt hat und hinaus ziehen will, so soll er zu seinem Leithund sagen:

Gesell, Gesell!

Was heut Gott wöll!

Hin, traut guter Gesellmann!

Hin! Hin!

Gesell, Gesell!

Wohl hin mit Lust und Freuden,

Herrn und Frauen zu lieb,

Auch uns beyden!

Und so gehen die Vorschriften fort, für Jäger, Jägerknabe und Jägerknecht, wie sie bald miteinander, bald mit ihren Hunden jägerlich oder weidmännisch zu sprechen haben. Nur noch ein paar Beyspiele. Wenn der Jäger zu der Fahrt kommt, spricht er zu seinem Hunde:

Fornahin, fornahin, fornahin, liebes Geselligen,

Fornahin, fornahin! traut guter Gesellmann,

Trauter Hund, fornahin! u. s. w.

Hinwieder laß sehen! etc.

Wem fällt hier nicht das Lappländische Liedchen ein: Kulnasatz, Rennthierchen, lieb Rennthierchen, Kulnasätzlein! u. s. w.

Wenn dann der Hirsch fleucht, so schreyen die Jünglinge der Jäger:

Jun, jun, juuch!

Hetze d' Hund her!

Hetze fürther!

Die jungen zu den alten,

Und laß heut Gott walten!

Hetze fürther,

Schenk Schirm und Schall

Und hetz her die guten Hund all!

Juch, hetze alle her,

Juch, hetze dem nach!

Jetzt jagt der Jäger in das Horn:

Dholz, dholz, dholz!

Do, ho ho hol,

Da, ho, da!

Ho, ho, ho!

Den! den! den!

Da, hohoho!

Da, hohoho!

Da, ho, ho, ho!

Dotz! dotz! dotz!

Da, hohohoho!

Da, ho, ho!

Da, o, o!

Da lauft der edel Hirsch einher!

Gesell!

Da lauft der edel!

Wehrt!

Jäger, da lauft er hieher u. s. w.

Da lauft er wanks und schwanks

Seiner Mutter Sohn heut Undanks!

Da fleucht der edel Hirsch über den Weg,

Daß Gott meines schönen Buhlens heut pfleg!

Da fleucht der edel Hirsch über die Straß' und Herd

Das hat unser Tag manchen edlen Hirsch gewährt!

Da lauft der edel Hirsch Wasser und Grund,

Mich freuet meines schönen Buhlens rother Mund!

Da lauft der edel Hirsch Berg und Thal,

Gott grüß mein schönen Buhlen überall!

Da lauft der edel Hirsch über die Heid

Gott grüß mein schönen Buhlen im weißen Kleid.

u. s. w. u. s. w.

[278] Solchen wechselseitigen Einklang und eine solche durch Dichtung, Gesang und Instrumententon gemeinschaftlich entstandene Eigenthümlichkeit des Liedes findet man nur bey den Hirten auf dem Felde wieder.

Wie der Ton der Feldschallmey und der Schäferflöte sich von dem Tone des Waldhorns unterscheidet, so unterscheidet sich auch das Lied des Hirten von dem Liede des Jägers. Die Melodien der Hirtenlieder sind nicht jagend und rauschend; die Töne sind nicht abgestossen und verändern sich nicht durch Sprünge, sondern verlieren sich sanft in einander, und wechseln schmeichelnd ab: sind süß wie der Laut der Flöte, wie die Stimme der Schäferin, wie die Sprache, wie das

Lied des Hirten.⁴⁷

Ach! wie sanft ruh' ich hie
Bey meinem Vieh!

[279]

Da schlaf' ich süß im Moos
Dem Glücke in dem Schoos
Ganz sorgenlos.

Wenn ich die prächtigen Schlösser beschau,
Sind sie gegen mir
So zu sagen schier
Ein kühler Thau.

*

Kommt dann das Morgenroth,
So lob' ich Gott;
Dann mit der Feldschallmey
Ruf' ich das Lämmergeschrey,
Ganz nah herbey:

Da ist kein Seufzer, kein trauriger Ton,
Denn die Morgenstund,
Führt Gold im Mund,
Baut mir ein Thron.

*

Kommt dann die Mittagszeit
Bin ich voll Freud;
Da gras't das liebe Vieh,
Geis, Lämmer, Schaaf' und Küh
Auf grüner Heid;

Setz mich in Schatten hin, esse mein Brod,
Bey meinem Hirtenstab,
Schwör' ich, daß ich hab

[280]

Niemals ein' Noth.
Endlich seh' ich von fern
Den Abendstern;

Dort draus am Wasserfall
Schlaget die Nachtigall,
Gibt Wiederhall,

Freyheit in Armuth gibt Reichthum und Sieg.
Allem Pomp und Pracht
Sag' ich gute Nacht
Und bleib' ein Hirt.

*

*

*

Sollte man es erst sagen und zeigen müssen, wie schön, wie voll Natur und edler Einfalt, und wie ganz nach der Flöte des Hirten gestimmt Ton und Melodie und Versmaas und Gang und Sprache dieses herzlichen Liedes sind? So sanft und einfältig tönen alle Lieder der Hirten. Ihre Sprache ist unverkennbar. Die untergeschobenen oder dem Volke nur aufgedrungenen Schäfer- und Hirtenlieder,

die von Thyrsis und Galathee und Daphnis und Chloe wiederhallen, verräth auch ohne diese aus den bukolischen Dichtern der Grie-[281]chen und Römer hergehohlenen Namen ihre gezierte Sprache und die ganze Unnatur ihrer Composition selbst. Auch ist ihnen oft deutlich genug das Siegel des Palmen- und Schwanenordens, oder der Rosenzunft, der Pegnitzschäferey, und wer weiß welcher poetischen Zünfte des vorigen Jahrhunderts⁴⁸ aufgedrückt.

Eben so sanft und natürlich ist der Hirt auch in der Liebe, und wenn er getäuscht wird, nicht aufbrausend wie der Jäger, sondern vergebend, oder wenigstens zu gut, um sich zu rächen. Seine Geliebte ist die Mitgenossin seines Standes. Statt aller weitem Erörterung stehe hier noch ein altes simples Lied von einem Schäfer

An seine Schäferin.⁴⁹

- Schäferin, allerliebste Schäferin mein,
Komm, laß uns treiben ein!
Die Nacht wird gleich da seyn!
Ich bin allein in diesem großen Wald
Kann mich ja nicht mehr erhalt (en)
Komm, Schäferin, komm nur bald!
- [282] Treib die Lämmer und die Schaaf,
Daß der Hund nicht bellen darf,
Treib sie zusammen in der Still,
Denn es gibt der Wölff gar viel.
Weiden wollen wir die Schäflein anheut
Auf einer grünen Heid,
Sieh an die liebe Zeit,
Geh, laß uns treiben in das weite Feld
Und schlagen unser Zelt,
Wo es uns am besten gefällt,
Neben dem Wald im grünen Thal,
Hören wir die Nachtigall,
Und bey diesem schönen Gesang
Wird uns beyden die Zeit nicht lang.
Siehe, wie schön ist wohnen auf dem Feld.
Ja, in der ganzen Welt
Mir besser nichts gefällt.
Will uns dann dürsten, so laufen wir zur Quell
Gleich neben diesem Thal
Da trinken wir einmal.
Kann dann etwas bessers seyn
Als wenn wir beyde allein
Uns freuen in der Still,
Ich schön auf der Flöten spiel.
- [283] Schönste Schäferin, komm nun her zu mir,
Und mach mir bald Quartier,
Ich bin ja gern bey dir.
Fürcht dich nicht vor meinem Hirtenstab,
Den ich in Händen hab.
Hilf treiben auf und ab!
War doch die Rachel die Schönste auf Erd,
Hat sie doch einen Schäfer begehrt,
Jakob, ihres Vaters Knecht
War aus Abrahams G'schlecht.
David, der König, war auch ein Hirtenknab,
Der doch gesalbet war
Von Samuel sogar.
Seine Psalmen haben solchen Klang;
Wird mir die Zeit zu lang
Sing ich einen Gesang.

Willst du denn nun schlafen, so lege dich nieder,
Sing ich dir meine Schäferslieder,
Oder ergreif die Feldschalmey,
Schönste Schäferin, schlaf nur ein!

Wie holzschnittmäßig! — und dieses Lied wird noch jetzt gesungen und gespielt, nach einer schönen, sanften, höchst einfachen Melodie; freut und ergötzt des Schäfers und [284] seiner Schäferin Herz, und wird vielleicht noch lange ein treuer Ausdruck ihrer eben so simplen Empfindungen seyn.

Soviel für dießmal über die Lieder der Hirten. Die Eigenthümlichkeit ihrer Musik, den ersten Anfang des künstlichen Pastorale, auseinander zu setzen, muß ich andern überlassen, die mehrere Beobachtungen in dieser Hinsicht angestellt haben, und mit der Geschichte und den Eigenheiten der Flöte und Feldschalmey bekannter sind als ich.

Und so gehen wir endlich zu den übrigen vermischten Volksliedern über, welche die eigentlich allgemeinen sind, und sich weder auf Zunft, Stand und Ort einschränken, noch ihre Melodien nach einem eigenen Instrumente abschließend gebildet haben.⁵⁰

* * *

Anmerkungen

¹ Der Aufsatz ist abgedruckt in: Bragur, 3. Bd. 1794, hrsg. von Häblein und Gräter, S. 207—284. — Die Seitenzahlen des Originalabdrucks stehen in eckigen Klammern. Die Anmerkungen in Petit gehören zu Gräters Text. In den durchnummerierten Fußnoten gebe ich einige Erklärungen und Ergänzungen. Sie beziehen sich lediglich auf Details, da die wichtigsten Aspekte in der Abhandlung „Gräters Beitrag zur Volksliedforschung“ (S. 73 ff.) diskutiert werden. H. B.

² Reliques of Ancient English Poetry. 3 vol. 1765.

³ Levninger af Middelalderens Digtekunst. 2 Hefte 1780 und 1784.

⁴ Volkslieder. 2 Bde. 1778/1779.

⁵ Saemundr inn Frodhi, Sämund der Weise, lebte im 12. Jh. in Island. Ihm schrieb man lange Zeit die Sammlung der „älteren Edda“ zu.

⁶ Vafþrúdnismál, Hyndluljóð, Alvíssmál: Dichtungen aus der Edda.

⁷ David Christoph Seybold hatte vor allem in Boies Zeitschrift „Deutsches Museum“ von 1778 (2, 362) über das Laetaresingen berichtet. Seybold, der Gymnasialprofessor im elsässischen Buchweiler war, lieferte jedoch auch an Gräters Zeitschriften Beiträge; in der Vorrede zum 2. Band von Bragur wird er lobend erwähnt.

⁸ Karl Friedrich Flögel hatte in seinem Werk: Geschichte des Grotesk-Komischen (1788) verschiedene Volksbräuche geschildert.

⁹ Vermutlich bezieht sich diese Bemerkung auf einen der zahlreichen Beiträge zu diesem Thema aus der Feder von Christian Heinrich Schmid im Journal von und für Deutschland von 1787, 1788, 1790 und 1791.

¹⁰ In seiner Zeitschrift Idunna und Hermode von 1814 veröffentlicht Gräter auf Seite 12 „Das Lied der Sterndreher, ehemals mündlich aufgenommen“. Der Gang des Liedes ist dem eines schwäbischen Neujahrsliedes aus Sathmar verwandt (Hugo Moser: Alte schwäbische Volkslieder aus Sathmar. Kassel und Basel 1953, S. 95—97); hier wie dort wird in jeder Strophe für eine andere Person (Herr, Frau, Sohn, Tochter, Magd, Knecht) ein besonderer Neujahrswunsch ausgesprochen. Unter dem Text des Liedes steht lediglich: „——r“. Es ist kaum daran zu zweifeln, daß Gräter selber den Text bereitstellte; vielleicht darf die unvollständige Unterschrift bewertet werden als Zeichen eines distanzierteren Verhältnisses zum Volkslied, das sich nach der Jahrhundertwende herausbildete.

¹¹ Louis Pinck nahm dieses Lied — in einer etwas abweichenden Fassung — 1927 in Lothringen auf (Verklingende Weisen. 2. Bd. Metz 1928, S. 142—146). Die Handwerkerlieder konnten in den gängigen Volksliedsammlungen nicht nachgewiesen werden; allerdings werden die entsprechenden Liederbücher erst neuerdings wieder stärker beachtet; vgl. Heinrich W. Schwab: Das Lied der Berufsvereine. In: Zeitschr. f. Vklde.,

63. Jg. 1967, S. 1—15. Die Bedeutung der Zunftlieder ausgangs des 18. Jahrhunderts wird auch aus der planvoll angelegten Sammlung von Rudolf Zacharias Becker, dem „Mildheimischen Liederbuch“ von 1799, klar (vgl. hierzu Gottfried Weißert: Das Mildheimische Liederbuch. Tübingen 1966); voraus ging diesem u. a. eine Sammlung „Handwerkerlieder“, die 1783 in Leipzig und Dessau erschien.

- ¹² Das Deutsche Volksliedarchiv in Freiburg [dem hier für die Bereitstellung der Unterlagen ebenso gedankt werden soll wie Herrn Gottfried Korff für seine Hilfe bei den Recherchen] besitzt zwei Fassungen dieses Liedes. Die eine (A 172 062), Anfang des 20. Jahrhunderts im Elsaß notiert, ist mit ihren 9 Strophen recht unvollständig. Die andere (A 205 121) stammt aus dem handschriftlichen Liederbuch des Hans in der Buochen, Prättigau/Graubünden, aus der Zeit unmittelbar nach 1800. In dieser Fassung werden in insgesamt 19 Strophen hintereinander Schneider, Leinweber, Müller, Metzger, Schuster, Schlosser, Zimmerleute, Wagner, Muter (diese Bezeichnung bezieht sich hier wohl nicht auf den Bergbau, sondern meint möglicherweise die handwerkliche Arbeit dessen, der noch nicht Meister ist), Bäcker, Glaser, Wirt, Hafner, Bader, Schultheiß, Pfarrer und Hirt behandelt; und auch die von Gräter hervorgehobene Schlußstrophe fehlt nicht:

Ihr Liebe freünd Beschwert Eich nicht
über das Kurz weil gedicht
ihr seind alle Ehrliche Leüth
wan ihr Nur den diebstahl Meidt.

Gräters Wendung „dieser listige Locke“ spielt vermutlich auf den germanischen Gott Loki an, der etwa im Thrymlied der Edda eine humorvolle Rolle spielt, der aber auch in dem wesentlich jüngeren dänischen „Kjempeviser-Bog“ auftaucht, und zwar nicht mehr als Gott, sondern als „Diener“. Gräter schreibt in seinen Übersetzungen grundsätzlich „Locke“ (vgl. z. B. Nordische Blumen, S. 93 ff., und seine Rezension von W. Grimms „Altdänischen Heldenliedern“ in den Heidelbergischen Jahrbüchern der Litteratur 1813, S. 195 f.).

- ¹³ Diese Strophe ist allein im Württembergischen Volksliedarchiv 18mal nachgewiesen; u. a. ist sie in Ernst Meiers Sammlung von 1855, S. 34, enthalten sowie in der ungedruckten Sammlung des Vereins für Geschichte und Altertum von Ulm und Oberschwaben. Dort steht: „Aufgezeichnet von Eduard Mörike“. Es könnte sich dabei freilich um einen Irrtum handeln, denn auch Gräters Volksliedaufzeichnungen scheinen an den Ulmer Verein gelangt zu sein, und es würde zu Gräters Autorschaft passen, daß ausdrücklich vermerkt ist: „2. Strophe eines 3-strophigen Liedes“. Verschiedene Varianten finden sich bei Erk-Böhme: Deutscher Liederhort, 2. Bd. Leipzig 1925, S. 767 f.
- ¹⁴ Textvarianten bringt Ernst Meier 1855, S. 290 f.; das Dt. VI.-Archiv bewahrt in der Gruppe VII b außerdem mehrere Varianten aus der Steiermark auf.
- ¹⁵ Gräter bezieht sich hier auf einen im gleichen Band von Bragur abgedruckten Aufsatz: „Überbleibsel der altdeutschen Fest-Schmause etc. etc. und Erläuterung derselben aus den thüringischen Kirms-Gebräuchen“ (S. 110—119).
- ¹⁶ Vgl. jetzt Dieter Narr: Volkskundliches zum Brunnenzug und Kuchenfest der Haller Sieder. In: Schwäb. Heimat, 7. Jg. 1956, S. 131—138.
- ¹⁷ Die Musik zum Siedertanz „sollte am Schluß des Aufsatzes, den ich aber bis jetzt noch schuldig bin, beigelegt werden“. So schreibt Gräter 1812 in „Idunna und Hermode“, I. Er teilt dort — in einer Beilage nach S. 200 — die Melodie mit, die ihm „Herr Präc. Schwarz“ besorgt hat. Erk-Böhme (II, S. 787) druckt diese Melodie nach. — Einen auf zwei Vierzeiler erweiterten Text übermittelte Oberst a. D. Fromm aus Heilbronn dem Württ. Volksliedarchiv (Nr. 2374).
- ¹⁸ In seinem Widmungsbrief an Erzbischof Liutbert betont Otfrid von Weissenburg, daß er seine Evangelienharmonie gegen die gängigen weltlichen Lieder niedergeschrieben habe: „Dum rerum quondam sonus inutilium pulsaret aures quorundam probatissimorum virorum, eorumque sanctitatem laicorum cantus inquietaret obscenus ...“
- ¹⁹ Vgl.: Des Knaben Wunderhorn (dtv 1963, 3. Bd. S. 219), wohl nach Gräter; Ernst Meier: Schwäb. Volkslieder, S. 60. Ähnliche Aufzeichnungen aus Rot a. d. Rot und Emmelhofen beim Dt. VI.-Archiv Gr. X.; außerdem bei P. Ambrosius Götzelmann: Das geschichtliche Leben eines ostfränkischen Dorfes. Würzburg 1925, S. 388.
- ²⁰ Das Liedlein ist mannigfach belegt. Im allgemeinen heißt es allerdings: „... Sind der Kinder dreie“, während die oberschwäbischen Aufzeichnungen (Biberach, Illertissen, Suppingen, Ulm) die Zweizahl kennen (Dt. VI.-Archiv K XV, 1).

- ²¹ Gräters Aufsatz schließt sich in Bragur einer Abhandlung Tytlers an: „Ueber die alten Schottischen Balladen und Lieder und die Schottische Musik überhaupt von William Tytler von Woodhouselee“ (3. Bd. S. 120—201).
- ²² Auszug aus einem Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker (Herders Werke, 2. Bd. Berlin und Weimar 1964, S. 191—234), S. 219: „Mir ist z. E. ein Jägerlied bekannt, das ich wohl unterlassen werde, Ihnen ganz mitzuteilen, weil sich das Meiste und Anziehendste in ihm auf lebendigen Ton und Melodie des Horns bezieht; aber bei allem Simpeln und Populären ist kein Vers ohne Sprung und Wurf des Dialogs, der in einem neuen Gedichte gewiß Erstaunen machte und über den unsre lahme Kunstrichter als so unverständlich, kühn, dithyrambisch schreien würden.“
- ²³ Ebenda: „... welche Worte die Jägerresonanz sind.“
- ²⁴ Eine Fassung dieses Liedes druckt Leo Freiherr von Seckendorf in seinem Regensburger „Musenalmanach für das Jahr 1808“ ab; es beginnt: „Fahret hin! Fahret hin, Schlagt die Grillen aus den Sinn.“
- ²⁵ Bezeichnung eines Versfußes: — ◡ — (lang kurz lang).
- ²⁶ Erk-Böhme I, S. 262—264, bringt verschiedene Fassungen mit der Eingangstrophe „Es ritt ein Reiter wolgemuth“ o. ä.; die Sammlung „Des Knaben Wunderhorn“ (dtv 1963, 1. Bd. S. 202 f.) enthält ein Lied: „Es jagt ein Jäger wohlgemut“. Die von Gräter zitierten Verse kommen hier wie dort nicht vor; falls es sich überhaupt um das gleiche Lied handelt, bilden diese Verse wiederum eine Art ausweitender Resonanz.
- ²⁷ Gräter zählt S. 260/261 selbst die Lieder auf, denen er seine Textbeispiele entnahm, so daß hier lediglich Zuordnungen versucht werden sollen. Dieser Text gehört zu dem Lied „Ich liebe nur die Jägerlust“.
- ²⁸ Kehrreim des „Jägers aus Kurpfalz“, den Gräter allerdings nicht eigens erwähnt. Im allgemeinen lautet die zweite Verszeile: „ja, lustig ist die Jägerei“, so auch bei Erk-Böhme III, S. 315, und in Leo von Seckendorfs Musenalmanach für 1808, S. 62 f.
- ²⁹ „Wer immer annehmliche Freuden will genießen“; vgl. Franz Wilhelm Freiherr von Dittfurth: Fränkische Volkslieder. Leipzig 1855 (Neudruck Hildesheim 1966), 2. Bd. S. 218 f., sowie E. K. Blümmel: Volkslied-Miszellen II, in: Archiv f. d. Studium d. neueren Spr. u. Lit. 115. Bd. S. 58 f.
- ³⁰ Fragment aus: „Auf, auf! Auf, auf! zum Jagen“. Das Lied fand sich auch im handschriftlichen Liederbuch des Amtsschreibers Glöcklen in Lonsee von 1798. Dort heißt es:
 „Weil B- [hier wurde vermutlich ein Name eingesetzt] unseresgleichen
 so schläfet auf dem Klee
 Das Laub der hohen Eichen
 ist unser Canapee.“
- ³¹ Trümmer aus: „Grüne Wälder mich ergötzen“.
- ³² Teil des Liedes: „Ich liebe nichts mehrers als Jagen allein“.
- ³³ Teil des Liedes: „Edles Jagen, kanns wohl sagen“.
- ³⁴ Aus dem Lied: „Was kann einen mehr ergötzen“. Das Lied ist häufig belegt; es ist u. a. enthalten in Seckendorfs Musenalmanach für 1808, S. 64 f., im hschr. Liederbuch für Balthasar Birlinger aus Wurmlingen von 1817 und in Ernst Meiers Schwäbischen Volksliedern von 1855. Karl Nehrlich aus Hechingen steuerte das Lied der Sammlung Arnims und Brentanos bei; es fand jedoch keine Aufnahme ins Wunderhorn.
- ³⁵ Aus dem Lied: „Nichts ist schöner als das Jagen“.
- ³⁶ Vgl. Erk-Böhme III, S. 346 f., nach A. Birlinger: Schwäbische Volkslieder. Freiburg 1864, Nr. 3.
- ³⁷ Erk-Böhme III, S. 300 f., hat das Lied aus dem Manuskript Leos von Seckendorf. Obwohl der Text etwas abweicht, ist die Möglichkeit nicht auszuschließen, daß ihn Seckendorf Gräter verdankte.
- ³⁸ Vgl. Erk-Böhme I, S. 53—55, nach Friedrich Nicolais „Feynem kleynen Almanach“ von 1777, Nr. 11. Die von Gräter zitierten Schlußverse begegnen auch in anderen Liedern.
- ³⁹ Strophe aus „Ein Jäger aus Kurpfalz“; so bei Leo von Seckendorf: Musenalmanach für das Jahr 1808, S. 63. Vgl. Erk-Böhme III, S. 315.
- ⁴⁰ Eberhard Ludwig stiftete am 3. November 1702 den „Herzoglich Württembergischen Ritter-Orden von der Jagd“, der 1807 unter dem Titel „Königlicher großer Orden des goldenen Adlers“ erneuert wurde (vgl. Sammlung der württembergischen Gesetze, hrsg. von A. L. Reyscher, 14. Bd. S. 818). Die von Gräter abgedruckte Jagdordnung gehört nicht in den Zusammenhang dieser Stiftung; ich konnte sie nicht nachweisen.

- ⁴¹ Justus Möser: Schreiben des Herrn von H... In: Patriotische Phantasien I., Oldenburg/Berlin 1943, Nr. XLIV, S. 223—225: „Auf meine Ehre! Die Liebhaber der edlen Jägerei sind miteinander ausgestorben. Ich wünsche, daß ich beide Beine zerbreche, wenn ich heute, Hubertustag, ein Horn gehört habe.“
- ⁴² Anselm Elwert stand mit Gräter in lebhafter Verbindung. Er hatte „Ungedruckte Reste alten Gesanges, nebst Stücken neuerer Dichtkunst“ veröffentlicht (Gießen und Marburg 1784); er steuerte auch Verschiedenes zu Gräters Zeitschriften bei. Erk-Böhme I, S. 153 f., bringt den Text nach Elwert.
- ⁴³ Das Lied ist abgedruckt bei Friedrich Nicolai: Feyner kleyner Almanach I, 1777, Nr. 19, und zwar nach einer Sammlung Bergkreyen von 1547. Vgl. auch Erk-Böhme II, S. 263 f.
- ⁴⁴ Nicolai, Almanach I, Nr. 10; Elwert: Ungedruckte Reste, S. 138. Vgl. Erk-Böhme II, S. 560.
- ⁴⁵ Nicolai, Almanach II, 1778, Nr. 1 (bei Erk-Böhme II, S. 561, fälschlich: Almanach I, 1777).
- ⁴⁶ Justus Möser a. a. O. (Anm. 41); Gräter zitiert hier fast wörtlich. Mit dem Begriff „Leberreim“ wußten seine Leser offenbar wenig anzufangen; in Bragur 5 (1797), S. 185 f., bringt Gräter deshalb eine Erklärung und Beispiele solcher improvisierter Jägertoasts.
- ⁴⁷ Unter dem Titel „Des Schäfers Tageszeiten“ abgedruckt in: Des Knaben Wunderhorn (dtv 1963, 2. Bd. S. 36) nach einem Fliegenden Blatt. Das Lied wurde den Herausgebern des Wunderhorns auch schriftlich vermittelt durch Karl Nehrlich aus Hechingen. Gräter selbst entnahm das Lied einer — vermutlich Nürnberger — Sammlung gedruckter Volkslieder ohne Druckort und Jahreszahl, wie aus einer Anmerkung auf Seite 479 von Bragur, 3. Bd., hervorgeht.
- ⁴⁸ Die in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts gegründeten Gesellschaften zur Pflege der deutschen Sprache und Literatur orientierten sich gleichwohl sehr stark an antiker Überlieferung und huldigten einer recht artifiziellen Poetik.
- ⁴⁹ Das Lied scheint sonst nicht nachzuweisen zu sein.
- ⁵⁰ In Klammern fügt Gräter noch an: „Der Beschluß im 4. Bande“. Dort erschien der geplante zweite Teil jedoch ebensowenig wie in den folgenden Jahrgängen von Bragur oder in anderen Zeitschriften. Gräter scheint die Arbeit nicht fortgesetzt zu haben; er nimmt später, ohne weitere Anmerkung, nur auf den ersten Teil Bezug. Vgl. beispielsweise seinen Brief an Jacob Grimm vom 23. August 1812 im Briefwechsel, hrsg. von Hermann Fischer, Heilbronn 1877, S. 44 f. Vgl. auch Anm. 17 mit dem Beleg aus Idunna und Hermode I, 1812.

Brief Gräters an Schütz

Schwäbisch - Halle, 16. Dec. 1797.

Was Sie über mein langes Stillschweigen denken, mein theuerster und verehrtester Gönner, weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß ich Ihnen und Ihrer vortrefflichen Gattin schon hundertmal im Geiste gedankt und geschrieben habe. Ich will die Ursachen meiner Zögerung, von denen ich so viel in dem eben geschlossenen Briefe an die Frau Hofräthin (Sie werden diese Anticipation einem Menschen, der gerade puncto vernachlässigter Pflichten einer in aller Welt erlaubten und recipirten Galanterie, gegen ebendieselbe zu seinem eigenen unverschmerzlichen Schaden in Strafschuld sich befindet, verzeihen) bereits gesagt habe, nicht wiederholen. Kurz eher war's unmöglich. Aber glauben Sie nicht, daß diese paar Wochen den Eindruck, den Ihre Güte und Gewogenheit auf mich machte, und die vielen angenehmen Erinnerungen und das Gefühl meiner Dankbarkeit im mindesten geschwächt haben. Wahr ist's, ich sollte mich ärgern, daß ich die kurze Zeit, die mir meine Verhältnisse und Sie erlaubten, an Ihrer Seite zuzubringen, nicht weit anders, besonders in literarischer Hinsicht (zumal da ich so viele Fragen auf dem Herzen hatte, die ich alle rein vergaß) benutzt, sondern verscherzt, verlacht und vergaukelt habe; allein mir ging's überhaupt, da ich nach vier Jahren endlich einmal wieder meiner reichsstädtischen Preßluft entgehen konnte, auf der ganzen Reise wie einem Vogel aus dem Käfig. Mir war um und um wohl, und so fand ich mich auch bey Ihnen für nichts als den Genuß der Freude gestimmt, Sie, meinen alten, theuren Gönner, wieder zu sehen, und mich neuerdings von Ihren gütigen Gesinnungen gegen mich und der ununterbrochenen Fortdauer Ihrer Gewogenheit zu überzeugen. Nirgend hätte es mir nach der Lebhaftigkeit meiner Empfindung schwerer werden sollen, mich loszureißen, als eben in Jena, allein ich schwebte, etwa wie die Seelen im Elysium, in einer Art vergnügten Taumels, und die mich immer umhüpfenden, kleinen Dämonen des Scherzes, der Neckerey und der fröhlichen Laune ließen mir bis auf die letzten Augenblicke des Einsteigens, der Zurechtrichtung und der Abfahrt selbst keine Minute übrig, um zur Besinnung zu kommen. Und so fuhr ich denn, ohne zu vergleichen, ohne meinen Verlust zu bedenken, kurz, ohne zu wissen, wie mir geschah, durch die Wolken des Morgennebels, trunken wie die seligen Götter, um und davon. Mir war, als nähme ich Sie und den ganzen fröhlichen Cirkel Ihres Hauses auf die Reise mit. Unser trefflicher Krause vollendete meine Täuschung. Nach einer stummen Fahrt von einer kleinen Stunde waren wir an dem Lieblingsplätzchen der Frau Hofräthin, wie ich hörte, und somit der Anfang gemacht, uns wechselseitig über die paar vergnügten Tage, die wir in Ihrem Hause zubrachten, mit aller Lebhaftigkeit des Geistes und aller Wärme der Empfindung zu ergießen. Wäre meine Verehrung gegen Sie, mein theurer, vortrefflicher Gönner, noch eines höhern Grades fähig gewesen, so müßte sie ihn durch die herzliche und ungeschminkte detaillirte Schilderung der Verehrungswürdigkeit Ihres Geistes und Herzens von Freund Krause erhalten haben. Den ganzen selbigen Tag setzten wir diese Unterhaltung fort, wiederholten die aufgebrachten Scharaden, gaben uns neue auf, und würden so im Geiste un-

unterbrochen in Ihrer Gesellschaft gelebt, oder welches einerley ist, in unsrer Fantasie in einer Art von Himmel gewesen seyn, hätte uns nicht die Unwissenheit unsers Kutschers Mittags bey Calbe durch eine gefährliche Fahrt auf eine steile Anhöhe und Abends durch eine noch gefährlichere Verirrung im Walde erinnert, daß wir noch auf dieser irdischen Erde, und nichts als unwerfbare, hals- und beinzerbrecherische, und wohl gar sterbliche und ertrinkbare Menschen seyen. Eine elende Dorfschenke zu Mosbach war endlich unser Nachtquartier, ein paar übel-riechende Würste unser Göttermahl, und eine dicke Jauche von Bier unser Necktar. Erst des andern Mittags kamen wir wieder zu Menschen, die des göttlichen Weins sich freuen, und wenn Sie einen ahnenden Geist haben, mußten Sie in diesem Augenblicke empfinden, mit welcher dankbaren Herzlichkeit Ihre reisenden Freunde das erste Glas auf Ihr uns kostbares Wohl und Ihre von allen Ihren Verehrern gewünschte Longävität ausgetrunken haben. Beym Laternenlicht kamen wir erst nach Hof, begierig den Urheber des Hesperus zu sehen, was uns aber nicht zu Theil wurde. Angenehmer war die Fahrt des folgenden Tages, und ununterbrochen unsere Unterhaltung, bis wir endlich in der Nacht Bayreuth, und damit das unangenehme Ziel unsrer Gesellschaft erreichten. Wir recapitulirten bey einer Bulle Malaga alle erfreulichen Erinnerungen, schlossen mit der erfreulichsten von Allen, indem wir Ihnen und der Frau Hofrätthin die letzte Libation brachten, und schieden dann stumm und wehmütig von einander. Nehmen Sie meinen wärmsten Dank für die Verschaffung eines so lieben und theuren Reisegefährten hin! Am folgenden Tage erwachte ich erst ganz von meinem bisherigen Taumel, und empfand nun auf meiner einsamen Kutsche schmerzlich, daß ich von Ihnen und Ihrem freundlichen Jena getrennt, vielleicht auf immer getrennt bin; empfinde es noch bis diese Stunde eben so schmerzlich, und werde mich nie mehr von dem Wunsche losreißen können, wieder dahin und an Ihre Seite zu kommen, und an einem Orte zu leben, wo die vortrefflichsten Köpfe in jedem Fache versammelt sind. Aber leider nimmt eben dieser Umstand meinem Wunsche die Hoffnung, und ich wüßte selbst nicht, was mit mir dort¹ anzufangen wäre, man müßte denn einen Menschen wie mich zu einem Professor der vaterländischen Sprache und Alterthümer zu erheben, für zuträglich finden können. Das sey indessen den Göttern anheim gestellt! Wenn ich nur so glücklich bin, von Ihnen und der Frau Hofrätthin einige Zeilen, und der Fortsetzung Ihrer beyderseitigen, mir unendlich theuren Gewogenheit gewürdigt zu werden! Wie oft müssen wir armen, eingekörperten Planetenbürger mit Träumen vorlieb nehmen, und uns glücklich schätzen, wenigstens in der Einbildung genießen zu können, was uns der Unstern unsers Geschicks in der Wirklichkeit versagt! So oft Sie mir schreiben, werde ich gern auf einige Stunden vergessen, daß ich,

quem nunc suppositum stellis Cynosuridos Ursae,

juncta tenet crudis Sarmatis ora Getis,

in Ihrem geistreichen Kreise nicht wirklich bin, und nicht seyn darf! Ja, wahrlich, theuerster Herr Hofrath, ich lebe in einem kleinen Sarmatien, und empfinde meinem lieben Ovid alle seine Klagen aus dem Pontus mit ganzem Herzen nach. Auch hier heißt es beynahe,

non liber — ullus, non qui mihi commodet aurem

verbaque significant quid mea, norit, adest.

¹ In dem von Gräters Hand stammenden, im Keckenburg-Museum Schwäbisch Hall verwahrten Duplikat (Konzept?) fehlt: „dort“.

Und immer mehr; es ergreift mich oft ein gewaltiger Unmuth, und wenn diese Literaturfinsterniß permaniren,² und es über mich sollte beschlossen seyn, auf immer hieher angefesselt zu werden, so will ich dann lieber bey Zeiten allen literarischen Wünschen, Hoffnungen und Pflichten mein Valet zu rufen, und

Si liceat, nulli cognitus esse velim.

Utinam liceret! — Doch schwermüthig soll mein Brief nicht werden! So oder so, das Menschenleben ist doch am Ende nichts anders als ein Fegfeuer gewesen, aus dem wir alle gereinigter und besser in ein anderes übergehen!

Wie viel hätte ich Ihnen noch zu schreiben! wie viel zu fragen, zu entschuldigen! und wie manche Nachricht zu geben! aber wenn die Götter sich nicht erbitten lassen, mich noch in eine ruhigere, z e r s t ö r u n g s l o s e r e,³ und für Geist und Herz wohlthätigere Lage zu setzen, so wird der Stoff zu schreiben, zu fragen und zu entschuldigen immer bey weitem größer als meine Muße seyn. Ich übergehe itzt alles Uebrige, auch die Recension, und wünsche von dem neuen Recensenten nichts, als daß er entweder die vorige mit Stillschweigen übergehe, oder die Anzeige bis zu dem auf Ostern erscheinenden 6ten Stücke, worin eine, der Sache angemessene, leidenschaftslose Beantwortung der gemachten Einwendungen und Zurechtweisungen erfolgen soll, anstehen lasse. Doch hängt das alles von Ihrer eignen Beurtheilung ab. Künftig das Literarische. Jetzt nur noch, nebst meiner innigsten Empfehlung an Herrn Prof. Eichstädt und alle meine dortigen Gönner und Freunde, besonders an Herrn Justizrath H u f e l a n d, dem ich nächstens selbst zu schreiben die Ehre haben werde, die Versicherung der dankbarsten Verehrung und der herzlichsten Segenswünsche von Ihrem u. s. w.⁴

² Im Duplikat: „perenniren“.

³ Im Duplikat: „zerstreuungslosere“.

⁴ Im Duplikat: „FD Gräter“.

F. D. Gräter an Ch. M. Wieland

Herausgegeben von Hans Radspieler

Handschrift: Germanisches Nationalmuseum Nürnberg; Sammlung Böttiger, Kapsel 9

Die Edition folgt, auch in den Inkonsequenzen, buchstabengetreu der Handschrift; nur offensichtliche Versehen wurden berichtigt. Unterstreichungen sind durch Sperrdruck bezeichnet. Der deutsche Text der Handschrift ist im Original in deutscher Schrift gehalten, für Namen und fremdsprachliche Passagen hat Gräter in der Regel die lateinische Schrift verwendet. Dieser, dem Zeitgebrauch entsprechende Unterschied konnte im Druck nicht wiedergegeben werden.

Hall, am 14ten Jan. 98.

Gestern brachte mir erst mein Buchbinder die 15. letzten Bände Ihrer S. W.; mein heutiger freyer Morgen war zur Lectüre bestimmt; ich las den Stein der Weisen, und die Salamandrin!¹ Wie riß mich das hin! wie war ich verzückt in die herrliche Welt Ihrer Schöpfungen! und mit welcher stummen Bewunderung ließ ich am Ende das Buch sinken, um starraufsehend mit beyden Augen das ganze schöne Spiel nochmals vor mir übergehen zu lassen, und stillvergnügt zu genießen! Ein Klopfen an meiner Thüre riß mich, fast zur Unzeit noch, nach einer kleinen Stunde aus dieser Ekstase. Es war der Postbothe! Ach wie vortreflich! Ein Brief von Ihnen, ein Brief von diesem göttlichen Wieland, dessen Salamandrin ich noch in der Hand hielt! und ein Brief, der so tief in mein Herz spricht und mir mehr sagt, als ich verdiene, und fast, als ich tragen kann!² Ach, warum ist denn alles in der Welt so widersprechend! Warum muß die Kleinigkeit einer Entfernung von 40 Meilen so viele Schwierigkeiten machen! warum bin ich trotz aller menschlichen Geistesanstrengung so kurzzeitig, um durch den dicken Nebel der Zukunft nicht einen Schritt vorwärts zu sehen, oder in einem Alter, in welchem ein Alexander schon die halbe Welt erobert hatte, so schwach, kleinstüthig und feige, um nicht jeder Schwierigkeit zum voraus zu trotzen, und alles zu überwältigen! Mir fällt hier Ihr Utzim-Oschantey,³ wiewohl durch eine etwas hinkende Vergleichung bey. Denn wenn dieser aus einer unsinnigen Liebe zu der grausamsten Unge-

¹ Sämmtliche Werke. Leipzig 1794—1811; in der 8^o-Ausgabe 39 Bde. und 6 Supplementbde. Die Erzählungen „Der Stein der Weisen“ und „Die Salamandrin und die Bildsäule“ sind im 30. Band enthalten.

² Oßmannstedt, 8. I. 1798; gedruckt in: Ausgewählte Briefe von C. M. Wieland an verschiedene Freunde in den Jahren 1751. bis 1810. geschrieben, und nach der Zeitfolge geordnet. 4. Bd., Zürich 1816, S. 201 f.; zu Wielands Briefwechsel ist grundsätzlich heranzuziehen: Prolegomena zu einer Wieland-Ausgabe. VIII. Briefwechsel 1. Hälfte 1750—1790. Verzeichnet von Bernhard Seuffert. Berlin 1937, und IX. Briefwechsel 2. Hälfte 1791—1812. Verzeichnet von Bernhard Seuffert + unter Mitwirkung von Dr. Margarethe Seuffert. Berlin 1941 (= Abhandlungen der Preuß. Akademie der Wissenschaften. Jg. 1936, Phil.-hist. Klasse Nr. 11 bzw. Jg. 1940, Nr. 15; Ergänzungen von Hans Werner Seiffert ebd., Klasse für Sprache, Literatur und Kunst. Jg. 1953, Nr. 2). Der erwähnte Brief ist hier verzeichnet als Nr. 4009.

³ Uzim Oschantey ist der König der Schwarzen Inseln im 2. Teil von Wielands Verserzählung „Das Wintermädchen. Nach einer Erzählung im ersten Theile von Tausend und Einer Nacht“ von 1776.

treuen schwach war, und unerachtet aller Qualen, die sie ihm anthat, doch noch ein Herz für sie hatte; so ist diese Schwachheit freylich eine unverzeihliche. Aber, wenn er ihr umgekehrt — doch wo gerathe ich wieder hin! Ich darf mich meinen Empfindungen nicht überlassen! Ich muß Ihnen überdieß mit der umlaufenden Post diesen Brief schicken, und habe also nicht Muße, Ihnen anders als erzählungsweise zu sagen, daß ich Ihren ersten, scherzhaften Brief im Anfange des Decembers erhalten,⁴ und eine vorläufige Antwort darauf am Ende desselben Monaths von hier abgeschickt habe,⁵ die freylich am 8ten Jan. schon in Ihren Händen hätte seyn sollen, u. es nur wenigstens wahrscheinlicher Weise ist. Ich habe Ihnen darin von einem großen Briefe gesprochen, der nachfolgen soll, aber so oft ich daran gedacht habe, so bin ich doch noch nicht dazu gekommen. Außer den unzähligen Zerstreuungen und Arbeiten mancherley Art, denen ich ausgesetzt bin, ist es auch eine gewisse Stumpfheit, Hoffnungslosigkeit der Seele, eine Unzufriedenheit mit mir selbst, kurz ein Misverhältniß meiner Kräfte und Mittel zum Zwecke, und ich weiß nicht, eine völlige Agonie meiner höchsten und edelsten Wünsche oder wenigstens meines Muthes und Herzens, so daß ich oft da sitze, nur stier in die Welt hinein schaue, und mir am Ende alles gefallen ließe.

Ich empfand dieß schon bey Empfang Ihres ersten Briefes, lachte zwar am Anfang noch ein wenig, verfiel aber weiterhin in tiefen Ernst, und als ich mich setzte zu antworten, da war soviel zu sagen, daß ich lieber einen vorherangefangenen, größeren Brief erst ausschreiben wollte, das ich doch auch nicht konnte. Kurz, in scherzhafter Stimmung bin ich seitdem nicht gewesen, und sie ist auch meine gewöhnliche nicht. Ich sehe alles im ernstesten Gewande, und bin immer desto weniger aufs Reine, je mehr ich mir Mühe gebe. Ich weiß nicht, wodurch ich diese Lage an mir selbst verschuldet habe, und doch bin ich so kleinemüthig, daß ich mir dem Schicksal, das ich sonst anklagte, und stolz genug war zu glauben, daß ich ein Recht darauf hätte, nunmehr keinen Vorwurf mehr zu machen getraue, daß ich vielmehr mich selbst der Eitelkeit anklage, so oft ein wünschender Seufzer nach einem bessern Loose, nach einer Gemeinschaft mit geistigern und herzvollern Menschen, der gepreßten Brust entflieht. Lassen Sie mich Ihnen ein aufrichtiges Geständniß thun, und wenn ich Ihren Spott darüber verdiene, so halten Sie ihn wenigstens aus Schonung zurück, weil ich jetzt nicht in der Gemüthsverfassung bin, um irgend einen Spott nicht tief zu empfinden.

Es ist etwas eigenes um die Zartheit des menschlichen Herzens, die auf das Steigen und Fallen des Thermometers unsrer Selbstschätzung (wenn ich gegen Sie so Jean-Paulisch reden darf) und mithin unsrer Zufriedenheit, unsers Glücks und unsrer Vorstellungen von demselben, einen entschiedenen Einfluß hat. Kaum getraut' ich mir Ihnen mehr zu sagen, daß ich trotz der albernem Rolle, die ich, (in alle möglichen Geistesfesseln geschlagen, durch eine zufällige körperliche Indisposition, durch das beunruhigende Denken an das Befinden meiner Mutter, durch Ueberlegen der unangenehmen Folgen in meinem literarischen Verkehr, wenn ich mich durch Ihre Nachsicht und meine vorwiegende Neigung länger als 3. Tage bey Ihnen zu verweilen verführen ließe, nicht nach Leipzig zu gehen, wo ich doch soviel in Ordnung zu bringen, und um der Ehre der Oekonomie meiner schriftstellerischen Angelegenheiten willen so vieles zu sagen, und mein Verleger sogar sich selbst erboten hatte, die Kosten von Jena nach Leipzig, wenn ich nur käme,

⁴ Oßmannstedt, 21. 11. 1797; gedruckt in: Ausgewählte Briefe ... 4.Bd., S. 183—189; Prolegomena Nr. 3986.

⁵ Schwäbisch Hall, 19. und 30. 12. 1797; Prolegomena Nr. 4003.

aus seiner Kasse zu bestreiten, und endlich durch den großen Abstand Ihres Geistes von dem eines homunculi wie ich, das ich demüthig und tief fühlte, wenn ich auch nicht die natürliche Begierde, mehr zu hören als zu reden, die ich hatte und nach meiner ganzen Selbstkenntniß haben müßte, mit in Anschlag bringe, noch die Bescheidenheit, Sie zu keiner Zeit zu stören, noch die ehrfurchtsvolle Schwärmerey, oder, wenn ich es sagen darf, eine Art von Deification, vermittelt derer ich mich schon in dem Bewußtseyn der Nähe eines solchen Agathodämons^{5a} glücklich fühlte) daß ich also trotz dieser albernern Rolle, die ich unter solchen Umständen in den Augen eines Weisen freylich spielen mußte, doch nicht unter die gemeinen Seelen gehöre, oder zu gehören glaube, die für die Meynung Anderer, besonders edler und großer Männer weniger als für alles andre Sinn haben mögen.

Dessenungeachtet ist es leider nur zu wahr, und so viel ich mir auch aus den Griechen und Römern und der Quintessenz der Philosophie jeder Zeit abstrahire, daß unser Werth und mithin unser Glück keineswegs von dem Urtheile anderer abhängen solle, so bin ich doch so menschlich, daß ich meiner Selbstschätzung ohne die Schätzung der Menschen, und besonders der wenig ausgezeichneten Edlen, für die mein ganzes Herz mit Bewunderung erfüllt ist, keine Consistenz zu geben vermag. Glauben Sie wohl, ehrwürdiger Vater Wieland, daß ich gerade, seit ich bey Ihnen war, in diesem Falle bin? Sonderbar mag es seyn, aber es ist doch so. Ich wollt' es Ihnen gerne verschweigen, aber ich kann nicht, wie Sie mich auch drum ansehen. Aufrichtigkeit ist die erste aller Pflichten, die ich Ihnen schuldig bin. Ich weiß nicht, aber es dünkt mich, oder hat mich wenigstens bisher immer gedünkt, ich hätte es nicht thörichter anfangen können, um mich der bessern Meynung, die Sie vielleicht vorher von mir haben mochten, und einer, wenn auch nur in Hoffnung auf die Zukunft, pränumerirten Achtung oder doch günstigen Voraussetzung von dem, was sich in einer nur etwas erträglichen Lage (denn daß ich in einer der unerträglichsten mich befinde, hatte ich wenigstens vorher zu sagen gewagt) vermuthlich noch leisten ließe, mit Einem Male verlustig zu machen. Ich verglich meine Reise mit der Fahrt des Phaetons und dem Fluge des Icarus, und kurz, es kann keine innerliche Beschämung geben, die derjenigen gleich kommt, die ich über meinen Besuch bey Ihnen, dem größten Geiste unsrer Nation, worauf ich nun ein für alle Mal keinen Anspruch hatte, und wozu ich mich ich weiß nicht ob mehr durch die Erbkrankheit des menschlichen Herzens, die trotz aller Hut und Wache, ewig hintergehende Eitelkeit der Eigenliebe, oder durch einige zu gütige Ausdrücke Ihrer ersten Briefe, die ich vielleicht zu buchstäblich genommen hatte, verführen ließ, bisher empfunden habe, und deren ich mich durchaus nicht entschlagen kann.

29. Jan.

So weit hatte ich schon vor 15. Tagen, und leider über die Poststunde hinausgeschrieben. Da nun der Brief nicht mehr fort kam oder kommen konnte, so legte ich ihn bey Seite, um des andern und dritten Tages das weitere zu thun. Allein ich weiß nicht, wach' ich oder träum' ich — seit 15. Tagen ward keine Feder angerührt. Außer den nothwendigen Amtsgeschäften, die ich täglich besorgen mußte, und höchstens ein paar Visiten, zu denen ich mich genöthigt fühlte, brachte ich den übrigen Theil der Zeit in einem dumpfen Hinbrüten (wie Musäus sagt) in

^{5a} „Guter Geist“; Wielands gleichnamiger Roman erschien erst 1799.

einer Indolenz und Nervenlosigkeit der Seele zu, die mir selbst unbegreiflich ist. Nach und nach scheint es sich wieder aufzulösen, und Morgen (denn jetzt ist Mitternacht) denk' ich nun gewiß diesen Brief zu vollenden.

2. Febr.

Ja, wer ihn vollendet hätte! Lieber Himmel, was dieß Menschenleben für ein frostiges und wandelbares Aprilenwetter ist! Kaum hoff' ich, so ist alles wieder beym Alten. Die letzte Spannkraft der Seele geht mir aus. Ich bin verdrüßlich, doch nur für mich; verschlossen, kurz, ich weiß selbst nicht. Mein Amt und jede Arbeit dieser Art ist meine einzige Erholung, und doch erhohl' ich mich nicht. Das sind Räthsel, werden Sie sagen; sprechen Sie deutlicher. Ja, wenn ich könnte, ohne ein ganzes Buch zu füllen, und was mich betrifft, bin ich mir selbst ein Räthsel. Ich habe so tausendfältig getragen und geduldet; aber die Geduld ist, wie alles Menschliche, endlich. Meine Lage fängt mir an unerträglich zu werden, nicht meine politische, die endlich durchgekämpft ist, aber wohl meine häusliche. Und doch will ich mich zwingen, sie noch zu tragen, und meine Kräfte zwingen, daß sie nicht versiegen. Das ließe sich an der Seite eines Freundes, aber wer beneidet wird, hat leider keine. Ach Gott! um welcher Kleinigkeiten willen mag man neiden!

Indem ich umwende, weiß ich nichts mehr als meinen Mismuth. Seyen Sie nicht ungehalten über mich, daß ich wieder abbreche. Ich muß eine freyere und reinere Stimmung haben, wenn ich Ihren gütigen ersten Brief nur etwas zu Ihrer und meiner Befriedigung beantworten will.

Samstag Nachts, den —
10. Febr.

Es ist abscheulich, daß es sich mit meinem Briefe, wiewohl gänzlich ohne Schuld meines Willens, so lange verzieht. Indessen muß und will ich nun heute an eine eigentliche Beantwortung gehen, und mir also mit meinen Entschuldigungen, die immer auf dasselbe, d. h. meine Verstimmung hinauslaufen, die Zeit rauben.

Meine Antwort betrifft, wie natürlich, Ihren ersten Brief, über alles theurer u. geliebter Gönner!

Auch für mich ist mein achttägiger Aufenthalt in Oßmannstätt⁶ lange nur ein Traum, aber doch immer ein schöner und fruchtbarer Traum gewesen. Wie oft hab' ich mir (bey mir selbst, denn mich mitzutheilen wagte ich fast nie) alle, trotz des Catharrs und des schlimmsten Wetters doch so schöne Scenen und Bilder aus der Erinnerung hervorgehohlt, und vor meiner Seele wieder vorüberziehen lassen! Ihren liebevollen, freundlichen, herzlichen Empfang, in dessen Augenblicken ich, in meiner ohnehin durch die prächtige Fahrt bey dem Mondschein und das ungeduldige Sehnen, zu Ihnen zu kommen, exaltirten Fantasie, fast wirklich in der Nähe eines höhern Wesens, eines seeligen Geistes zu seyn glaubte; Ihre väterliche Sorge für meine Gesundheit; die mütterliche, schwesterliche und brüderliche Liebe, mit der ich von Ihrem ganzen Familienkreise aufgenommen und gepflegt wurde; unsern Umgang in Ihrem Garten an dem folgenden Morgen an Ihrer Seite und die Hoffnungen, die Sie in mir erregten; das liebliche Mittagsmahl im Gartensalon,

⁶ 6.—14. Oktober 1797.

wiewohl etwas gestört durch das Beyseyn eines Fremden; das sokratische Mahl mit Böttigern⁷ und Mac Donalden⁸; die Ankunft der herrlichen Louise von Weimar⁹, Ihre gütige Vorstellung meiner bey derselben; die musikalischen Rhapsoden, Aoiden oder Minstrels, und unser Gedenk- [?] ball im Salon; Ihre Güte, mir zu einer, wiewohl verunglückten Abzeichnung zu sitzen; dann des andern Tages, noch bey den Meisterwerken der Kupferstecherkunst die lehrreichsten Commentare zu geben; das Glück, mit Ihnen allein auf der Fahrt nach Weimar und der Rückfahrt von da, und an Ihrer Seite und unter Ihren Reden gleichsam an der Quelle der Weisheit zu seyn; Ihre Güte (das ist nicht alles Güte, was ich mich hier erinnere, und was ich, um weder ihre Delikatesse, noch mein von Dank ohnehin fast niedergedrücktes Herz in Verlegenheit zu setzen, verschweigen muß?), mich anderthalb Stunden lang in dem Park herumzuführen, und mir nicht nur alle die Herrlichkeiten der Kunst mit zu zeigen, sondern meine Sinne auch, und meinen Geschmack dafür zu erwecken; unser Mahl im Erbprinzen¹⁰ an der Seite einiger braver Engländer und der Stolz unsrer Nation an der Spitze; der schöne Nachmittag bey dem ehrwürdigen, und edelsinnigen Herder, die überfrohe Stimmung in jenem Cirkel, wiewohl größtentheils auf meine Kosten; und kurz, die unzähligen Beweise und Zeichen Ihrer Güte in dem kurzen Raume acht flüchtiger Tage, denn ich weiß alles noch vom Aufstehen bis zum Einschlafen bis auf die größten Kleinigkeiten; und lebhaft stehen vor mir die schönen und sanften Bilder des ganzen freundlichen Gynäceums¹¹ der vortrefflichen Penelope „Wieland“, wie wir bald da, bald dort im traulichen Kreis beysammensaßen, kosten und scherzten bis zur Stunde der Mitternacht; und unsre, in dem mir nun zum Lieblingsspiel gewordenen Schachspiele in einer so reinen Stimmung entschwundenen Abende! Und wenn ich an den Tag des Scheidens von den lebenswürdigen Eremitinnen in Oßmannstätt, und an den Tag des Scheidens von Ihnen und der von mir von ganzem Herzen verehrten Frau Hofrätthin, und der guten, schwermüthigen Amalie Liebeskind¹² in Weimar gedenke, wie durchkreuzen sich da die frohen und wehmüthigen Empfindungen! wie drängt sich da ein theures Bild, eine schöne Scene an die andere! und wie wechselt da in meinem Herzen, und spielt so lieblich in einander, Dank und Freude, Wehmuth und Sehnsucht, Liebe und Verehrung! Ich vermag es nicht, diese Scenen auszumahlen!

Und in welche angenehmen Träume hat mich nicht diese Erinnerung oft im Schlaf und Wachen gesetzt! Bald sah ich mich in dem Pastorornate zu Oßmannstätt auf der Kanzel, oder in einer täglichen Wallfahrt von dem Pastorhause in das

⁷ Karl August Böttiger (1760—1835), seit 1791 Konsistorialrat und Direktor des Gymnasiums zu Weimar, gehörte zu den bekanntesten Figuren der Weimarer Gesellschaft, berühmt war er vor allem wegen seiner Schriften auf dem Gebiet der klassischen Archäologie.

⁸ Es handelt sich gewiß um James Macdonald (Gräter nennt ihn einmal „aus den Hebridischen Inseln“), der im gleichen Jahr 1798 nach seiner Rückkehr nach Schottland als Briefpartner Wielands bekannt geworden ist. Vgl. Prolegomena Nr. 4079 und Modern Language Review 30 (1935), S. 47 f.

⁹ Herzogin Louise Auguste von Sachsen-Weimar-Eisenach, geb. Prinzessin von Hessen-Darmstadt (1757—1830), seit 1775 Gemahlin von Herzog Karl August von Weimar.

¹⁰ Heute „Parkhotel“.

¹¹ Im altgriechischen Haus Wohnraum für die Frauen.

¹² Wielands Tochter Amalie war mit dem Prediger August Liebeskind verheiratet, der bereits im Februar 1793 gestorben war.

Schloß begriffen! Bald träumt ich mich nach Weimar oder Jena in beliebige Situationen, und wenn ich der sechs Schöpfungstage Last und Hitze getragen hatte, so standen am siebenten Ihre oder meine Pferde vor dem Hause, um mich in die elysische Ruhe nach Oßmannstätt zu tragen; und ich war manchmal in meinen Träumen verwegen oder thöricht genug, zu sehen, wie Sie mich von Zeit zu Zeit Ihrer Zuneigung und Unterhaltung würdiger fanden.

Allein — wenn ich denn aus diesen süßen, romantischen Träumen wieder in meiner nicht so süßen und gänzlich unromantischen Wirklichkeit erwachte, wenn ich dann nach dem natürlichen Gange der Dinge in der Welt meine, wirklich zu sanguinischen Hoffnungen ohne das Glas der alles verschönernden und erleichternden Fantasie mit natürlichen Augen betrachtete, kurz, wenn ich das Wie? und Wann? nach allen Seiten überlegte, das auch, wie Sie mir schreiben, vor Ihren Augen noch ein Geheimniß ist; so war ich so ziemlich auf der alten Stelle, und alle die schönen, romantischen, mir so theuer gewesen und gewordenen Hoffnungen verschwanden vor mir wie eine Erscheinung, und ließen außer dem augenblicklichen Schrecken nicht vielmehr als wechselseitig eine dumpfe Leere oder eine Fülle von Unmuth in mir zurück.

Eben so, wiewohl nur auf Augenblicke, ging es mir schon, wenn ich anfang alles zu überlegen, zu Oßmannstätt und Weimar. Böttiger sagte mir zwar in der letzten Stunde einiges, das dahin abzuzielen schien, und meynte, daß ich es dort mit Schriftstellerey leicht jährlich auf 600. Thaler bringen könnte. Allein es ist etwas eigenes um die Schriftstellerey für Menschen von meiner Complexion. Ich weiß nicht, ist es eine Kapriße oder ein Radicalfehler meines geistigen Uhrwerks, es sind alle Räder wie verhext, sobald es ums Brod geht, und ich müßte sicher verhungern, wenn ich davon zu leben hätte. Daß auf andere Weise in W. nichts so bald zu hoffen sey, ist selbst einmal der Gegenstand eines unsrer Tischgespräche gewesen, unerachtet Sie in der ersten Ueberraschung Ihrer allzugüthigen Gesinnungen gegen mich, und wie ich mich noch wohl erinnere, am zweyten Tage meines Dortseys, in der Nähe des Gartensalons, selbst die Idee mir an die Hand gaben, die bey näherer Erwägung nachmals wieder verworfen wurde. Ich wage es nicht, sie näher anzudeuten, gestehe Ihnen aber, daß ich mir bey näherer Selbstprüfung nicht verhehlen konnte, es sey eben der Stand, aus welchem gewissermaaßen erlöst zu werden, ich aus guten Gründen längst gewünscht, und manche Versuche, wiewohl vergeblich, gemacht hatte; und daß ich also nur Ort und Titel, nicht aber die Sache ändern würde. Nun kamen erst die Schwierigkeiten in der Ausführung selbst dazu, und ich sehe sie wohl ein.

Damit sollt' ich nun eigentlich schließen, und Ihrer eigenen bessern Lokalkenntniß einen andern Vorschlag, und Ihrer Güte alles übrige überlassen. Allein Sie geben mir, wo ich nicht falsch sehe, in eben jener Stelle Ihres Briefes zu verstehen, daß ich eben über das quomodo eigene Meynungen zu hegen und Vorschläge oder vielmehr Ideen zu geben die Erlaubniß hätte. Ich will es Ihnen also nicht leugnen, daß ich während meines dreytägigen Aufenthalts in J.[ena] ein wenig umgeleuchtet habe, viele Freunde und viele Zuneigung, und von dieser Seite eher Beystand als Schwierigkeiten fand; allein absehen ließ sich denn, jemehr ich mit Männern der humanistischen Fakultät bekannt wurde, immer weniger, wo? u. wie? — Indessen ward bey dieser Gelegenheit eine ältere Idee wieder in mir rege, die vielleicht, wiewohl ich nicht darauf bauen will, nach gehörigen Vorberreitungen, alle andern Schwierigkeiten am ersten beseitigen könnte. Im J. 1792.,

also vor sechs Jahren, machte ich eine Reise durch eine Strecke von Franken und Schwaben, kam in Nürnberg mit Koch¹³ zusammen, und war damals in einem unbeschreiblichen Enthusiasmus für die Alterthümer, und noch mehr (was mich nur mit dem Leben verlassen wird) voll der innigsten Liebe für mein deutsches Vaterland und der größten Begierde, diese Vaterlandsliebe auch allen empfänglichen deutschen Seelen mitzutheilen, es sey nun durch welches, versteht sich erlaubten und ehrenden [!] Mittel es immer wolle. Koch schien alles mit uns zu theilen, aber er täuschte mich, und ich gutherziger Schwabe, der damals kaum noch einen Begriff von Eifersucht, Neid, schlauer Aushöhlung und andern menschlichen Impudenzen hatte, ließ mich täuschen; erwachte aber eben dadurch aus meinen Träumen, und sah, daß Verbindungen mit Männern gleichen Alters und gleicher Ehrbegierde, ohne den reinsten Charakter von ihrer Seite, nichts taugen. Indessen war ich mit Herzberg¹⁴ bekannt, und von ihm zum Correspondirenden Mitglied der Berliner Akademie aufgenommen worden. Herzberg nahm großen Antheil an Bragur¹⁵ und meinen Wünschen. Allein Koch suchte das bald alles auf sich zu drehen, und diese Geschichte hätt' ich Ihnen freylich mündlich erzählen sollen, wenn es sich hätte thun wollen (der Himmel weiß warum nicht?) irgend etwas zu erzählen. Kurz, ich that auf alle Aussichten, in Berlin u. s. w. Verzicht, und richtete mein Augenmerk auf Erlangen, wo ich ohnehin promovirt, und also gewissermaßen schon einen Fuß hatte. Geheimrath Lösch¹⁶ in Ansbach, mit dem ich in schriftlicher und persönlicher Bekanntschaft stand, war nach dem Abgang des Markgrafen gewissermaßen der Interimsregent, und bey Hardenbergs¹⁷ Ankunft der Vertraute von diesem. Auch waren mehrere Ansbacher und Erlanger wahrhaftig sehr herzlich für mich; besonders der ehrwürdige überausgütige und mir zeitlebens unvergeßliche Uz¹⁸, dessen warme Theilnahme an meinem politischen u. literarischen Schicksal, dessen ungeschminkte Freude über Bragur, und mit Einem Wort, dessen nachdrückliche und mir es auf verschiedene Art als Pflicht auferlegende Aufforderung mich allein vermochte, unerachtet des Undanks, den

¹³ Es handelt sich um den Literaturhistoriker Erduin Julius Koch (1764—1834); mit dem gegen Ende des Briefes genannten „Anti-Bragur“ ist demnach sein 1792 und 1793 erschienenes Literarisches Magazin für Buchhändler und Schriftsteller (Berlin, Franke) gemeint (Carl Diesch: Bibliographie der germanistischen Zeitschriften. Leipzig 1927, Nr. 424).

¹⁴ Ewald Friedrich Graf von Hert z b e r g (1725—1795), unter Friedrich dem Großen und dessen Nachfolger preußischer Minister, kam mit Gräter in seiner Eigenschaft als Kurator der Berliner Akademie der Wissenschaften in Verbindung.

¹⁵ Bragur. Ein Litterarisches Magazin der Deutschen und Nordischen Vorzeit. 8 Bde., Leipzig (später Breslau) 1791—1812. (Vom 4. Bd. 1796 ab mit dem zweiten Titel „Braga und Hermode“.)

¹⁶ Johann Friedrich L o e s c h (1723—1797) war Konsistorial-Präsident und königlich preußischer Geheimer Justizrat in Ansbach. Vgl. Martin Krieger: Die Ansbacher Hofmaler des 17. und 18. Jahrhunderts. Ansbach 1966 (= Jahrbuch des Historischen Vereins für Mittelfranken, 83. Bd.), S. 364, Nr. 46 (über Loesch' Porträt im Ansbacher Museum).

¹⁷ Karl August Fürst von H a r d e n b e r g (1750—1822), der berühmte preußische Staatsmann, war ab 1790 Minister in den Markgrafschaften Ansbach und Bayreuth, deren Verwaltung er auch nach dem Rücktritt des Markgrafen und seinem Eintritt in das preußische Staatsministerium beibehielt.

¹⁸ Johann Peter U z (1720—1796) lebte in Ansbach als Beamter der Markgrafschaft.

ich erlebt hatte, und des Neides auf der anderen Seite, und unerachtet meiner politischen Lage damals durch zweijährige abderitische^{18a} Kabalen die trübste war, die sich denken ließe, die bereits für Bragur auf immer geworfene Feder wieder aufzuheben, und bey dem teutschen Publikum für seine Alterthümer um Subscription zu betteln; denn so kams fast heraus. Im Vertrauen auf die Thätigkeit und die Beystimmung solcher Freunde fragte ich also durch Lösch bey dem Minister Hardenberg an, ob es nicht für teutsche Universitäten rühmlich und zuträglich, zumal bey den gegenwärtigen politischen Ereignissen wäre, so wie auf den schwedischen u. dänischen Universitäten u. s. w. eine eigene Professur für die vaterländischen Wissenschaften, vorzügl. aber für die vaterländische alte und neue Sprache, Literatur, Geschichte und eigentliche Alterthümer zu errichten. Die Idee leuchtete Hardenberg ein, und er forderte mir einen Plan für einen dreyjährigen Cursus durch Löschen oder Fabern¹⁹ (das weiß ich nicht mehr auswendig) ab. Am Ende des Jahres 92. sandte ich meinen Plan ein, der eine synchronistische Fortschreitung des Studiums aller gemeinnützigen Vaterlandswissenschaft abbildete, und Hardenberg tractirte schon gewissermaßen mit Löschen, als zum Unglück oder Glück (ich entbehre die Gabe, eine fröhliche Zukunft zu deriviren) die Con-Rektoratsstelle in meiner Vaterstadt vakant wurde, und ich mich, theils durch die heftigen Wünsche meiner Familie theils um meiner eigenen Ehre willen (indem man mein Weggehen in einem solchen Zeitpunct für eine feine Verschleyerung des Gefühls meiner Schwäche hätte annehmen können) genöthigt sah, statt alles andren um diese Stelle zu competiren. Wie schwer dieß gemacht wurde, und welche Intriguen sich entspannen, als ich jeden Weg per Genitivum²⁰ in einer Sache a u s s c h l u g, zu der ich per utrumque casum rectum²¹ das vollständigste Recht hatte, gehört nicht hierher. Kurz, ich kämpfte mich nach dreyzehn Wochen durch, und wurde von der fünften Stelle unmittelbar in die zweyte versetzt. Die Gerechtigkeit, die mir dadurch widerfuhr, nicht nur, sondern die Nothwendigkeit auch, meine Prätension durch die That zu rechtfertigen, machte mirs zur unumgänglichen Pflicht, da zu bleiben, und zu zeigen, daß ich dem Posten, den man mir gab, so gut nicht nur, sondern mehr als irgend ein andrer, hiesiger Mitpräbendent gewachsen sey. Hätte ich freylich vorausgewußt, wieviel meiner noch wartete, und mir an den fünf Fingern abgezählt, daß mit einem Sieg von dieser gewalt-samen Art zehn neue Kämpfe gegen die Rachsucht von der einen, und den Neid von der andern Seite entstehen, und daß ich nach zweyjährigen ununterbrochenen Schikanen endlich schon mit dem einen Fuß im Grabe stehen würde; woraus ich mich denn nun glücklicher Weise noch bey Zeiten gerettet habe; so würde ich freylich zu tadeln gewesen seyn, daß ich mich nicht lieber gleich Anfangs davon gemacht, und meine lieben Mitbürger von mir hätte denken lassen, was allen insgesamt und jedem insbesondere beliebt hätte. Kurz, ich gab das Project auf, und habe nicht einmal meinen Plan zurückgefordert.

^{18a} Anspielung auf Wielands 1774 erschienene „Geschichte der Abderiten“.

¹⁹ Johann Melchior F a b e r (1743—1809), seit 1774 Professor und Rektor am Gymnasium in Ansbach, seit 1795 königlich preußischer Kirchen- und Konsistorialrat (ADB, 6. Bd., S. 496).

²⁰ Erlangen eines Amtes durch Verheirathung.

²¹ Es ist wohl ein dem Philologen Gräter beifallendes Wortspiel mit Nominativ (= casus rectus) und Genitiv beabsichtigt.

Indessen hab' ich diesen Umstand gleichwohl in der Autobiografie (lachen Sie über die Eitelkeit, wodurch Jünglinge durch andere verführt werden!) der zu Nürnberg herausgekommenen Sammlung von Bildnissen und Lebensgeschichten gelehrter Männer u. Künstler (1792/93) angeführt.²² Gerne möchte ich Ihnen diese beylegen; allein ich habe kein einzelnes Exemplar, weder von dem Kupfer noch von der Biografie mehr, wiewohl ich mich bis zum Abgange dieses Briefes bemühen werde, noch eins irgendwo aufzutreiben.

Freylich bin ich unterdessen um fünf Jahre älter geworden, und mein Jugendfeuer, mit dem ich sonst allen Schwierigkeiten Trotz bot, ist mit der Besorgtheit für meine Gesundheit und mein Leben nach und nach sehr gemildert worden. Gleichwohl bin ich auf der andern Seite in meinen vaterländischen Kenntnissen unterdessen merklich vorgeschritten, und wenn ich diejenige Anstrengung, welcher ich mich damals noch unterzogen hätte, jetzt zu scheuen schiene, so würde sie wenigstens in jenem Grade nicht mehr nöthig seyn.

Doch, wie dem auch sey, so baue ich selbst meine Hoffnung nicht darauf, wenn auch der Boden eine etwas solidere Erdart als Sand seyn möchte. Ich halte es nur für möglich und erzähle Ihnen, (wiewohl unter hundert Zerstreuungen, u. mithin wahrscheinl. eben so unordentlich als trocken,) die ganze Geschichte bloß darum, um Sie sehen zu lassen, daß dieser Weg, den ich vor der Hand noch überdieß wo nicht für den einzigen, doch für den besten und zweckmäßigsten halte, nicht immer von den Einfällen, dergleichen einem sanquinischen Gens hundert in Einem Tag zu kommen pflegen, sondern eine längst mit mir herumgetragene und schon ziemlich in mir verarbeitete Idee ist. Ja, ich kann mich nicht enthalten (denn ich fange an, aufs neue, indem ich schreibe, dafür erwärmt zu werden) auch mit Beyseitzung aller Rücksicht auf mich, einen Mann wie Sie, der mit Einem Wort auf die ganze Nation so lebhaft zu wirken im Stande ist, bey dem Genius unsers teutschen Vaterlandes und bey den heiligen Schatten unsrer Voreltern [zu bitten] doch Etwas einmal den Teutschen zu Gunsten des Studiums vaterländischer Literatur, Geschichte, Alterthümer und Sitten ins Ohr zu rufen, und ihr dem Ausland mehr bewundernd als nachahmend ergebenes Herz zu erschüttern, und in eine wohlthätige Wärme zu setzen!

Unvermerkt bin ich von meinem eigentlichen Thema abgekommen! Ich kann Ihnen aber nicht abschildern, in welcher Gemüthslage ich an diesem ganzen Briefe geschrieben habe. Es gehört alle Stärke meiner Nerven dazu, um nicht jede Periode mit Ergießung meiner Empfindungen zu unterbrechen. Ich zwang mich aber, Ihnen, wenn auch nur mit halbem Zusammenhange, mindestens Einen Weg etwas zu detailliren, wofern gewisse Hoffnungen zu realisiren noch irgend möglich ist. Und damit will ich nun über diesen Punct abbrechen.

16. Febr.

Entschlossen, heute zu enden, und auch ohne Kupferstich, Biografie u. andere Beylagen den Brief einmal fortzuschicken, saß ich schon mit der Feder in der Hand an meinem Schreibtische; allein es ist wieder keine Ruhe. Indessen sehe ich in

²² In C. W. Bock: Bildnisse gelehrter Männer und Künstler, nebst Biographien. Bd. 1, Heft 10, Nürnberg 1793.

meinem Calender den Namen Juliane²³, und kann nicht umhin, wenigstens mit zwey Worten den besten Wunsch meines Herzens zu einer vergnügten Namens-Fête nach Oßmannstädt fliegen zu lassen!

17. Febr.

Den ehrwürdigen Herder nach neun Jahren wieder gesehen zu haben, glauben Sie mir, war eine große Freude für mich! Wenn ich in der alten poetischen Literatur irgend Etwas geleistet habe, wiewohl ich am besten weiß, wie wenig das ist: so hab' ich es seinem Vorgang und seinen hinreißenden ehemaligen Flugschriften zu danken! wiewohl ich auf die nämlichen Spuren, ohne den Vorgang zu wissen, gekommen bin, und dann nicht selten, wenn ich Herdern wieder als Muster und Lehrer darin bereits aufgetreten sah, in eine Begeisterung für ihn darüber gerieth, die so heftig und dringend war, daß ich ganze Bogen mit extemporanen Hymnologien auf denselben, von denen ich noch das aufbewahrt habe, in Einem ununterbrochenen Erguß vollführte. Ich stelle mir vor, daß Ihre Geduld durch diesen langen Brief und die noch längere Verzögerung der Absendung bereits eine so große Stärke erhalten hat, um es aushalten zu können, wenn ich Ihnen zu allershand Behuf noch etwas wenig von mir und zuerst in dieser Hinsicht erzähle. Als ein Mensch von 17. Jahren, da ich mit dem größten Enthusiasmus dieses Alters mich in das Studium der hebräischen, chaldäischen und syrischen Sprache hineingeworfen hatte, verfiel ich bey der Uebersetzung des Hohenliedes selbst auf den Gedanken, daß es kein Ganzes dieser Art entweder, sondern lyrische Bruchstücke, oder aber eine Art von morgenländischem Drama wäre. Ich verfolgte diese Idee, und brachte so eine ganz neue Uebersetzung in einer neuen Ansicht und mit einer eigenen Eintheilung in Scenen, wobey ich den Uebersprüngen von einem aufs andre die gehörigen Brücken baute, noch vor meinem Abgang auf [die] Universität zu Stand. Eins der ersten Bücher, das mir in die Hände fiel, als ich nach Halle in Sachsen kam, waren Herders *Lieder der Liebe*²⁴. Es ist mir unmöglich, Ihnen das wechselseitige Entzücken und Bewundern und die staunende Ueerraschung jetzt nach zwölf Jahren noch zu schildern, in das ich dadurch versetzt wurde. Kurz, diese Entdeckung kettete mein Herz mit Einem Male so fest an Herdern, daß ich keinen höhern Wunsch und keine größere Begierde hatte, als ihn zu sehen, u. aller seiner Schriften habhaft zu werden, welches jedoch langsam von statten ging. Da ich die orientalische Literatur, weil ich im Arabischen stecken blieb u. keinen Lehrer und keinen großen Sinn dafür in Halle fand, aufg.[eben] mußte [?] und eben mit einigen Nordischen Dichtern und der Edda bekannt wurde, so warf ich mich nun in diese, und widmete ihr alle meine Nachtwachen u. viele Stunden des Tags. Ich hatte schon Regner Lodbrak watkyrung u. dergl. ausgearbeitet u. übersetzt, auch schon eine mytholog. Abhandlung in einer Literaturgesellschaft in Mittelblatts Hause²⁵ auf Verlangen der Neugierigen vorgelesen, als

²³ Gemeint ist wohl die 1790 geborene Juliane Caroline Amalie Schorch, die Enkelin Wielands und Tochter der Caroline Schorch, geb. Wieland.

²⁴ *Lieder der Liebe*. Die ältesten und schönsten aus dem Morgenlande. Leipzig 1778.

²⁵ Daniel Nettelblatt (1719–1791), Jurist, seit 1740 in Halle Professor der Rechtswissenschaft, seit 1775 Direktor der Friedrichs-Hochschule (ADB, 23. Bd., S. 460–466).

ich die Schrift über teutsche Art u. Kunst²⁶ erhielt, und nun gings mir wieder wie bey dem Hohenliede. Von nun aber machte ich mir Herdern zum Muster, und befolgte seine Grundsätze in den Uebersetzungen aus der Edda. So gings mir denn in der Folge mit Ossian, so mit den englischen Balladen, so mit den teutschen Volksliedern, und mit Otfried, mit den Minnesingern, mit dem griechischen Epigramm²⁷ und mit Allem. Wo ich hintrat, da hatte schon Herder gewandelt und die schönsten Blumen gestreut. Das machte aber den jungen Enthusiasten nicht mißmuthig; im Gegentheile fühlte ich mich durch den Vorgang eines so großen Mannes hinlänglich über die eingeschlagene Bahn gerechtfertigt, und schritt nun mit doppeltem Feuer fort. Mit 19. Jahren hatte ich schon die Minnesinger von Anfang bis zu Ende durchgelesen, und mit Hülfe meiner Schwäbischen Muttersprache (denn Oberlins Glossar²⁸ erhielt ich erst vor einigen Jahren) großentheils verstanden, und in eben diesem Alter arbeitete ich meine Nordischen Blumen²⁹ aus. Von Herdern erwartete ich den ersten Beyfall, denn nach diesem hatt' ich damals und in dieser Sache einzig gestrebt. Ich schickte ihm auch meine Nord. Blumen zuerst zu, da ich mündlich die Erlaubniß dazu hatte, und Er selbst mein Mspt. Ettingern zum Verlag empfahl; allein ich wartete vergeblich auf Antwort, und bis auf diese Stunde hab' ich auf alle meine Zuschriften keine Zeile gesehen. Ich kann nicht leugnen, es that mir weh, daß Herder, der erste, dessen Urtheil ich wünschte, diese meine Nordischen Blumen vor dem Publikum gänzlich mit Stillschweigen übergangen hat; noch weher, daß, da ich immer noch hoffte, in den Zerstreuten Blättern³⁰ etwas zu finden, das Land der Seelen in der neuesten Sammlung wie geflissentlich mit Walhalla abbricht, und die Gelegenheit meidet, etwas darüber zu sagen; und am wehesten, da ich nun endlich, und zwar noch überdies eingeführt von Ihnen, welches meines Erachtens ohne alle angedeuteten nähern Gründe schon ein Empfehlungsbrief war, dergleichen alle andern persönlichen Gründe auf der Welt nicht geben konnten, diesen von mir so außerordentlich geliebten, verehrten und bewunderten Herder, meinen Lehrer u. mein Muster, nach neun bis zehn langen Jahren wiedersah, in Augenblicken, da mein Herz mit kindlicher Ehrfurcht gegen ihn erfüllt war, und wenigstens eine kleine väterliche Zufriedenheitsbezeugung dafür erwartete, daß ich wenigstens nach meinen Kräften und meiner Lage seine öffentlichen Wünsche in dem Zeitraum von zehn Jahren

²⁶ Von Deutscher Art und Kunst. Einige fliegende Blätter. Hamburg 1773. Der Band enthält u. a. Herders „Auszug aus einem Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker“ und Goethes Aufsatz „Von Deutscher Baukunst“.

²⁷ Volkslieder. 2 Tle., Leipzig 1778/79; „Andenken an einige ältere Deutsche Dichter“ (Otfried, Dichter des Schwäbischen Zeitalters u. a.) in: Zerstreute Blätter. 5. Sammlung (siehe Anm. 30); „Anmerkungen über die Anthologie der Griechen, besonders über das griechische Epigramm“, ebd., 1. Sammlung; „Anmerkungen über das griechische Epigramm“, ebd., 2. Sammlung; über Ossian siehe die vorhergehende Anmerkung.

²⁸ Johann Georg Scherz; Glossarium germanicum medii aevi, potissimum dialecti Suevicae, ed. J. J. Oberlin. 2 Bde., Straßburg 1781—84.

²⁹ Nordische Blumen, Leipzig 1789.

³⁰ Zerstreute Blätter (1.—6. Sammlung. Gotha 1785—1797. (Gräter gab 1822—24 in Ulm eine gleichnamige Sammlung heraus.)

so weit erfüllt hatte, als menschlich möglich war; daß ich dagegen mit einem Scherz empfangen, u. während der ganzen Zeit, die ich da zubrachte, mit einem nämlichen heimgesucht wurde, einem Scherz, der mir nach meinem Gefühle nicht weit von jener Moquerie entfernt zu seyn scheint, von welcher La Bruyere sagt, *qu'elle est le langage du mépris et l'une des manières dont il se fait le mieux entendre*. Ich lebe gewissermaaßen wieder von neuem auf, da Sie so gütig sind, mich von dem Gegentheile zu versichern, und überrede mich zu meiner eigenen Beruhigung gern, daß mein damaliges Gefühl schlechterdings kein Beweis für die von mir vorausgesetzten Gründe, und der Schluß von der Wirkung auf die Ursache nicht nur ein unlogischer, sondern dießmal gänzlich verunglückter Schluß gewesen ist.

Herr HR. Böttiger ist ein Mann, dessen Universalhöflichkeit ich eben so sehr als seine vaste Erudition bewundert habe. In Beziehung auf das obige hab' ich durch seine gütige Vertrauung freylich nicht viel Gutes vernommen, indem er mich versicherte, daß ich von der jährlichen Subscription in Weimar auf Braga u. Hermode nicht auf ein großes Interesse für dieses Werk schließen dürfe; man habe es Herdern zu Gefallen gethan, von welchem eine schriftliche Aufforderung dazu herumgegangen sey. Dieß thut mir wohl nun eigentlich leid, allein es ist das Schicksal aller, auch der uneigennützigsten Subscriptionseröffnungen; man subscribirt selten für die Sache, sondern aus Freundschaft oder aus Mitleid für den armen subscriptionsbedürftigen Autor. Mag es. Sie ist von nun an aufgehoben! Auch war er so gütig (wo ich mich recht erinnere) mir seine Vermittlung gegen Koch in Berlin (den ich die Mitherausgabe aufzusagen genöthigt war) und gegen Anton in Görlitz³¹ (den wahrscheinlichen neuen Recens. in der A. L. Z.) zuzusichern. Nun kann ich nach meinen Grundsätzen von dieser Zusicherung keinen Gebrauch machen. Gegen Leute, die uns mit wahrheitslosen Waffen angreifen, taugt meines Erachtens nicht Vermittlung, und man bedarf keines patrociniums. Die Wahrheit besteht durch sich selbst, und das Bedürfniß sich auszusöhnen (wenn ich es so sagen soll) ist auf jener, nicht auf unsrer Seite. Koch hat zwar einen Anti-Bragur angefangen, aber es ist auch bey dem Anfang geblieben. Anton hat gesagt, *quid quid in buccam venit*,^{31a} aber die Antwort, die ich mir und der Sache schuldig bin, ist nur aufgeschoben, nicht aufgehoben. Niemals stellte ich mir vor, daß mit einer Zeitschrift, auch bey dem friedfertigsten und bescheidensten Gemüthe, und bey aller Sorgfalt, Niemanden zu stechen oder zu stoßen, gleichwohl so viele Unannehmlichkeiten dieser Art verbunden seyn könnten. Sogar ein Schwede, der bekannte, des Landes verwiesene Dichter Thorild,³² hat mich Unschuldigten Menschen von der Welt über das eingerückte Schreiben, die Schwedische Literatur betreffend (im 3t. Bde v. Bragur) durch eine zu Altona gedruckte Epistola an mich, unter vielen Complimenten ein wenig zu beizen gesucht. Noch hab' ich ihm (wiewohl es schon 3. Jahre sind) nur schriftlich, nicht aber öffentlich geantwortet. Indessen hat mich ein ungenannter Unpartheyischer in dem Schwedisch-Dänischen

³¹ Karl Gottlob Anton (1751—1818), Rechtsgelehrter und Historiker in Görlitz, war Briefpartner Wielands (Prolegomena Nr. 1501 und 1738; ADB, I. Bd., S. 497).

^{31a} „Was ihm gerade auf die Zunge kommt“ (Cic. ad Atticum I, 12, 4; 7, 10; Martial 12, 24, 5; Sen. apocol. I, 2; u. a.).

³² Thomas Thorild (1759—1808), schwedischer Dichter und Philosoph, Verehrer Ossians und Klopstocks, war 1790 wegen freisinniger politischer Äußerungen des Landes verwiesen worden.

Journalle Nordia^{32a} beyläufig bereits gerächt und gerechtfertigt. Hätte ich schon die Antwort niedergeschrieben, oder mehr als ein Exemplar von dieser Epistola noch vorrätig, so würde ich sie beylegen. Indessen lasse ich sie vielleicht noch in einem folgenden Hefte von Wort zu Wort ausdrucken.

Am besten bin ich bisher mit meinen lieben Dänen gefahren. Als ich von meiner Reise zurückkam, erwartete mich abermals ein Beweis ihrer Güte, wofern man von den würdigsten Männern auf die Zahl der Vorzüglichen schließen darf. Ich erinnere mich, Ihnen bey einem Spaziergang im Garten gesagt zu haben, daß nicht Baggesen,³³ sondern Pram der vorzüglichste Epopöist der Dänen ist. Von diesem Pram, dem Sänger des Starkaters (Staerkodder)³⁴ erhielt ich ohne alle neuerliche Veranlassung ein von Sjöberg eben herausgekommenes Werk über die Schwedischen Antiquitäten mit einer schriftlichen Zueignung zum Geschenk, die mich eben so sehr zum Erröthen genöthigt, als auf Augenblicke meine Eigenliebe auf das Angenehmste überrascht und getäuscht hat. Zu gleicher Zeit fand ich auch ein Heft des dänischen Frauenzimmer-Journals Euphrosyne, in welchem verschiedene Aufsätze von mir aus Bragur ins Dänische übersetzt sind, das ich ihnen übrigens freylich selbst mit aller väterlichen Eigenliebe nicht hätte profezeyhen mögen. Ich sehe eben aus dem Intelligenzblatt der A. L. Z., daß Hr. Merkel im 1. Stck. des Merkur, das mir noch nicht zugekommen ist, dasjenige wirklich zu erfüllen anfängt, was ich ihnen nur versprochen habe, nämlich Briefe über die schöne Literatur der Dänen. Ich sehe mit Ungeduld der Lesung derselben entgegen.

Ihre vortreffliche Herzogin Luise verdient wahrlich den Namen Dia theaōn³⁵. Noch erinnere ich mich der ganzen schönen Scene sehr genau, und ich kann Ihnen nicht leugnen, daß Sie meinem für sein teutsches Vaterland so schwachen Herzen durch einige Aeüßerungen, die mir aus dem Nationalstolze geflossen zu seyn scheinen, ungemein theuer geworden ist. Dieß ist ganz gewiß, aber ebenso gewiß, daß Ihre wohlwollende Gesinnung gegen mich, deren Sie theuerster Gönner, mich versichern, Niemanden als eben Ihnen und Ihrer gütigen Vorstellung zuzuschreiben ist.

In diesem Augenblicke erhalte ich ein Briefchen von der Herzogin Franziska³⁶ nebst den vier Hohenheimern Taschenkalendern zum Andenken. Ich sage Ihnen auch davon, weil ich mir überhaupt vorstelle, daß Sie so gütig sind, wofern es

^{32a} Diesch (vgl. Anm. 13) kennt nur einen, 1795 in Kopenhagen bei Möller erschienenen Jahrgang (Nr. 1244).

³³ Der dänische Dichter Jens Immanuel Baggesen (1764—1826) zählte zum Freundeskreis der Familie Wieland.

³⁴ Der dänische Dichter Christen Henrichsen Pram (1756—1821) trat 1785 mit seinem Epos „Stärkodder“, das im altnordischen Milieu spielt, als Nachahmer von Wielands „Oberon“ auf.

³⁵ „Die hehre unter den Göttinnen“ (Schadewaldt), bei Homer besonders als Beiname von Athene, Kalypso und Kirke gebraucht. (In der Handschrift in griechischen Lettern!)

³⁶ Franziska Theresia von Hohenheim (1748—1811), die zweite Gattin von Herzog Karl Eugen von Württemberg.

seyn kann, an allen meinen Leiden und Freuden Antheil zu nehmen, und daß Sie unter andern vorzüglich das zu wissen wünschen könnten, was etwa zu meinem Vortheile gereichen möchte. Sie werden sich also erinnern, daß ich Ihnen von einer Reise nach Stuttgart und von einer Einladung nach Hohenheim erzählte. Lavater, der damals von seiner Reise nach Dänemark zurückkam, und mit dem ich zufällig in Stuttgart, gerade, eh er nach Hohenheim fuhr, in Gesellschaft war, gab die Veranlassung dazu. Herzog Karl u. Franziske [!] baten mich zum Frühstück in die Meyerey, und ich hatte das Vergnügen, dieses ganze kleine Schwäbische Paradies theils an der Seite der Herzogin, theils mit dem Hofprediger u. dem Kammerherrn durchzuwandern. Diese mir ohne alle Veranlassung von meiner Seite widerfahrere (u. damals noch ungemein seltene) Ehre bewog mich nach meiner Rückkunft dem Herzog u. der Herzogin zu schreiben, u. für ihre Gnade zu danken. Der Herzog antwortete mir noch 8. Tage vor seinem Tode,³⁷ und mit der Herzogin bin ich seitdem ununterbrochen in Briefwechsel gestanden. In dem eben erhaltenen Briefchen sagt sie mir: „Sie haben mir geschrieben, daß Ihnen ein Blatt (es war eine Blüthe des Tulpenbaums, mit dem mich die Herzogin beym Eintritt in die Meyerey behehrte) aus dieser Anlage eine Erinnerung ist; ich wünschte, daß Sie durch Zeichnungen davon noch mehr an den Augenblick möchten erinnert werden, in welchem Sie daselbst einen Herrn u. eine Frau haben kennen lernen, die Ihre Verdienste zu ehren u. zu schätzen wußten.“ Bey dieser Gelegenheit fällt mir ein, daß es Ihnen vielleicht, und dem ganzen für mich so herzlich gesinnten Gynäceum, dem wahren Oßmannstätter Wingolf,³⁸ nicht unangenehm seyn wird, wenn ich einige Briefe dieser Art beylege; wobey ich nur die Bitte auf dem Herzen habe, mir solche gelegentlich wieder beyzuschließen, und etwa das Gedicht von Fülleborn³⁹ dazu, wenn sich die Frau Pastorin Amalie noch erinnert, wo es liegt. Es folgt 1. Brief von der Herzogin, 1. von Herzberg und 1. von Dalberg. — Ich darf wohl unter den gegenwärtigen Umständen und nach Ihrer gütigen Theilnahme, und dem Vertrauen, das Sie mir zu Ihnen neuerdings erlaubt haben, nicht hinzusetzen, daß ich dadurch bey Ihnen nicht in den Verdacht der Eitelkeit zu kommen wünschte. Das sagt mir jetzt mein Herz, daß Sie nach Ihren natürlichen Gesinnungen gegen mich alles gerne wissen möchten, was gutes ist oder auch nur scheint, und daß Sie mich darum nicht weniger lieb haben werden, wenn Sie sehen, daß mir mehrere achtungswürdige Menschen gewogen gewesen sind, und die da leben, noch es sind, u. wie ich hoffe, bleiben werden. —

Auch ein Blatt von Schubarts Vaterlandschronik leg' ich Ihnen bey, in welchem er, freylich mit seinem bekannten Enthusiasmus, ders mit dem pocomeno so genau nicht nahm, die erste Erscheinung meines Braga angekündigt hat.⁴⁰ Ich war damals ein Jüngling von 23. Jahren, nicht glücklich, und bis zur Wehmuth daher von dieser mich überraschenden Schwärmerey gerührt. Wiederholen möcht' ichs denn wohl auch, das Blatt ist mir theuer; wofern Sie nicht alle diese Dinge etwa auf-

³⁷ Carl Eugen starb 1793.

³⁸ Die altnordische „Freundschaftshalle“, von Klopstock sinnbildlich als Bezeichnung für Freundschaft gebraucht.

³⁹ Über Fülleborn vgl. S. 9 f. und S. 65, Anm. 66.

⁴⁰ Die Ankündigung von Gräters Zeitschrift steht in Nr. 63 (vom 9. 8. 1791) von Schubarts „Chronik“; vgl. auch S. 66.

behalten wollten, bis ich sie (Si diis placet!) in eigener Person wieder in Empfang nehmen könnte. Hier auch der Kupferstich aus einer Rahme wieder herausgenommen; ich habe sonst kein Exemplar mehr.

Da haben Sie nun, mein theurer, unvergeßlicher, inniggeliebter u. verehrter Gönner, einen großen, großen Brief, und vielleicht immer noch nicht groß genug für mich und für Sie. Freylich wohl wünsche ich wieder in Ihrem Arkadien zu seyn — wie können Sie daran zweifeln? — aber ob ich es hoffen darf? — Ach, mein theurer, theurer Vater Wieland, Sie haben mich nur lachen sehen, aber es sind schon unendlich trübe Wolken über Ihren Gräter gegangen! und glauben Sie nur, das Glück hat noch wenig oder nichts für mich gethan. Alles was ich Gutes habe, ist mit schweren Kämpfen und saurem Schweis errungen. Ich bin so zaghaft im Hoffen geworden, daß mich die Hoffnungen, deren sich mein sehndendes Herz nicht erwehren kann, fast eben so sehr peinigen als vergnügen. Ich gebe mir alle Mühe, diesen ungewissen Schätzen der Fantasie und des Glücks nicht über Gebühr nachzuhängen, aber es ist schwer; — und getäuschte Hoffnungen, wie schmerzen sie!

Tausend und abertausend Empfehlungen an die aller Verehrung würdige Frau Hofräthin! O was geht unter allen Seeligkeiten der Erde über das Glück, unter sanftmüthigen Seelen zu wohnen! Mir ist nicht immer so, und seitdem mir wieder so wohl gewesen, wie in unsren vertrauten, freundlichen Abendscirkeln, wo Amalie u. Caroline u. Julie u. ich u. Wilhelmine u. Luise⁴¹ unter dem Vorsitz der liebenswerthesten Mamma so in die Runde beysammen saßen! Allen Gottes Seegen und herzliches, was es auf der Erde gibt, und Ihnen, glücklicher Vater, und zärtlicher Gönner, den wärmsten Dank und innige Verehrung

von Ihrem Gräter.

N. S.

Für die Mittheilung des Gabalis⁴² und das mir ewig werthe und theure Geschenk aus Wielands eigener Hand (Gott helf dir!) habe ich Ihnen doch wohl schon gedankt? im Herzen gewiß! das glauben Sie.

1. März.

So eben erhalte ich einen Brief von dem vortrefflichen Mac Donald. Er bittet mich, meine Briefe an ihn künftig an Hn HR. Böttiger zu adressiren. (Wie mag ich mich bey Böttigern entschuldigen, daß ich noch keine Zeile an ihn geschrieben habe? Leider bin ich in meiner Correspondenz zurück; 50 Antworten klecken nicht, die ich noch nachzuholen habe!) Am Schlusse seines Briefes sagt er:

I have frequent accounts of the excellent Wieland and the other Weimarian Worthies of the age; I am sorry that I must so soon leave this Country, where I have got acquainted with so many respectable characters. Etc.

⁴¹ Wielands Töchter Amalie Liebeskind (vgl. Anm. 12), Karoline Schorcht, Julie Stichling und Luise Wieland sowie seine Enkelin Wilhelmine Schorcht.

⁴² Gemeint ist der 1670 erstmals erschienene Roman des Abbé Montfaucon de Villars „Comte de Gabalis, ou Entretiens sur les sciences secrètes“, den Wieland z. B. in seiner Verserzählung „Melinde“ erwähnt. Wieland hat ihn wahrscheinlich auch Gräter zur Lektüre empfohlen, denn dieser notierte ihn nach seinem Besuch in Oßmannstedt unter den zu lesenden Büchern.

Das neue Stück von meiner Braga wird nun in Ihren Händen seyn, in einer etwas freundlichen Gestalt, aber leider wieder mit vielen Druckfehlern, die mir wohl zum Theil wieder auf meinen eigenen Nacken gelegt werden könnten — ZB. Cento nuptiali statt nuptialis in den Ausonischen Liedern, in welchen Sie sehen werden, daß [ich] Ihre gütigen Winke durchaus benützt, u. die Verse zum Theil ganz umgeschmolzen, u. nach meiner Meinung verbessert habe.⁴³

Die Blumenlese aus den Minnesingern,⁴⁴ wobey die Zueignung an Gleim vermutl. vom Setzer oder Verleger verloren wurde, und von erstem auf beyden Notenblättern die Parallele des alten u. neuen Textes leider Gott weiß, ob aus eigenem Besserwissenwollen oder aus Unachtsamkeit weggelassen ist, hätt' ich Ihnen freyl. noch eher als Ausonius zuschicken sollen; allein ich hatte sie selbst noch in der Feile, u. da ich fertig war, drang der Verleger. Ich fühle es wohl, wie sehr diese Blumen um Nachsicht zu flehen haben. Kinderlings vorläufige Antwort an den Rec. der A. L. Z.⁴⁵ hätte ich wohl weglassen sollen. Indessen werde ich die gehörige Antwort, doch gewiß ... [?] im nächsten Stücke geben.

⁴³ „Ueberreste von den Liedern eines Römers auf ein im vierten Jahrhundert in seine Gefangenschaft gerathenes Teutsches Mädchen, von Y.“ In: Braga und Hermode. 3. Bd., 1. Abt., Leipzig 1798, S. 104—117. Über Wielands Korrekturen an der Übersetzung vgl. Ausgewählte Briefe ... 4. Bd., S. 170 f.

⁴⁴ „Blumenlese aus den Minnesingern von F. D. Gräter, dem Herrn Canonicus Gleim in Halberstadt gewidmet.“ Ebd. S. 1—20 (die Widmung nur im Inhaltsverzeichnis).

⁴⁵ „Zwey Erklärungen über den Verfasser des Henning de Horn (S. Bragur III. S. 416 u. f.). a. Vom Herrn Diak. Kinderling.“ Ebd., S. 216—220.

Freitag. Montag d.
Juli 1820.
früh 9. Uhr.

Ante Carolus, Liebe Louise,

Ich fahre ab nach Philborn ab.
Der Weg führt über die in der Stadt,
aber das kalte Wetter war ung.
An Nacht lag ich in der Kutsche
so Josephine war ich auch in der
Stube, wo mich nur Dr. Jahn
ist, ich wurde sehr, mit Fräulein
Lied & französische Gesellschaft.
Zur Zeit ist überall gut ausgehoben
aber nicht ganz. Und auch mit Dr.
Kraus & Co. Gold brauche ich nicht,
sondern für die Noth ist nicht.

Ich habe mich sehr
bald mit der
Fräulein & Josephine
in der Stadt
mit der Gesellschaft
in der Stadt
mit der Gesellschaft
in der Stadt

Ihre Prof. Kesper meins fatherliche
Zus. Verstand n. m. k.

Donnerstag als Freitag d. 18. Jan.
Mund ist in Angelfinger, links
ist; das ist und spricht das ist.

Wenn ich Paul Louise und Kote
auf sie! das ist Gott.

Alles ist und ist das ist.

Frei freigegeben
Gr

Pahl über Gräter

Aus: Denkwürdigkeiten aus meinem Leben und aus meiner Zeit von Johann Gottfried v. Pahl ... Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von dessen Sohne Wilhelm Pahl. Tübingen, bei Ludwig Friedrich Fues 1840, S. 82—87.

Der Bund zwischen mir und S a l a t war noch nicht lange geschlossen, als demselben ein dritter Freund beitrat, den zwar eine Entfernung von 7 Stunden von uns trennte, was aber, zumal mir, dem rüstigen Fußgänger, nicht zu weit war, um die für mein literarisches Leben und Treiben sehr ermunternde und fördernde Bekanntschaft durch häufige Besuche, so wie durch wöchentliche schriftliche Mittheilungen, fortzusetzen. Dieser Dritte in unserem Bunde war Gräter, Lehrer an dem Gymnasium der Reichsstadt Hall, der, obwohl noch ein Jüngling meines Alters, doch schon durch seine *Nordische Blumen* und sein unter dem Titel „Bragur“ eröffnetes literarisches Magazin für teutsche und nordische Vorzeit sich einen geachteten Namen durch ganz Teutschland erworben hatte, mit Herdern, Wieland, Voß, Kosegarten und vielen andern ausgezeichneten Gelehrten und Schriftstellern im Briefwechsel stand und an mehreren kritischen Journalen als regelmäßiger Mitarbeiter Antheil hatte. Diese so frühe erworbene literarische Bedeutung meines Freundes erhöhte meine von seiner Seite herzlich erwiederte Liebe zu ihm durch aufrichtige und neidlose Achtung, gegründet auf das Anerkenntniß seiner Ueberlegenheit. In der That verdiente er auch dieses Anerkenntniß, nicht nur in comparativer, sondern auch in allgemeiner Hinsicht vollkommen. Denn Gräter war ein encyclopädischer Kopf, durch sein unaussprechlich glückliches Gedächtniß, einen unermeßlichen Reichthum von Kenntnissen aus allen Fächern umfassend, diese Kenntnisse nicht bloß rhapsodisch inne habend, sondern übersichtlich und zusammenhängend ordnend, in den sämtlichen Regionen der Literatur der ältern und neuern Völkern einheimisch, und so wenig in dem bloßen Material des Wissens erstarrt, daß er, was ihm zum geistigen Eigenthume geworden, correct, lebendig und anziehend darzustellen, und seine Gefühle und Phantasieen in schulgerechten, lieblichen und oft durch Kraft und geniale Bilder und Wendungen überraschenden Gedichten auszusprechen wußte. Am freigebigsten war er aber von der Natur für das Studium der Sprachen ausgestattet, das er auch, durch eine vorherrschende Neigung zu demselben hingezogen, als die Hauptaufgabe seines wissenschaftlichen Lebens, mit kritischem Geiste und in die innere Natur und die Verwandtschaften der gegebenen Stoffe eindringend, betrieb. Es gab wenige Sprachen der *Vergangenheit* und der itzigen Zeit, die er nicht wenigstens oberflächlich kannte oder, wenn er wollte, mit leichter Mühe näher kennen gelernt hätte. Nachdem er mit dem ausgezeichnetsten Erfolge griechische und römische Philologie studirt hatte, wovon er eine treffliche Probe in seiner Fortsetzung der Wieland'schen Uebersetzung von Cicero's Briefen gegeben, richtete sich sein Fleiß besonders auf die ältern und neuern Sprachen und Literatur des Nordens und des teutschen Alterthums, arbeitete in diesem Gebiete mit Enthusiasmus, Kritik und Geschmack und erwarb sich dadurch um die Aufklärung der nordischen und germanischen Mythologie,

Sprach- und Culturgeschichte ein ausgezeichnetes Verdienst; wie ihm denn das Zeugniß gebührt, die erste Erregung und die kräftigste Forthülfe zu der von seiner Zeit an entstandenen Richtung des teutschen Geistes auf nordisches und vaterländisches Alterthum gegeben zu haben. So erschien mit Gräter als das Bild eines eigentlichen teutschen *homme de lettres*, der mit gründlicher und umfassender Gelehrsamkeit und einem reichen Schatze positiven Wissens den Schmuck klassischer Bildung vereinigt; und ob ich bei dem vielen, was auf meiner bisherigen Laufbahn unwiederbringlich versäumt war, gleich nicht hoffen durfte, dieses Bild zu erreichen, so ward sein Anblick für mich doch eine stete und kräftige Ermunterung zu dem Streben, mich ihm so viel möglich anzunähern. Jeder Besuch, den ich bei Grätern machte, und jeder Brief, den ich von ihm erhielt, war für mich eine neue Hinweisung auf das Ziel, das ich mir in ihm dargestellt sah, und eine neue Erregung unablässigen Fleißes; besonders verdankte ich es seinem Beispiel und seinen Belehrungen, daß ich nun das Studium der Theorie und der Geschichte der schönen Wissenschaften planmäßig betrieb und dadurch den Geist und die Form der immer fleißig gelesenen teutschen Klassiker völliger auffassen lernte; hauptsächlich zu diesem Studium gewährte mir seine reiche Bibliothek die trefflichsten Hilfsmittel; auch auf den Wanderungen nach Hall wurden immer große Bücherpäckchen hin- und hergetragen. Nie hatte sich Salat mit derselben freundschaftlichen Innigkeit an Grätern angeschlossen, wie ich; zunächst wohl, weil die sprachlichen und alterthümlichen Studien des gemeinschaftlichen Freundes ihn weniger anzogen, als mich; vielleicht aber auch, weil den schärfern psychologischen Beobachter an seiner Persönlichkeit manches irren mochte, was das mir durch ihn dargebotene literarische Interesse leicht ertrug. Das letztere war namentlich der Fall bei den mannigfaltigen Seltsamkeiten seines Privatlebens, durch das er dem Muthwillen nur zu viel Veranlassung zu bitteren, oft ungerechten Sarkasmen gab; schwerer ward es mir, mich mit seinem ehelichen Verhältnisse zu versöhnen, das, unbesonnen eingegangen, mit einer gerichtlichen Scheidung endigte, wobei das größere Unrecht offenbar auf seiner Seite war; so wirkte auch seine gereizte und feindselige Stellung gegen das ihn umgebende Publikum oft störend auf mich, da sie von der Voraussetzung auszugehen schien, als ob seine Umgebung sich lediglich nach ihm, nicht aber er sich nach ihr zu richten hätte; nur zu oft aber setzte mich sein kleinlicher, auf Namen, Titel und äußere Auszeichnungen erpichter, nicht selten durch das unschuldigste Wort beleidigter und sogar zuweilen durch trügerischen Schein befriedigter Eitelsinn in Verlegenheit und Noth, der einem Manne, dem sein Verdienst so gerechte Ansprüche auf vernünftig begründete Achtung verlieh, gedoppelt übel zu nehmen war. Dieser Eitelsinn glaubte seine volle Befriedigung zu finden, als die Stadt Hall mit dem Württembergischen Staate vereinigt wurde, und er sah auch seine Hoffnungen erfüllt, indem er bald darauf die Ernennung auf das Rectorat an dem dortigen Gymnasium erhielt. Um das, was ihm auf diese Weise gewährt wurde, vorzubereiten und zu verdanken, und sich von der erreichten Stufe aus den Weg zu weiterm Fortschreiten zu bahnen, suchte er die Befestigung in der erlangten Gunst, indem er in Gedichten, Programmen und Dedicationen dem neuen Regenten und seinen Organen die übertriebensten, mit der Wirklichkeit oft im grellsten Widerspruche stehenden Lobsprüche ertheilte und das Glück der Unterthanen unter der neuen Regierung in hohen Phrasen pries, während das ganze Land über die Härte und die Bedrückungen derselben seufzte. Diese unwürdigen Aeußerungen eines knechtischen, egoistisch rechnenden Sinnes setzten Grätern in der öffentlichen Meinung immer tiefer herab, und machten

das zwischen ihm und seinen Freunden bestehende Band immer loser; und so ward auch, als nach einigem Zeitverfluß das Schicksal mich aus seiner Nähe entfernte, die Trennung für mich kein Opfer, und der frühere Verkehr ward nur noch durch einen immer seltenern Briefwechsel fortgesetzt; aber auch in der Entfernung wurde mein Herz oft schmerzhaft verwundet, wenn das Gerücht mir Anekdoten von ihm zutrug, die zwar oft der Spott erfunden hatte, bei denen er aber selten von der Schuld der Veranlassung frei war, und durch die er vor jedermann zum Gelächter wurde, oder wenn ich vernahm, in welche Verlegenheiten er durch die Zerrüttung seines Haushaltes gerieth und welche Demüthigungen er, durch die ihm unmögliche Fügsamkeit in die Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens und in die Ordnung und die Formen seines Berufs, erdulden mußte. Dadurch machte er es einer gegen ihn angesponnenen Intrigue, die auch das Mittel anonymischer Denunciationen nicht verschmähte, leicht, eine Untersuchung seiner Amtsführung an dem Gymnasium zu Ulm, dem er als Rector vorgesezt worden war, zu veranlassen, die mit seiner Versetzung in den Ruhestand, jedoch unter Beibehaltung seiner vollen Besoldung und der Ephorie über die ihm bisher untergeordneten lateinischen Landschulen, endigte. Der Zufall führte mich mit ihm in Eßlingen zusammen, als er eben von Stuttgart zurückkam, wo ihm diese unerwartete Entscheidung seines Schicksals eröffnet worden war. Ich fand ihn in einer heftigen, zwischen Niedergeschlagenheit und Entrüstung schwankenden Bewegung des Gemüths, in die ein Mann, der die Stimmen der Weisen aller Zeiten nicht bloß mit dem Gedächtnisse aufgefaßt, sondern als Gesetze der Gesinnung und des Lebens zu seinem Eigenthum gemacht hat, nie verfallen wird, es wiederfahre ihm auch, was da wolle. Ich erkannte auch bald, wie wenig das, was ich zu seiner Beruhigung sagte, verfangen konnte, da es immer nur die Töne des gekränkten Ehrgeizes waren, die ich vernahm; wie er denn nicht verheimlichte, daß er diesen Sieg seiner Feinde leichter ertragen würde, wenn er ihm nur durch den längst verdienten Orden oder durch das Prälatenkreuz versüßt worden wäre. Ich schied mit Wehmuth von dem alten Freunde; es war das leztemal, daß wir uns hienieden sahen. Wenige Jahre später endete er ein Leben, das für ihn ein glückliches gewesen sein würde, wenn die Wissenschaft für ihn zur Kunst des Lebens geworden wäre, und wenn er den Lohn für seine sehr achtbaren, ihm in der Geschichte der teutschen Literatur einen bleibenden Namen sichernden Verdienste nicht im Tande äußerer Auszeichnung, sondern, wo er allein zu finden ist, in seinem Bewußtsein gesucht hätte. Gewiß hätte ihm die Welt auch mehr gewährt, wenn er sich gleichgültiger gegen die von ihr gespendeten Distinctionen bewiesen hätte.

Orts- und Personenverzeichnis

Anmerkung: Literaturangaben wurden aufgenommen, Korrespondenzmitteilungen nicht

- Aalen 24, 28, 38
 Aarau 165
 Abbt, Thomas 167
 Abeille, Jo. Chn. Ludw. 183, 187
 Abel, Jakob Fr. 26
 Abensberg 111
 Abicht, Friedrike (gb. Böckh) 21, 121, 123,
 137 — Jo. Heinr. 127, 137, 141, 150
 v. Abrahamson 97 — H. F. 99
 Adelung, Jo. Chf. 125
 Aglasterhausen 178
 Agricola, Rudolf 111, 117
 Albanus, Fr. L. 39
 Altdorf (b. Nürnberg) 49, 134, 139
 Altona 241
 Ammon, Jost 219
 Amsterdam 6
 Anakreon 21, 125
 Andersen, Andr. P. 121 — V. 107
 Andrae, Eberh. Fr. 187
 Anfossi, Pasquale 84, 168, 169
 Anger, Alfr. 71
 Anhausen a. Brenz 45, 166 — b. Crailsheim
 (Gd. Gröningen) 45
 Ansbach 46, 63, 134, 139, 236, 237
 Anton, K. Glob. 241
 Aristophanes 36
 Arndt, Ernst Moritz 60
 v. Arnim, Achim 18, 20, 23, 33, 41, 62, 73,
 76, 80, 84, 90, 94
 Arnschwanger, Simon 46
 Arria 194
 Auberlen 179
 Augsburg 7, 11, 137, 151
 Ausonius, Jul. 60 — M. 59, 60, 245
 Aventin s. Thurmair

 Backnang 24, 38, 134
 Baggesen, Jens 100, 101, 103, 104, 107, 121,
 181, 242
 Bahnmaier, Jonathan Fr. 27
 Bahrdt, K. Fr. 9, 124, 180
 Baier, Herm. 161
 Bär, Fr. Lor. 133, s. a. Beer
 Basel 92, 223
 Bäumlein, W. 121, 123, 125
 Baur, Leop. 167
 Bayreuth 183, 228, 236
 Bebenhausen 159
 Bechstein, Susanne 45
 Becker, Rud. Zach. 11, 123, 126, 129, 224

 Beer, Gg. Fr. 133
 van Beethoven, Ludw. 194
 Bek (Fräulein) 160, 163—165, 184, 186, 191,
 192
 Bengel, Apollonie 46
 vom Berg, Georg 49 — Michael 47 —
 Susanne 46, 48
 Bergkreyen 226
 Berlin 12, 37, 41, 50, 64, 70, 74, 84, 89, 101,
 131, 134, 139, 150, 183, 200, 225, 230, 236,
 241
 v. Bernstorff, Graf And. Peter 182
 Bertrand, Hg. v. Aquitanien 217
 Besserer 43
 Beyschlag, Daniel Eberh. 137, 142 — Jo.
 Konr. 48 — Josef 49 — Sus. Marg. 48
 Biberach 32, 43, 51, 68, 224
 Bibersfeld 46
 Biedermann, Rud. Max. 40, 96
 Bielefeld, Detl. Fr. 122
 Bigendorf, Ludw. 96
 Bilfinger, Amandus 113—115
 Birlinger, Anna, Baltasar 225
 Birmingham 157
 Blaubeuren 28, 38
 Bleibinhaus, Firmus 161—165, 196—199,
 243
 Blümcke, M. 27
 Blümml, E. K. 225
 Bock, Chf. Wilh. 5, 39, 172, 238
 Böckh, August 142 — Chn. Gottfr. 20, 26,
 37, 39, 70, 120, 123, 125, 137, 142 —
 Friedrike s. Abicht — Gg. Chf. Fr. 142
 Böckmann, Paul 167
 Bodmer, Jo. Jak. 61
 v. Böhnen, Frhr. Karl Axel 198, 200, 243 —
 Sofie gb. Schertel 198
 Boie, Heinr. Chn. 158, 223
 Bolte, Johs. 74
 Bonhöf(fer) 7, 46, 47 — Dietr. 46 — Hans
 Gg. 49 — Hans Heinr., Jo. Chf. Heinr.,
 Jo. Friedr. 48 — Sofie Elis. Chr. s. Gräter
 Bonn 108
 v. Bonstetten 193
 Bopfingen 28, 38
 Böringer 46
 Boswell, James 184
 Böttiger, K. Aug. 126, 234, 241, 244
 Boye, C. J. 107
 Braunschweig 11, 20, 40
 v. Braunschweig, Herzog 196

Breitinger, Jo. Jak. 61
 Bremen 176, 180, 182
 Brentano, Klemens 16, 23, 48, 62, 73, 76, 94
 v. Brentano 160 — Dominikus 125, 146, 147
 — Marianne s. Ehrmann
 Brenz, Johannes 45, 46
 Breslau 26, 39, 65, 101, 109, 128, 134, 236
 s. a. Heinrich
 v. Bretagne, Thomas 194
 Bronner, Franz Xaver 165
 Brun, Friedrike, gb. Münter 181
 Brutus (M. Junius) 193
 Bubenorbis 133
 Buchen 46
 Buchenbach 48
 Bücher, Karl 82
 Buchweiler 223
 v. Bühler 186
 Burckhardt, Jakob 31
 Burger, Heinz Otto 18
 Bürger, Elise (gb. Hahn 168 — Gottfr. Aug.
 74, 75, 89, 121, 125, 166, 168
 Burghausen 47
 Buri, Chn. K. E. Wi. 121
 Busch, Maria 46
 Büsching, J. G. 78
 Büschler, Hermann 43

Caesar (C. Julius) 27
 Calbe s. Kalbe
 Campe, J. H. 12
 Carlsson, Anni 181
 Caroli, A. 178
 Celle 126
 Chicago 89
 Cicero (M. Tullius) 16, 27, 31, 39, 68, 117,
 241, 248
 Claudius (Kaiser) 194
 Clery 149
 Closter s. Jemgumer
 Clüvers, Phil. 97
 Coburg 134
 Consbruch, Jo. Fr. 14, 125, 153, 154, 163,
 164, 166, 183, 192
 Conz, K. Phil. 26, 124, 187, 188
 Corday, Charlotte 55, 193, 194
 Cossonay (Waadt) 178
 Cotta (Jo. Fr.) 158
 Crailsheim 24, 38, 46, 127
 Cramer (Jo. Andr.) 98, 127, 128
 Cröffelbach 43
 v. Cronegk, Jo. Fr., 127
 Crusius, Martin 43
 v. Czablitzky, Gräfin Fr. Wilh. Karol. 184,
 186 — Graf Karl 184

Dahenfeld 43
 v. Dalberg, K. Theodor 34, 54, 243
 v. Dänemark, Kg. s. Friedr. VI.
 Darmstadt 181, s. a. Hessen

Daumer, Eduard 96
 Decker-Hauff, H. 44
 Degen (Jo. Fr.) 120
 Dessau 224
 Denis, Mich. („Sined“) 36, 40, 54, 61, 63,
 65, 129
 Diesch, Karl 236
 Dietl, Gg. Alois 14
 Dinkelsbühl 39
 Diterich, J. S. 124
 v. Ditzfurth, Frhr. Franz Wilh. 225
 Ditters v. Dittersdorf, Karl 169
 Docen, Bernh. Jos. 122
 Döhlinger s. Redlinger
 v. Dohm, Konr. Wilh. 158
 Dölker, Helmut 41, 51, 146
 Donaueschingen 39
 Dörfner, Ignaz 189
 Döring, Heinr. 5, 12, 40, 52, 68
 Dortmund 41, 102, 188
 Dötschmann 22
 Douce 120
 Dresden 54, 66, 101, 131
 Drück, Fr. Ferd. 139
 Duisburg 174
 Dünninger, Josef 6, 25, 36, 40, 131
 Durlach 46
 Dürr, Jo. Leonh. 49 — Otto 188
 Düsseldorf 97

Eberhard Ludw., Hg. v. Württemberg
 218, 225
 Eberhard, Adelheid, Lupold, Sitz 45
 Ebingen 28, 38
 v. Eck, Leonhard 111 — Oswald 111, 117
 Ehrmann, Marianne, gb. v. Brentano
 („Amalie“) 13—15, 31, 37, 124—126, 131,
 135—200 — Theophil Fr. 13, 33, 37, 41,
 135—200
 Eichstädt, Heinr. K. Albr. 229
 Eidenbenz, Chn. Glob. 157, 178—180, 183
 Eisenmenger, Johann, Kath. 45
 Ellwangen 114—116
 Elschenbroich, Adalbert 181
 Elwert, Anselm 121, 218, 226
 Emmelhofen 224
 Enis s. Ines
 Ensingen 177
 Erk-Böhme 78, 224—226
 Erlach (Kr. Backnang) 134
 Erlangen 8—10, 12, 17, 18, 37, 124, 134,
 139, 151, 177, 179, 188, 189, 197, 199
 Ersch-Gruber 40
 Erzberger, Matthias 112
 Eschach 188
 Eschenau b. Vellberg 4, 44
 Eschenburg, Jo. Joach. 81, 120, 122
 Eßlingen 113, 131, 181, 250
 Ewald, Johannes 89, 101—104
 Eyth, Rudolf 173

- Faber, Jo. Melch. 237 — Kath. Dor. Wi.
s. Meynier
- Fallenstein, Andr. Fr. Gg. 26
- Feder, Jo. Gg. Heinr. 197
- Ferber 128
- Feuchtwangen 48
- Feyerabend, A. Marg. 48 — Hans Stefan 49
- v. Fichard, J. C. 85
- Fichte, Jo. Glieb 16
- Finsson, Hannes 191
- Firnhaber, Magdalene, Ursula 49
- Fischer, Glob. Nathan. 150 — Herm. 27,
40, 43, 62, 88, 123, 226
- Flachsland, Karol. s. Herder
- Flemming, Paul 88
- Flögel, K. Fr. 202, 223
- Forster, Reinhold 54
- Francke, Aug. Herm. 9
- Frank, J. 40
- Frankenau 121
- Frankfurt a. M. 89, 188, 219
- Franz II., Kaiser 160
- Franz, Fr. Chn. 123, 160, 177, 183, 184
- Franziska v. Hohenheim, Hgn. 13, 37, 125,
180, 183, 196—200, 242, 243, 246
- Frauenholz 70
- Freiburg i. Br. 41, 110, 131, 224, 225
- Frels, Wilh. 40, 123
- Frenzel, Elis. 194
- Frey, Maria 46
- Friedmann, Albert B. 89
- Friedrich d. Gr., Kg. v. Preußen 36, 129, 198,
236 — I. Kg. Württemberg 21, 24, 34,
51, 53, 75, 114, 117, 194, 249 — VI. Kg.
Dänemark 182
- Frohmeyer, Theodor 40
- Fromm 224
- Fuchs, Chn. Dan. 189
- Fues, Ludw. Fr. 248
- Füßli 195
- Fugger, Ulrich 111
- Fulda, Fr. C. 40, 122, 124, 176, 177, 184
- Fülleborn, Gg. Gustav 9—11, 13—16, 18,
19, 22, 25, 32, 33, 37, 38, 64, 65, 67, 79,
91, 123, 127, 134, 164, 243
- Funk, Phil. 165
- Gabler, A. 160
- Gaildorf 27
- Gam(m)ersfelder 46, 47 — Jo. Peter Chf.
134 — Marta Elis. 48
- Gaß, K. Eugen 90
- v. Gaupp, Ludw. 22
- Gauß, Karol., gb. Huth 152, 168
- Gehring, Paul 131
- Geiger, K. Ignaz 158, 166—168
- Geislingen a. K. 43
- Gelbingen 20
- Gellert, Chn. Fürchtegott 122, 127
- v. Gemmingen, Dietrich 43
- Gentz, Friedr. 150
- v. Georgii-Georgenau, Eberh. 195
- Gerok, Karl 46
- v. Gerstenberg. Heinr. Wilh. 61, 129
- Geßner, Lotte 68 — Salomon 27, 39
- Giengen 28, 38
- Gießen 180, 226
- Giseke, Nik. Dtr. 128
- Gleim, Jo. Ludw. Wilh. 19, 26, 38, 54, 61,
63—65, 74, 123, 124, 245
- Glöklen 225
- Goedecke, Karl 40, 131
- Golther, W. 103
- Göppingen 28, 38
- Görlitz 241
- Görres, Josef 84
- Gotha 11, 32, 35, 70, 151, 240
- Goethe, Jo. Wolfg. 3, 15, 16, 46, 68—71,
75, 99, 102, 159, 188, 240
- Göttingen 74, 126, 139, 197
- Gottsched, Jo. Chf. 10
- Götz, Jo. Nik. 61, 63
- Götzelmann, Ambros. 224
- Gradmann, Jo. Jak. 40, 131
- Graff, Anton 70
- Gräff 124
- Gräter (Greter, Grether), Adam 45 — Andr.
43, 46 — Anna 45 — Barb. 45, 46 —
Berthold (versch.) 43, 44 — Bernhard
43 — Bonifaz 45 — Christ. Sus. Marg.
(Schwester) 19 — Christof 45, 46, 49 —
Chf. Heinr. 46 — Eva 45 — Felix Kasp.
43 — Franz 46 — Friedrich 43, 46 — Fr.
David (durchgehend) (Stiefkd. s. Haspel)
— Gg. Ludw. 153 — Hans (versch.) 44,
45, 46 — Hans Heinr. 46, 48 — Heinz
(versch.) 44, 45 — Jakob (versch.) 43, 45,
46 — Jo. Heinr. 46, 48 — Karoline (gb.
Hoffmann) 20—22, 24, 28, 38, 246, 247 —
Kaspar (versch.) 43, 45, 46 — Kath. 44 —
Konz (versch.) 44 — Leonh. 45 — Lorenz
45 — Ludw. Peter (Vater) 7, 17—19, 38,
46, 48, 183 — Luise (Tochter) 20, 24, 33,
38, 246, 247 — Marg. 42, 45, 46 — Mich.
45 — Nanne (gb. Spittler) 19, 20, 38 —
Sofie E. Ch. gb. Bonhöffer (Mutter) 19,
20, 38, 48 — Thomas 44 — Vinzenz 43,
46 — Wolfg. Heinr. 46, 48
- Gräter gen. Ungerech (Ungeraut) 43
- Greifswald 41, 96, 108, 123
- Greter, Jo. Jak. 44 s. a. Gräter
- Grether v. Stafflangen 43 s. a. Gräter
- Greverus, Ina-Marie 40
- Griesinger, K. Theod. 30, 40
- Grillparzer, Franz 27
- Grimm, Jakob 7, 24, 27, 34, 40, 62, 88, 90,
94, 109, 123, 226 — Wilh. 40, 85—88, 90,
94, 109, 224
- Groß, Eufros. Kath. 48 — Hans Gg. 49
- Grube, Walter 24
- Gründelhardt 133
- Grundtvig, N. F. S. 101

Gruol 173
 Gschwend 27
 Gundelsheim 43
 Gundersdorf, Franz 189, 191
 Günzburg 165

 den Haag 149
 Häfeli s. Höfelin
 Hagen, Aug. 190 — Walter 174
 v. d. Hagen, Fr. Heinr. 78, 109, 123
 Hahn, „die“ 189 — Else s. Bürger — Phil.
 Matth. 125, 174
 Hainebach, Hans 180
 Halberstadt 64, 150, 245
 Halder 111
 Hall (Schwäbisch) 7, 8, 10, 11, 15—25, 28,
 31, 37—49, 60, 67, 82, 85, 109, 112, 113,
 115—117, 119, 122, 124, 131—134, 137,
 151, 153, 187, 199, 209, 227, 228, 230,
 231, 248, 249
 Halle a. S. 5, 8, 9, 11, 16, 27, 37, 40, 50,
 51, 82, 139, 164, 177—180, 183, 188, 192,
 199, 200, 239
 Haller, Jo. Dav. Fr. 152
 v. Haller, Albr. 181
 Haller v. Hallerstein (Nürnberg) 47
 v. Halm 121
 Hamann, Jo. Gg. 75
 Hamburg 65, 182, 240
 v. Hardenberg, K. Aug. Fürst 236, 237
 Haering, Kurt 183
 Hartig, Otto 111
 Hartmann, Chn. Ferd. 195 — Jo. Gg. 157,
 178, 180, 192, 194 — Jo. Gg. Aug. 195 —
 Julius 131
 Haspel 38 — (Stiefkinder Gräters) 23
 Häßlein, Jo. Heinr. 26, 39, 93, 121, 124, 223
 Haßler, Dietrich 96
 Hauff, Wilhelm 46
 Haug, Balt. 151 — Jo. Chf. Fr. 26, 121,
 128, 151, 183
 Hausen a. Rot 189
 Hausleutner, Phil. Glieb. Wilh. 66, 84, 142,
 160, 163—165, 173, 174, 176, 187, 189,
 191, 192
 Hebel, Jo. Peter 66
 Hechingen 225, 226
 Heerbrand 193
 Hegel, Gg. Wi. Fr. 46
 Heidelberg 25, 26, 38, 39, 45, 46, 57, 86,
 87, 99, 107, 178, 224
 Heideloff 125
 Heidenheim a. Brenz 24, 28, 38, 225
 Heilbronn 40, 43, 46, 47, 88, 114, 123, 224,
 226, 246
 Heinrich IV., Hg. Schlesien-Breslau 63
 Heinze, K. Chn. Traugott 26, 75, 122, 128,
 129
 Heller, Anna Marie 49
 Hennike 126

Herder, Jo. Gottfried 6, 15, 20, 31, 32, 34,
 51, 54, 61, 64, 65, 73—77, 79, 81, 83, 84,
 125—127, 188, 201, 213, 225, 234, 239—
 241, 248 — Karoline gb. Flachsland 20, 76
 Hermann, David Fr. 161, 184—186 —
 Marg. 49
 Herolt, Johann 44, 47
 v. Hertzberg, Ewald Fr., Graf 12, 35, 37,
 54, 236, 243
 v. Hessen-Darmstadt s. Luise Aug.
 Hessential (Schw. Hall) 44
 Hettner, Herm. 169
 He(t)zel, A. Magd. 48 — Chf. 49
 Hildesheim 225
 Hiller, Jo. Adam 169
 v. Hinsberg, Joseph 121
 Hiort 121
 Hipler 46 — Wendel 47
 Höck, Jo. Karl 26, 27, 122
 Hof a. S. 228
 Höfelin („Häfeli“), K. Aug. Heinr. 157,
 163, 165
 Hoffmann 122—152 — Blandine 49 —
 Wilh. 111
 (Hoffmann) v. Hofmannswaldau, Chn. 88
 Hofmann, Karol. s. Gräter
 Høegh Guldberg, F. 99
 Hohbach, Gustav 31, 96, 121
 Hohenasperg 154
 Hohenheim 13, 37, 125, 131, 185, 196, 197,
 242, 243, 246, s. a. Franziska
 Hölderlin, Fr. 26, 27, 167, 188
 Hölty, Ludw. Heinr. Chf. 74
 Hölzle, Erwin 200
 Homer 50, 52—54, 68, 100, 126, 171, 242
 Hommel, Wilh. 6
 Honhardt 49
 Hopfach 45
 Horaz 36, 126
 Horlacher, Afra, Agathe 49
 Hornung, Hans Gg., M. Elis. 48 — Peter 49
 Høst, Jens Kragh 96, 107
 Hubertus, Heiliger 217, 218
 Hufeland, Chf. Wilh. 16 — (Justizrat) 229
 Hufnagel, Wilh. Fr. 8, 16, 120, 188
 v. Humboldt, Alex. 188 — Wilh. 16
 Huß, Engelin, Peter (versch.) 45
 Husuadel (Huswadel), Christiane 142—144,
 163—165, 182, 187 — Jo. Dav. 142
 Huth, Karol. s. Gauß
 v. Huth, Phil. Jak. 146

 Jacobi, Fr. Heinr. 174
 Jäger, Gg. David 133
 Jagstrot (eigtl. Jochsrot) 43, 44
 Jansen, F. J. 102
 v. Jasmund, Freiherr 22—24
 vom Jemgumer Closter, Friedr. Gottlob
 67, 122
 Jena 16, 17, 27, 49, 54, 126, 134, 139, 150,
 151, 231, 235

- Illertissen 224
 Ilmenau 41
 v. Imhof (Nürnberg) 47
 in der Buochen, Hans 224
 Ines (Enis) 46 — Jakob 49 — Jo. David,
 Marie Marta Konst. 48
 Ingelfingen 24, 38, 247
 Josef II., Kaiser 36, 63 — Ehg. v. Öster-
 reich 160
 Irtenkauf, Wlolf. 110, 112, 114
 Isn'y 13, 148
 Jungheim 152
 Justi, K. Wlth. 59
 Juvenal 117
 Juvigny (J. Snt. Rigoley de) 79

 Kalbe a. S. 228
 Kant, Immanuel 16, 55, 126, 137, 185, 186,
 197
 Karl d. Große, Kaiser 75 — K. August, Ghg.
 v. Sachsen-Weimar 234 — K. Eugen, Hg.
 v. Württemberg 13, 37, 131, 134, 139, 153,
 158, 164, 170, 173, 184, 190, 196—200,
 242, 243, 246 — K. Theodor, Kf. v. Pfalz
 u. Bayern 177
 Kassel 38, 92, 223
 Katharina II., Zarin 36
 Kaufmann, Johann 159 — Julie gb. Schu-
 bart 159, 163, 170
 Kausler, Chn. 113
 Kempten 146
 Keppler, Uta 198
 Kerner, Justinus 188
 Ketzell, Lukas 47
 Kilchsperger, Jo. Heinr. 157
 Kinderling 245
 Kirchberg a. J. 24, 38
 Kirchheim u. T. 27, 38
 Kitzingen 46, 49
 v. Klein, Anton 177
 Klopstock, Fr. Glieb. 8, 19, 20, 26, 38, 40,
 41, 51, 54, 57, 58, 61, 65, 68, 98—100,
 102, 128, 129, 241, 143
 Knapp, Gg. Chn. 8
 Koch, E. E. 181 — Erduin Jul. 33, 125, 139,
 183, 236, 241 — Lorenz Mich. 49 —
 Marie 46, 48
 Kochendorf 133
 Kochendörfer, F. D. 31
 Kolb, Chn. 8, 21, 41 — Wlth. 41
 Koler (v. Neunhof, Nürnberg) 47
 Köln 97
 Komburg (Schw. Hall) 44, 110—119, 189
 Kopenhagen 6, 38, 95, 97, 99, 101—103,
 107, 108, 137, 172, 180—182, 242
 Kosegarten, Ludw. Theobul 127, 129, 248
 Kost, Emil 6
 Köstlin, Therese 46
 Kotzebue, August 69
 Krage, Rolf 98

 Kranz 179
 Krapf 113—115
 Krause 227
 Krauß, Rudolf 41, 131 — Wilhelm 29
 Kretschmann, K. Friedr. 51, 129
 Krieger, Martin 236
 Kü(he)kopf 45 — Eva — Hans — Heinz 44
 Künzlg, Jo. 178
 Kutter, Jo. Martin 32

 de La Bruyère, Jean 241
 Lahnstein, Peter 190
 Lamparter v. Ramsbach, Hans 47
 Landshut 165
 Lang, Gustav 161
 Langebek, Jakob 191
 Langenburg 24, 38
 Lappe, K. Glieb. 121
 Lappenberg J. M., 20, 40
 Lastin, Glieb. Abrah. 167, 183 — Nane 167
 Lauterburg 188
 Lavater, Jo. Kasp. 13, 14, 125, 178—182,
 185, 243 — (Tochter) 178, 180—182, 185
 Lebkucher, Kath. 47
 Lecher, Hans 44
 Lehmann, Paul 111, 119
 Leibnitz, Gfr. Wlth. 164
 Leipzig 37, 39—41, 45, 51, 52, 54, 81, 82,
 89, 93, 95, 97, 103, 134, 139, 150, 224,
 225, 230, 231, 236, 239, 240, 245
 Lemgo 131
 Lenz 126
 de Lessert, Heinr.-Ludw. 178, 193, 195
 Lessing, Ghold. Ephraim 81, 91, 139
 Leube, Martin 164
 Leutwein, Phil. Jak. 8
 Levy, Paul 74
 Leyden 97
 Liebenau, Ludw. K. Chn. 157, 159, 160
 Liebeskind, Amalie, gb. Wieland 234, 243,
 244 — August 234
 Linz a. D. 46, 49
 Liutbert, Erzbischof 224
 Lochinger, Hans 46, 47
 Löchner, Gg. Salom. 48 — Jo. Mich., Marie
 Elis. 49 — Sus. Kath. 48
 Löffler, Karl 110—112, 116, 119 — Peter 46
 Lohre, Heinr. 5, 7, 17, 27, 36, 41, 73—75,
 80, 84, 88, 94
 London 111, 150, 157
 Lonsee 225
 Loesch, Jo. Fr. 236, 237
 v. Löwenfink, M. Apoll. s. Sayn
 Löwenstein 45
 Ludwigsburg 113—116, 183, 196
 Luise Aug. (v. Hessen-Darmstadt), Hgn. v.
 Sachsen-Weimar 234, 242
 Luther, Martin 111
 Lüttich 217
 Luxdorph 103

- Maastricht 217
 Macdonald, James 234, 244
 Mack, Jo. Jak. 127
 Mackensen, Lutz 84
 Macpherson s. Ossian
 v. Madeweis, Jo. Gg. 200
 Magdeburg 134, 194
 Magon, Leop. 102, 108, 109
 Magnusson, Finnur 96, 121, 122
 Maienfels 48
 Majer, Hans 49
 Mainz 180, 182, s. a. Liutbert, Ebf.
 Mallet, Paul Henri 97
 v. Mandelsloh, Gf. 22
 Mangolt, Hermann 47
 Mannheim 63, 139, 177
 Mäntler 193
 Marat, Jean Paul 55, 193
 Marbach 11, 55
 Marburg 40, 226
 Maria Theresia, Kaiserin 36, 63 —
 (v. Neapel, Gemahlin Franz II.) 137, 160
 Martial 19
 Martin(i), Vincente 169
 Matthiesson, Fr. 54, 65, 193—195
 Matti, W. 188
 Mauren 142
 Mayer, Franz Xaver 113, 114 — Karl 178
 Mayr, Beda 126
 Meier, Ernst 224, 225
 Mendelssohn, Moses 127
 Mercy, Wilh. 173, 190
 Mereau, Sofie 16
 Mergentheim 46
 Merkel 242
 Mertens, Hier. Andr. 11
 Metz 223
 Metzler 151
 Meusel, Jo. Gg. 9, 10, 16, 124, 131, 177
 Meyen, F. 108, 109
 Meyer, Herbert 178, 188, 194
 Meynier, Jo. Heinr. 125, 179 — Kath. D. W.
 gb. Faber 179 — Luise 20, 179, 189
 Mezger, Jo. Jak. 158 — M. Dor. s. Seiler
 Michelfeld 45, 46, 133
 Mildheim 11, 35, 74, 224
 Mindlingen 46
 Minor, Marg. 193
 Mittelfischach 45
 Möckmühl 24, 38
 Modius, Franz 119
 Mohl, Robert 46
 Mohr & Zimmer 25, 38, 39, 57
 Möller 242 — Jens 53, 96, 101, 102, 107, 121
 Mömpelgard 181
 Montlucon, Abbé de Villars 244
 Morande 150
 Mörike, Eduard 44, 46, 224
 Mosbach 228
 Moser, Hugo 6, 41, 108, 131, 223 — Jo. Jak.
 46
 Möser, Justus 74, 218, 226
 Mozart, Wolfg. Amad. 151, 183, 186
 Müller, Erasmus 96 — Hermann 112 —
 Jak. Fr. 134 — Johann 160 — Jo. Gottus
 51 — Konr. 110 — Maria 49
 v. Müller, Johannes 76
 München 66, 111, 177
 v. Münchhausen, K. Lud. Aug. Heino 35,
 39, 58, 103, 121 — M. E. Luise 20
 Münsingen 28, 38
 Münter, Baltasar 98, 181 — Friedrike s.
 Brun
 Munz 157
 Murrhardt 24, 38
 Musäus, Jo. K. Aug. 176, 232
 Nägele, Eugen 167
 Narr, Dieter 41, 50, 224
 Nast, Jo. 151 — Jo. Jak. Heinr. 151
 Nehrlieh, Karl 225, 226
 Neresheim 139, 190
 Nettelblatt, Daniel 239
 Neubeck, Valer. Wilh. 121
 Neubronn 131
 Neuenstein 46
 Neuhausen b. Worms 117
 Neumünster 102
 Neustadt a. A. 69
 Neustätter, Erasmus 111, 112, 117, 119 —
 Jo. Chf., Sebast. 119
 Neustrelitz 39, 103
 Nicolai, Fr. 74, 81, 85, 127, 225, 226
 Niemeyer, Aug. Herm. 8, 9
 Nipp, Gg. K. Fr. 183
 Nördlingen 26, 137, 139, 160
 Normann v. Ehrenfels, Phil. Chn. Fr. 113—
 115
 Nösselt, Jo. Aug. 8, 9
 Nübling, Theod. 96
 Nürnberg 5, 12, 26, 37, 39, 43, 47, 49, 70,
 93, 134, 139, 151, 160, 226, 230, 236, 238
 Nyerup, Rasmus 32, 95, 96, 99, 101, 102,
 107, 109, 122, 172, 201
 Nymwegen 47
 Oberginsbach 114
 Oberlin, Jer. Jak. 15, 24
 Oberscheffach 43—45
 Obersontheim 46
 Oechsle(n) 134
 Oehlenschläger, Adam 99, 101
 Öhringen 43, 46
 Orlach 191
 Ortenburg 48, 49
 Ortlieb 187, 189, 192
 Ossian (Macpherson) 51, 52, 73—77, 83, 89,
 90, 92, 154, 225, 240, 241
 Oßmannstedt 16, 38, 67, 70, 75, 230, 231,
 233—235, 239, 243, 244
 Ostenberger, Christine s. Traub
 v. Österreich, Ehg. s. Josef

- Otfried v. Weißenburg 51, 210, 224, 240
 Otterbach 44
 Ovell 161
 Ovid 16, 53, 228
- Pahl, Jo. Gottfr. 14, 19, 21, 33, 34, 41, 66,
 131, 145, 151, 165, 172, 248—250 — Wil-
 helm 248
 Paisiello 169
 v. Palm, Jo. Bapt. Jak. Josef 181 — Karol.
 Aug. Chr. (Stella) 181
 Paris 109
 Parrot, Jo. Ludw. 23, 114
 Paetus, Caecina 194
 Patzke, Jo. Sam. 51
 Paul, Jean (Richter) 231
 Paulus, Heinr. Eberh. Glieb. 16
 Percy, Thomas 75—77, 223
 Pescheck, Chn. Adolf 123
 Petersen, Jo. Wilh. 26, 116, 118, 124, 139,
 142, 187—189
 Petsch, Rob. 82
 Peuckert, W. E. 31
 v. d. Pfalz s. Karl Theodor
 Pfeffel v. Kügelstein, Chn. Fr. 122 — Glieb
 Ko. 187
 Pfeifer 176
 Pfeilsticker, Walter 131
 Pfinzing (Nürnberg) 47
 Pfrang 114
 Pinck, Louis 223
 Pinkerton 77
 Planck, Karl 46
 Plassenburg (Kulmbach) 44
 v. Plieningen, Dietrich 111, 117
 Plinius 25, 62
 Ploucquet, Jo. Gfr. 164
 v. Polheim 49
 Posingen 137, 142
 Pontoppidan, Karl 191
 Prag 47
 Pram, Chr. H. 99, 101, 104, 242
 Prättigau 224
 Prescher, Heinr. 27
 Promies, Wolfg. 151
 v. Preußen, Kg. s. Friedr. d. Gr.
- Rabener, Glieb. Wilh. 128, 176
 Racine, Jean 102
 Radspieler, Hans 41, 165
 Rafn, K. Chn. 97, 122
 Rahbek, Knud Lyhne 99, 121
 Raiffeisen, Anna Marie 49 — Jörg 46
 Ramler, K. Wilh. 63, 125
 Ramsay, Allan 77
 Rask, E. 97
 Ravensburg 32, 46, 131
 Redlinger, Joh. Sofie Sus. Fr. — M. Barb.
 gb. Döhlinger — Wolfg. Jak. 191
 Regensburg 46, 48, 49, 76, 225
 Rehlen, Esayas 142
- Reichard 151
 Reinerz 128
 Resenius 104
 v. Retzer, Josef Fr. 40, 63
 Reuchlin, Johann 54
 Reynitzsch 209
 Reyscher, A. L. 225
 Richter (Jean Paul) 231
 Ritson 77
 Ritter, Baltasar 46 — Glieb. Fr. Chf. 133
 Rittmann, Jakob 133
 Rohnfelder, Phil. Ernst 15
 Romig, Jo. Fr. Imman. 17
 Roos, Carl 108, 109 — Magn. Fr. 166
 Rösch 125
 Rosenberg 46
 Rosenzweid, Heinr. 47
 Rösler, Hans 45 s. a. Rößler
 Rössig, K. Glob 122
 Rößler, Barb. 45
 Rot a. Rot 173, 224
 Rothenburg o. T. 46—49
 Röther, Jo. Wilh. 91, 92, 157, 178, 192, 194,
 195
 Rottenburg a. N. 190
 Rottweil 46, 173
 Rousseau, Jean Jacques 90
 Rüdiger, Jo. Chn. Chf. 11, 89, 124, 125, 183
 — Minna 125
 v. Rudolstadt, Fürstin: wohl Auguste v.
 Gotha, Ww. d. Fst. Fr. Karl v. Schwarz-
 burg-Rudolstadt
 Ruß, Jo. K. Andolin 121
- Sachs, Hans 26
 v. Sachsen-Gotha, Auguste, s. Rudolstadt —
 S.-Weimar s. Karl Aug.
 Sägmüller, Jo. Bapt. 190
 Salat, Jakob 34, 165, 248, 249
 Salem 161
 Sämund 201, 223
 Sandwig 201
 Sarti 169
 Sathmar (Szatmar) 223
 Saxo Grammaticus 103
 v. Sayn-Wittgenstein-Hohenstein, Gf. Ludw.
 Ferd. 160, 184 — M. Apoll. gb. Löwen-
 fink 157, 160, 184, 185, 192 — Töchter
 160, 184, 186
 Seckel, Marg. 45
 v. Seckendorf(f), Jo. K. Chf. Fr. 180 — Karl
 Aug. Gfr. 180 — Leo 75, 76, 84, 128, 225
 Seiferheld 38 — Gg. 49 — Gg. Fr. 47, 48
 — Jo. Gg. 48 — Sus. Marg. 48
 Seiffert, Hans Werner 230
 Seiler, Johann 158 — M.-Dor. (gb. Mezger)
 158, 162, 163, 183
 Semler, Jo. Salomo 8, 9
 Seuffert, Bernh. — Marg. 230
 Seume, Jo. Gfr. 35
 Seybold, Dav. Chf. 21, 23, 26, 202, 223

Seyboth, Heinz 44
 Shakespeare, William 69, 152
 Siber, Lorenz 49 — Marie 48
 Silcher, Fr. 27
 Sined s. Denis
 Sjöberg 242
 Snorri 104
 Sokolowsky, Rud. 41, 188
 Sokrates 126
 Solitude b. Stuttgart 183, 196
 Solleder, Fridolin 41, 69
 v. Suhm, Peter Fr. 37, 137, 172, 181, 191
 Sulzbach a. Murr 133, 134
 Sulzdorf b. Hall 10, 37
 Sumarokow, Alexander 36
 Suppingen 224
 Svendsen, W. 102
 Swarzenski, Hanns 111

 Schadewaldt, Wolfgang 242
 Schaffhausen 158
 v. Scheler, Eugen 154, 155, 157, 180, 182 —
 Jo. Jak. 154, 155 — Karl E. F. 154
 Schenkel, Thomas 46
 v. Schertel, Sofie s. v. Böhnen
 Scherz, Jo. Gg. 240
 Schiller, Friedr. 16, 26, 68—71, 98, 131, 167,
 181, 183, 185, 188
 Schillingsfürst 39
 Schlegel 128 — Aug. Wilh. 54, 89 — Friedr.
 54
 v. Schlesien s. Heinr. IV.
 Schlichtegroll, Ad. Hr. Fr. 15, 32, 70, 125—
 127
 Schmid, Chn. Heinr. 223 — Gg. 49 — Hans
 Gg. — Jo. Kasp. — Marg. Barb. 48
 v. Schmid, Jo. Chf. 27, 121, 177
 Schmidt, 126 — Mich. Ign. 154
 Schmieder, J. G. 180, 182
 Schneider, Barbara 45 — Eulogius 190 —
 Herm. 41
 Schöntal 26
 Schorcht, Juliane 239 — Karoline (gb. Wie-
 land) 239, 243 — Wilhelmine 51, 68, 244
 Schornbach 189
 Schorndorf 33, 39, 48
 Schott 117
 Schubart, Chn. Fr. Dan. 20, 37, 46, 61, 66,
 123, 126, 150, 154, 157, 166—168, 170,
 174—176, 178, 243 — Helene (Witwe)
 157, 159, 163, 197 — Julie s. Kaufmann
 — Ludwig 126
 Schübler, Chn. Ludw. 114, 115, 119, 122,
 125
 Schultes, D.-A. 30, 31
 Schumm, Karl 41
 Schütz, Chn. Gfr. 16, 17, 27, 40, 54, 70, 227
 Julius 40
 Schütz-Danovius, Henr. 122
 Schwab, Heinr. W. 223
 Schwabach 142

Schwäb. Hall s. Hall, Hessental, Kumburg,
 Steinbach, Unterlimpurg
 Schwarz 28, 224 — Irmgard 3, 6, 7, 15, 16,
 20, 21, 32, 40, 41, 70, 80, 96, 97, 99, 101,
 104, 107—109, 123, 125, 172
 v. Schwarzburg s. Rudolstadt
 Schwegler, David 183
 Schweizer, Phil. 193
 Schwend, Alex. Ehrenreich 188 — Barbara
 46, 48 — Christof 49 — Emil 40

 Spieß, Chn. Heinr. 69, 151
 Spittler, Christine Th. F. (Nanne) s. Gräter
 — Ludw. Tim. 114
 Springer, O. 101—103
 Stadel (Gd. Unteraspach) 43, 44
 Stadelmann, Heinz 44
 Stadtmann, Burkhard 45 — Joß 49 —
 Marie 49 — Nik. 44
 Stäking 125
 Stammler, Wölg. 40
 Stäudlin, Ghold. Fr. 167, 189
 Steig, Reinhold 41
 Steinbach (Schw. Hall) 46
 Steinkirchen 48
 Stellweg, Sus. Elis. 122
 v. Stetten, Paul 11
 Stichling, Julie gb. Wieland 244
 Stöckenburg (Vellberg) 45
 Stohn, Frau 152
 Storr, Glob. Chn. 8
 Storz, Gerhard 6
 Straßburg 15, 147, 148
 Strich, Fritz 41
 Strobel, Baltasar 46 — Barbara 49
 Ströbel 152
 Stuart, Gräfin 157
 Stuttgart 7—11, 13—16, 18, 19, 26, 28—30,
 39—41, 64, 91, 96, 100, 101, 110—114,
 116—132, 134—200, 243, 246, 250

 Tacitus 59
 Terenz 117
 Theokrit 59, 155
 Thill, Jo. Jak. 26, 121
 Thorild, Thomas 241
 Thorkelin 96
 Thorlacius 96
 Thurmair, Jo. (Aventin) 111, 113
 Tiemann, Ilse 8, 47, 65
 Tode, Jo. Clem. 121
 Tonnelat, Ernest 109
 Torhaus 191
 Torm, Eric 122
 Traub, Christiane gb. Ostenberger —
 Christof 171
 Trautwein, Erich 121
 Trautwetter 123
 Tressant, Graf (Louis-Elisabeth de la
 Vergne) 194
 Treutwein, Eitel 117

- Tripplin 121
 Tübingen 4, 5, 8, 14, 21—23, 27, 39—41,
 49, 74, 97, 101, 108, 160, 161, 164, 167,
 188, 193, 224, 248
 Türk 179
 Türnagel, Dorothee 45
 Tytler, William 76, 77, 79, 212, 225

 Uhland, Ludwig 6, 46, 100, 108, 167 —
 Robert 131
 Ulm 7, 24, 27—29, 31, 32, 34, 38—40, 50,
 64, 65, 95—97, 121, 177, 224, 240, 250
 Unterlimpurg (Schw. Hall) 45
 Untermünkheim 46
 Unterscheffach 44
 Urach 28, 38, 246
 Urfev 77
 Uz, Jo. Peter 54, 63, 64, 236

 Vaihingen a. E. 188
 Velntien, Freerk 110, 113
 Valentinian, Kaiser 59
 Veessenmeyer 27—29, 247
 Veinau 44
 Veldner, Guta 110
 Vellberg 32, 183, s. a. Stöckenburg
 Vellnagel, August 22, 23
 Venedig 113, 150
 Vergil 117, 155
 Vieweg 150
 Voltolini, Josef 151, 152
 Voß, Jo. Heinr. 66, 74, 188, 248

 Wacker, Gerhard 112, 117
 Wagner, Heinr. 193 — Jo. Dan. 39 — Rich.
 41
 Waiblingen 134
 Wais, Gustav 138, 187
 Waiß, Susanne 46, 49
 Waldenburg 46, 48, 49, 122
 Walter v. d. Vogelweide 63
 Warton 120
 Webster 157
 Weckherlin, Rudolf 124
 Weckrieden 46
 Weidenbach, Apoll., Wolfg. 49
 Weidner, Jo. 43
 Weikersheim 24, 38
 Weimar 16, 67—70, 74, 76, 168, 225, 234,
 235, 241, 244
 Weingarten 119
 Weinmann, Konrad 45
 Weiße, Chn. Felix 26, 54, 123, 125, 169
 Weisenburg i. Els. s. Otfried
 Weisenfeld 177
 v. Weißer 96

 Weißert, Cfr. 74, 224
 Wenger, Barb.-Kath. 49
 v. Werkmeister, Benedikt Maria 124, 125,
 190
 Werther 152
 Wessel, Jo. Herm. 98
 Westheim 179, 189
 Wetzels, Hans-Peter 46
 Wiblingen 119
 Widmann, Gg. 43, 44, 47
 Wieland, Amalie s. Liebeskind — Chf.
 Martin 16, 17, 20, 21, 33, 38—40, 51, 54,
 55, 66—70, 75, 100, 101, 103, 104, 106,
 108, 122, 123, 181, 188, 193—195, 230—
 245, 248 — Julie s. Stichling — Karol. s.
 Schorcht — Luise 244
 Wien 40, 63, 93, 137, 147
 Wildbad 19, 40
 Wildermuth, Adelheid 168 — Ottilie 46,
 168
 Wilhelm I., Kg. v. Württemberg 32, 39, 96,
 97
 Wilna 20, 137
 Wimpfen 46, 47, 177
 Winkelmann, Jo. Jak. 50
 Winnenden 24, 38
 Winterthur 179
 Wiora, Walter 92
 Wittenberg 49
 v. Wittgenstein s. Sayn
 Wizenmann, Thomas 174
 Wolf, Fr. Aug. 9, 50, 52, 164
 Wolfenbüttel 81
 v. Wöllner, Jo. Chf. 124
 Woodhouselee 225
 Worm, Ole 191
 Wurmlingen 225
 v. Württemberg s. Eberh. Ludw., Friedr. I.,
 K. Eugen, Wilh. I.
 Würzburg 110, 160, 186, 224

 Young, M. 89

 Zahn 177, 188, 189 — Chn.-Jak. 158
 Zanker, Rich. 167
 Zeller, Eduard 46
 Ziegler, Ros. Just. 179
 Zittau 123
 Zobel v. Giebelstadt, Ko. Ludw. 112
 Zollikofer, Gg. Joach. 125
 Zumsteeg, Jo. Rud. 183
 Zürich 27, 39, 45, 157, 161, 181, 230
 Zusammzell 165
 Zweibrücken 122
 Zwiefalten 119

Inhalt

	Seite
Dieter N a r r: Vorwort	3
Dieter N a r r: Friedrich David Gräter (1768—1830). Biographische Bausteine . . .	5
Aus der Chronik von Gräters Leben	37
Zur Bibliographie	39
Gerd W u n d e r: Friedrich David Gräters Abstammung	42
Ahnentafel	48
Hans R a d s p i e l e r: Friedrich David Gräters literarische Position	50
Hermann B a u s i n g e r: Gräters Beitrag zur Volksliedforschung	73
Wilhelm F r i e s e: Friedrich David Gräter und die zeitgenössische dänische Literatur	95
Ulrich S i e b e r: Friedrich David Gräter und die Komburger Stiftsbibliothek . . .	110
Roland N a r r: Zum Stuttgarter Gräter-Nachlaß	120
Friedrich David Gräter: Mein Besuch bey Amalien und ihrem Gatten vom 24. 7. bis 12. 8. 1793 (kommentiert von Dieter N a r r)	131
Friedrich David Gräter: Ueber die teutschen Volkslieder und ihre Musik (kommentiert von Hermann B a u s i n g e r)	201
Brief Gräters an Schütz. 1797	227
F. D. Gräter an Ch. M. Wieland. 1798 (herausgegeben von Hans R a d s p i e l e r)	230
Pahl über Gräter	248
A b b i l d u n g e n:	
F. D. Gräter 1797	5
F. D. Gräter 1808 (nach Christof Friedrich Groß)	42
Titelblatt Braga	72
Handschriftenprobe aus Amalie	140
Amalies Wohnung (Skizze)	141
Stuttgart (Ausschnitt)	156
Gräters Altershandschrift (Brief an seine Frau)	246

Schriftleitung der Jahrbücher „Württembergisch Franken“:

Dr. G. Wunder, Archivrat K. Schumm, Dr. K. Ulshöfer

Schriftleitung dieses Bandes: Dr. D. Narr

Anschriften der Mitarbeiter:

Dr. Hermann B a u s i n g e r, Univ.-Prof., Ludwig-Uhland-Institut, 74 Tübingen, Schloß

Dr. Wilhelm F r i e s e, Dozent, 74 Tübingen, Sindelfinger Straße 79

Dr. Dieter N a r r, 7171 Eschenau über Vellberg

Roland N a r r, stud. phil., 74 Tübingen, Gartenstraße 25

Dr. Hans R a d s p i e l e r, Oberstudienrat, 7911 Burlafingen, Mozartstraße 506

Ulrich S i e b e r, Bibliotheksassistent, 7419 Riederich, Bismarckstraße 11

Dr. Gerd W u n d e r, Gymnasialprofessor, 717 Schwäbisch Hall, Postfach 664